
PAPAGEIEN-
MÄRCHEN
erzählt
von

Die Papageimärchen.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die

Papageimärchen

erzählt von

Moriz Wickerhauser.

Mit acht Skizzen illustrirt

von

Friedrich Gauermann.

„Es ist wohl Alles Reinen rein,
Doch schließt das Buch vor Kleinen ein."

Leipzig,

Friedrich Fleischer.

1858.

Vorwort.

In den nachstehenden Blättern liegt mein Versuch vor Märchen und Fabeln in der Weise zu erzählen, wie ich lange Jahre die Meddahe oder öffentlichen Erzähler sie vortragen hörte. Meine Wahl fiel auf jene Sammlung, der nach den Geschichten der tausend Nächte und nach den Bidpaifabeln keine ihrer zahlreichen Schwestern den Rang der Beliebtheit im Orient streitig zu machen wagt. Denkt man sich den Kern einer indischen Dattel, der auf persischen Boden fiel und dort Früchte trieb; stellt man sich weiter vor daß diese vom Zufall oder einer Karawane nach Aleppo oder Damask geschleppt und da eingesotten wurden, so hat man die ungefähre Genesis der Ingredienz, die ich vorsetze. Eines wäre dabei wohl fest zu halten, nämlich daß ich diese Märchen, an welchen sich die deutsche Literatur schon einmal schwer versündigte, erzähle, nicht weil sie indischen oder persischen Ursprungs, sondern weil sie mehrentheils gut sind; nicht um die Leser zu kulturgeschichtlichen Studien zu veranlassen, sondern um sie zu unterhalten; nicht um durch Salbung duftende Noten und in dieselben eingestreute, mit fremden Schriftzeichen gedruckte Worte die Vorstellung zu erregen:

man sei in dem Erzähler einem sehr gewissenhaften Sprachforscher begegnet — aus welcher den Lesern am Ende doch nur eine höchst mäßige Befriedigung erwüchse — sondern um einer guten Sache zu ihrem guten Rechte, das ihr bisher nicht wurde, zu verhelfen.

Es begab sich zwar schon im Jahre des Heils 1822 daß zwei deutsche Gelehrte, ein Doctor der Philosophie und ein Professor orientalischer Literatur, unterstützt von einer der ersten Verlagshandlungen aller deutschen Gaue die Lesewelt mit einen Buche Namens Touti Nameh (Papageibuch) beschenkten, das mit den zwei so gedruckten Worten auch zwei Fehler an der Stirne trägt — da die persische Sprache weder einen Doppellaut ou noch ein Dehnungs-h kennt — und in welchem das Stoffliche des Inhaltes der nachfolgenden Blätter vielleicht zum Drittel zu finden ist. Jenes Buch giebt nämlich die deutsche Übersetzung der englischen eines matten persischen Auszuges der Papageimärchen. Mir wurden sie durch die türkische, vor Jahren in Konstantinopel gedruckte Bearbeitung Sari Abdüllah Efendi's bekannt, der, als ungebildeter Türke und da es sich nur um Märchen handelt, gar nicht daran denkt seine Quellen anzugeben. Dafür erzählt er aber recht gut und launig, und sein Buch ist im Orient zum Durchbruche gekommen. Vom deutschen Papageibuche kann man gerade das Gegentheil sagen. Da läßt das Quellenstudium nichts zu wünschen übrig. Für gelehrte Noten, Nebenabhandlungen, zum Theil auch nicht zur Sache gehörige, ist reichlichst Sorge getragen. Doctor Iken und Professor Kosegarten stehen im Brillantfeuer der Sprachwissenschaft und der Kultur-Ästhetik. — Deutschland staunt. — Aber ihr Papagei läßt die Flügel hängen. Er ist ein geborner Puritaner und bietet im Leichenansagerton nur verbleichte Märchengerippe, die seine ungefüge Periode mit Fleisch und Blut zu überbauen nicht vermag.

Deutschland legt also behutsam noch vor der 50sten Seite das Buch aus der Hand und die Synonymität der Worte „orientalisch“ und „ungenießbar“ dringt immer tiefer ins Volksbewußtsein.

Daß sich jede gute Geschichte durch schlechte Erzählung, jeder Scherz durch langweiligen Vortrag zu Grunde richten lasse, dürfte mir wohl zugegeben werden, nur höre ich sagen: Wenn die deutsch-englisch-persische Version dieser Märchen matt, die türkische hingegen gut ist, nun so gebe man uns eine getreue Übertragung der letzteren ins Deutsche. Damit kann ich leider nicht dienen.

Der Meddah hat dadurch daß er meistens an irgend einem reizenden Plätzchen erzählt, dadurch daß er mit Stimme und Ton, Miene und Geberde seiner Erzählung Licht und Schatten giebt, sie plastisch zu gestalten und abzurunden vermag, einen Vortheil vor mir, den ich durch Weglassung seiner häufigen Cynismen, neben welchen die verfänglichsten Stellen des Decamerone nur wie das Lallen eines unschuldigen Kindes klingen, kaum nothdürftig aufwäge. — Abgesehen nun davon daß ich unter solchen Umständen, will ich dem Leser nur annäherungsweise eine Vorstellung von der Manier des Meddahs verschaffen, mich nicht auch noch seines wichtigsten Rechtes d. i. jenes der freien Ausführung des Stoffes, begeben darf, wäre ich, wollte ich dem türkischen Texte folgen, gezwungen gar Manches breiter und eben so Vieles gedrängter zu halten, als mir sachdienlich scheint. Um mich deutlich zu machen sei mir nur ein Beispiel anzuführen erlaubt. Wenn es im türkischen Text der Geschichte des Königs von Choraffan und seines Leibhüters Gasanfer z. B. heißt: „Der König hatte einmal einen schönen Traum. Er erwachte, stand auf um einen Traumdeuter zu suchen, fand Gasanfer im Vorgemache, ließ sich von ihm den Traum deuten

und war mit der Deutung noch zufriedener als mit dem Traume selbst", so läßt man eine solche Stelle wohl einem Übersetzer hingehen, denn was kann er dafür daß sie im Originale so stand, nicht aber dem Meddah. Denn wenn dieser eines schönen Traumes Erwähnung thut, so muß er ihn gleich zum Besten geben; wenn er von der artigen Auslegung spricht, die den König höchlich befriedigte, so muß er auch wirklich eine anführen, so gut er es vermag. Für die bloße Versicherung, der Traum sei schön, die Auslegung trefflich gewesen, gäbe ein orientalischer Hörerkreis wenig mehr als Zeichen der Ungeduld.

Außerdem ferner daß mit dem Rechte der freien Bewegung die Möglichkeit der Verfolgung meines oben angeführten Zweckes wegfiele, wäre mir damit auch die Lust zu einer Arbeit dieser Art völlig benommen und ich ersuche daher meine Leser recht sehr sich einstweilen mit dem Versprechen zu begnügen daß mein Papagei, so weit es seine Mittel zulassen, zum Axiom den Lieblingssatz der Leute an der Seine wählen soll: Tous les genres sont bons excepté le genre ennuyeux.

Ofen, 16. Juli 1857

Moriz Wickerhauser.

Inhaltsverzeichnis.

Das Märchen vom Papagei.

In einem blühenden Landstriche des nordwestlichen Indiens war einst eine große, wohlhabende Stadt, in der ein Kaufmann Namens Gani lebte, der so unermeßlich reich war, daß er längst aufgegeben hatte sein Geld zu zählen, wohl wissend daß eine noch so lange Lebensdauer hierzu nicht ausreichen würde. Dieser an Glücksgütern reich gesegnete Mann hatte den tiefen Kummer im Herzen, seine Ehe kinderlos zu sehen. Er gab den Armen fürstliche Spenden, gründete wohlthätige Stiftungen, bewog fromme Männer, von deren Gebet zu hoffen war daß es gerade zum Himmel emporsteigen werde, um ein Söhnlein für ihn zu beten; doch alles dies fruchtete lange Zeit gar nichts. Ein Tag folgte dem anderen. Endlich eines Abends nachdem er seinen Berufsgeschäften obgelegen war und von allen Seiten Briefe empfangen und gelesen hatte, die ihm theils das glückliche Einlaufen seiner kostbar befrachteten Schiffe in sichere Häfen, theils die unbehelligte Ankunft seiner zahlreich entsendeten Karawanen an ihre Bestimmungsorte meldeten, unternahm der arme Krösus, traurigen, unbefriedigten Gemütes wie immer, einen

Spaziergang der ihn ins Feld hinaus zum Gottesacker führte. Hier am Grabe eines Heiligen schüttete er seinen Kummer im Gebete aus. Er betete erst stehend, dann knieend, dann am Antlitze liegend:

O Herr! Du großer Einziger! Hilf mir! Richte mich auf! Gieb mir einen Sohn der nach mir den Armen wohlthue. Gieb mir ein Kind gesund an Leib und Seele, das mich im Alter stütze und mir dereinst die Augen zudrücke. Sieh mich im thränenfeuchten Staube liegen, höre mein demütiges Wimmern, denn Du bist über Alles mächtig, Dein ist das höchste Erbarmen, Dein die höchste Milde!

Gani, vom Gebete gestärkt und ein wenig getröstet, kehrte nach Hause zurück, wo ihm der Besuch eines fremden Pilgers angekündigt wurde, den er gastlich bewirtete und dem er im vertraulichen Tischgespräche weder den Glanz seiner Lage, noch den Gram seines Herzens verbarg. Der Fremde ein hoher, ehrfurchtgebietender Greis sprach als er sich zum Abschiede erhob die Worte: Sei gut und Gottes Segen wird dir nicht fehlen.

Hierauf verflossen neun Monate und zehn Tage als Gani's Frau eines Knäbleins genas. — Nun war große Freude im Hause. Die Sternkundigen wurden gerufen und stellten dem Jungen, der den Namen Said bekam, das bestmöglichste Horoskop. Er gedieh trefflich, erhielt mit vier Jahren einen eigenen Lehrer, wuchs frisch und lustig heran und war unversehens ein zwanzigjähriger Jüngling geworden, als Gani eines Tages sprach: Damit mir mein Said nicht auf Abwege gerathe und sich tüchtig erhalte, wird es gut sein ihn zu beweiben. — Er beschäftigte sich hierauf selbst damit in der großen volkreichen Stadt eine würdige Schnur zu suchen und fand ein zartes liebes Fräulein,

„rosenroth und lämmchenweiß,
schlanker als Cypressenreis"

das Rachita hieß und das er alsbald seinem Sohne vermählte.

Kaum war die Hochzeit mit ihrem Lärm und Gepränge vorbei,

als sich die jungen Leutchen schon so in einander verliebt hatten, daß sie beinahe auf Essen, Trinken und Schlafen vergaßen, um nur ihrer Liebe zu leben. So gieng's einen Monat. Gani lächelte und sprach bei sich: „Das kann nicht lange währen.“ Es währte aber noch zwei, noch drei, noch vier Monate und sah gar nicht aus als ob es je anders werden könnte. Der junge Ehemann half nicht nur seinem Vater gar nicht bei seinen großen, weitreichenden Geschäften, sondern besuchte ihn nicht einmal, nur um sich von Rachila, in der er sein Leben, sein Alles fand, nicht zu trennen. Gani dachte: Mein Herr Gott! Ich habe um einen Sprossen gebetet der mein Alter stütze. Nun habe ich den Jungen und er macht mir schwere Sorge. Wer blickt hinauf ins Geheimnis der Rathschlüsse! Da fiel ihm ein, ob nicht eine tüchtige Strafpredigt vor allen Freunden und Bekannten des Hauses heilsam wäre. Er lud sie denn zu einem großen Festmahle, bei dem auch Said zu erscheinen nicht vermeiden konnte, und hob, nachdem getafelt worden, zu diesem gewendet also an:

Du mein Augenlicht! Du Gesammtsumme meiner Lebensfreuden! Siehst du nicht wie mich das Alter beugt? Ahnst du nicht daß ich ehe lang der Grube zuwanke? Und du vernagst dich ausschließend müßiger Liebeständelei zu ergeben, dich jedem Geschäfte zu entziehen, um nur ewig mit deiner Frau zu kosen. Weh über den Müßiggang! Böses theilt sich leichter mit als Gutes. Gieb acht daß es ihr mit dir nicht ergehe, wie den achtzig frommen Derwischen mit dem jungen, ruchlosen Wichte!

Said frug hier: Wie war die Geschichte? Gani sprach:

Die achtzig Frommen und der Taugenichts.

Im Lande Hormus lebte ein sehr reicher Mann Namens Nachod, der einen 17jährigen Sohn hatte, einen wahren Ausbund aller Verworfenheit. Kein Laster war denkbar dem er nicht gefröhnt, keine

Ausschweifung der er sich nicht hingegeben hätte. Nachod der schon daran verzweifelte, sein junges Scheusal je gesittigt zu sehen, hörte einmal seine Freunde von einem nahe gelegenen Derwischkloster reden. Achtzig dieser frommen Männer, nur dem Gebete und ascetischen Übungen obliegend, sollten dort beisammen leben und durch ihren erbaulichen Wandel rings im Lande im Geruche der Heiligkeit und Wunderthätigkeit stehen. Nachod dachte: Da bietet sich ja doch noch vielleicht Gelegenheit zur Bekehrung meines jungen verstockten Sünders. Sollte das Beispiel so vieler Tugend und Gottesfurcht an ihm ganz spurlos vorübergehen können? Er ließ nun, nebst einer großen Summe Goldes die er dem Kloster schenkte, seinen Sohn zu den frommen Vätern bringen und ihnen das Seelenheil des bisher Unverbesserlichen auf's Dringendste anempfehlen. Nach einem Monate machte er sich selber auf den Weg. Ein Hoffnungsschimmer dämmerte in seinem Gemüte als ob sein Kind nun doch schon dem Pfuhl der gröbsten Sünde entrückt sein müsse. Es war Nacht geworden bis er an Ort und Stelle kam. Das Kloster, auf einem Abhang gelegen, war hell erleuchtet. Klänge von Menschenstimmen, Zimbeln und Flöten drangen in sein Ohr. Er dachte: Die frommen Väter preisen den Herrn im Lobgesang und drehen sich im heiligen Reihen, wie die Weltsphären um Ihn, um den sich alles dreht. Ungeduld beflügelte seine Schritte. Er eilte durch die Vorhalle und hob mit hastiger Hand den Eingangsvorhang des Hauptsaales. Eine Minute blickte er sprachlos, und immer krampfhafter am Vorhange sich haltend, auf die Szene die sich hier aufthat. Dann ließ er ihn fallen, und eilte hinaus, fort und fort, unaufhaltsam bis nach Hause. Da warf er seinen Turban zur Erde, zerschlug sich die Brust, raufte viel Haare aus seinem grauen Barte, und erkundigte sich nie wieder um das Schicksal seines Sohnes.

Said frug: Was hatte er denn im Klostersaale gesehen?

Gani sprach: Es wurden dort eben Völlerei und Schwelgerei

im größten Style getrieben. Viele der Derwische kollerten sinnlos neben geleerten Krügen am Boden umher. Jene die sich noch wankend auf den Füßen halten konnten, hatten sich zur Unterstützung die Hände gereicht und torkelten, im Kreise einen Trinkchor brüllend, um den jungen Bösewicht herum, der inmitten mit einigen musicirenden und tanzenden Buhldirnen eine Vorstellung äffischer Frechheit zum Besten gab. — Du siehst demnach, um wie viel sich Böses leichter als Gutes mittheilt.

Said küßte ehrerbietig des Vaters Hand, gelobte Besserung, entlehnte von ihm 1000 Goldstücke zu eigenem Handelsbetriebe, gieng von nun an über Tag seinen Geschäften nach und behielt sich nur die Nacht zum Verkehr mit seiner Frau. Als er eines Tages, eben an Rachita denkend, durch die Basare schlenderte, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen öffentlichen Ausrufer rege. Der Mann gehörte zu den gelbbraunen Söhnen der arabischen Wüste. Er schritt bei wachsendem Zudrang von Volk beiderlei Geschlechts nur langsam vorwärts, trug auf dem Haupt ein zierlich geflochtenes Bauer, welches das saftgrüne Gefieder eines Papagei's durchsehen ließ und machte sich mit schriller Stimme halb singend, halb sprechend, also vernehmen:

Ihr Herrn und Frau'n
Eilt her zu schau'n
Den Wunder-Papagei!
Er weiß nicht nur den Koran, ei
Auch aller Welt Philosophei!
Ihr Herrn und Frau'n
Beeilt euch! Traun,
Um tausend Stück Dinare
Ist euch geschenkt die Waare!

Said gelangte mühsam durch's Gedränge zum Bauer und betrachtete den Vogel, der mit der vornehmen Gleichgültigkeit des ältesten Edelmanns auf die Leute herabblinzte, keinen Laut hören ließ, und endlich, wie eine edle Natur, die sich durch des Pöbels Zuthun-

lichkeit verletzt fühlt, seine Federhülle so dicht als möglich um sich zog und die Äuglein gar schloß.

Said wollte fortgehen und sprach laut: Wie dumm müßte der geboren sein, der für einen solchen Flederwisch 1000 Goldstücke wegwürfe. — Und wenn der Vogel auch den Koran zu plappern wüßte, wer beugt sich bei solchem Gebet? Für ihn 1000 Goldstücke zu geben, welch' strafbarer, maaßloser Unsinn wäre dies! Der Papagei, heftig aufgeregt durch diese Rede, wollte schon aufbrausen, doch beherrschte er sich sogleich und lispelte mit der Stimme der flötenden Nachtigall Said zu:

Ei ei! Du Blitzjunge! Wie richtig gedacht! Wie vortrefflich ausgedrückt! Es freut mich daß du an Witz und Urtheilskraft ein so reiches Maaß erhieltst. Dein Wort, auf jeden anderen Vogel, auf jedes andere Thier angewandt, wäre die lauterste Wahrheit. Nur mich eben, wie du nicht errathen konntest, berührt es nicht. Denn mein Geist ist wie eine Perlenschnur voll angereiht mit den seltensten Naturkenntnissen, mein Sinn wie ein Schatzkästlein gefüllt mit den leuchtendsten Juwelen trefflicher Einfälle. Ich blicke in die Gegenwart, wie in die Zukunft, in die unmittelbarste Nähe, wie in die entlegenste Ferne, mit gleicher Sehkraft und Schärfe. Wer mich zu sich nimmt und meinem Rathe folgt, dessen Glück ist gemacht für alle Zeiten. Bewußt wie ich mir dieser Vorzüge bin, hätte ich an meiner jetzigen Stellung eigentlich nicht viel auszusetzen. Doch wird sie mir verleidet durch die Sorge, irgend einem ungebildeten Tropf anheimzufallen, dem es an der nöthigen Fähigkeit gebräche, mich gehörig zu würdigen. Abgesehen davon daß mein Gemüt bei ihm keine Nahrung fände, hätte ich von dem niederen Kulturgrade eines derlei verwahrlosten Menschen vielleicht gar zu befahren, daß in der regelmäßigen Verabreichung von Wasser und Korn sich unliebsame Pausen einstellen; eine Möglichkeit, die mir viel nachzudenken giebt. Ich entdeckte meine Vorzüge bisher Niemanden, doch zu dir könnte ich

Vertrauen fassen. Du gefällst mir, kaufe mich und du wirst dies nie bereuen.

Said, dessen erste Ansicht über den Papagei, seitdem er ihn reden hörte, einer ganz anderen Raum zu machen begann, sprach mißmutig: Du gefielest mir wohl auch, doch wenn ich für dich 1000 Dinare zahle, die sind mein um und auf. Womit soll ich dann Handel treiben?

Der Papagei erwiederte: So nimm mich auf Probe und bedinge, mich nach einer Woche entweder zu zahlen oder zurückzustellen. Ich will dir in der Zwischenzeit den Ankaufspreis zu verdienen geben. —

Said meinte aus den klaren Augen des klugen Thierchens eine ganze Welt lichtvoller Gedanken lesen zu können, entschloß sich schnell, einigte sich mit dem Ausrufer und ließ den neuen kleinen befiederten Freund im Bauer sorgfältig mit sich tragen. In Said's Hause angelangt, sprach der Papagei: Spute dich nun und kehre gleich in die Basare zurück, um was nur immer dein ist an Geld auf Narde auszulegen. In wenig Stunden trifft hier eine Karawane von babiloner Kaufleuten ein, die gewaltig nach Narde Umfrage halten werden. Said ließ sich dies nicht zweimal sagen. In weniger als einer halben Stunde hatte er alle am Platze befindliche Narde aufgekauft. Da nun wirklich die Nachfrage aus Babilon nicht lange warten ließ und er den Preis der Narde unumschränkt beherrschte, begab es sich, daß er an jenem Tage mit verzehnfachtem Handelscapital Abends nach Hause kam, nachdem er noch seinen Vater früher heimgezahlt, und auch den ausrufenden Beduinen hatte aufsuchen und ihm den Preis des Vogels völlig entrichten lassen.

Der Papagei war von nun an Said's bester Freund und einziger Rathgeber. Gold floß in Strömen herbei. Nachita's liebevolle Hand sorgte täglich für gewähltes Futter und klaren Trank. Said beschenkte ihn auch mit einer Papageiin gleicher Größe und gleichen Aussehens, die um einen Dinar beigebracht und in einem Bauer neben dem

seinigen bei offener innerer Verbindungsthüre bewohnt wurde. Der Papagei zeigte sich hierüber recht vergnügt. Es war mehr die Aufmerksamkeit seines Herrn, auf die er Werth legte, denn er erkannte in seiner Papageiin bald ein ganz gewöhnliches Weib. „Sie ist" dachte er nach näherer Bekanntschaft, „im Grunde genommen ein recht gutes Wesen, nur gar zu wortreich, gar zu geneigt auf die Ausgangspunete ihrer Rede zurückzukommen," und so beschränkte er sich am Ende nur so weit es der Anstand gebot, auf die nothwendigsten Beziehungen.

Eines Tages als der Papagei gelegenheitlich einer Geschäftsbesprechung sich veranlaßt fand, bei seinem Herrn die Vortheile geltend zu machen, die in einem Handelsunternehmen manchmal durch Reisen der Betheiligten erzielt würden, wie sich da Verbindungen leichter anknüpfen, Verhältnisse leichter und schneller durchschauen, höhere Standpuncte gewinnen liessen u. s. w., konnte dies nicht verfehlen, in Said die Lust zu einem persönlichen Versuche zu erwecken. Er ließ eine Karawane laden, machte sich reisefertig, begab sich zu Rachita, empfahl ihr für die Zeit seiner Abwesenheit Wartung und Pflege des Papagei's, und gebot ihr in keinem wichtigen oder schwierigen Falle vorzugehen, ohne früher des Papagei's Rath eingeholt zu haben. Rachita war betroffen vom schnellen Entschluß ihres Mannes und höchst unglücklich darüber. Sie fieng zu schluchzen und zu weinen an, fiel ihm um den Hals, „wäre dies möglich," klagte sie mit erstickter Stimme, „erst konntest du dich nicht trennen von mir und nahmst ununterbrochen deine wahre Stelle an meinem Herzen ein und jetzt willst du mich auf einmal ganz verlassen. Ich soll nicht wissen wo und bei wem du bist und wie dir's ergeht!" Said gab eine Menge guter und triftiger Gründe für seine Reise an. Sie fanden wenig Anklang bei Rachita. Er versuchte nun einen Scherz und sprach: Wenn du schon ohne Mann gar nicht leben kannst, dich die Trennung zu sehr drückt und du dich — wie gesagt, nur für den

schlimmsten Fall daß dir allein weiter zu leben unmöglich schiene — mit einem Anderen über meine Abwesenheit trösten wolltest, so versprich mir wenigstens, daß du zu diesem Behufe nicht den nächsten besten hergelaufenen Menschen annimmst, sondern mich durch einen anständigen, feinen Mann ersetzest, dessen ich mich nicht zu schämen brauche; aber auch dann vergiß ja nicht dich darüber mit dem Papagei zu berathen. Diese Worte hatten eine sonderbare Wirkung. Rachita brach anfangs in einen Strom von Thränen aus solch' einer Unthat fähig gehalten zu werden, und als Said schnell betheuerte, die Rede sei nur sein Scherz, sein ganz schlechter Scherz gewesen, beruhigte sie sich auf einmal, bot ihm mit leidensanfter Miene den Abschiedskuß und er zog unangefochten hoch zu Kamel in die weite Welt hinaus.

Jetzt folgte eine unerquickliche Periode im Hause Said. Sehnsucht war an der Tagesordnung, Rachitas liebster Zeitvertreib ihren Liebesgram auf der Dachplatte des Hauses in lauten Klagen, die bald an den Ostwind, bald an vorbeieilende Zugvögel gerichtet wurden, zu lüften. Umsonst! Keine Kunde von Said! Kein Lebenszeichen! Es war schrecklich! Die Trostgründe des Papagei's wurden gar nicht angehört. Seufzen, weinen, brüten, darüber schien Rachita mit sich selbst einig, war die einzige geziemende Beschäftigung. — So gieng ein Jahr herum. Jetzt fieng die Gewohnheit an, den Schmerz leise zu lindern. Eines Abends blickte die schöne Trauernde vom Dache wie träumend auf den letzten Strahl der sinkenden Sonne, da hörte sie Pferdegetümmel auf der Straße zu ihren Füßen. Ein junger hübscher Edelmann, Mir Selim, der mit seinen Dienern vorbeiritt, hob gerade das Haupt, als Rachita sich vorbeugte, hinabzusehen. Ihre Blicke begegneten sich. Der junge Mann war so sichtbar verblüfft von ihrer Schönheit, daß Rachita sich schleunig verhüllte und zurückzog. Mir Selim, dessen Wohnung vom Hause Said's nicht weit entlegen war, kehrte zum Sterben verliebt heim.

Die Liebe schüttelte ihn wie ein Fieberfrost, wenn er dachte daß seine Wünsche keine Erhörung finden würden, und durchwärmte ihm das Herz wieder mit sanfter Gluth, wenn er augenblicksweise das Gegentheil für möglich hielt. Name und Verhältnisse seiner Huldin hatte er von seinen Dienern gleich erfahren. Sie lebte in strengster Abgeschiedenheit. An einen Besuch war bei herrschender Landessitte nicht zu denken.

Erste Nacht.

Aber in der selben Stadt hielt sich damals auch eine höchst listige und verschmitzte Alte auf. Sie war ein abscheuliches Weib, und ließ sich für Geld zu allerhand verbotenem Techtelmechtel verwenden. Diese Alte war so verschlagen, daß sie im Stande gewesen wäre, das Firmament wölkchenweise vom Himmel auf die Erde herunter zu zupfen, daß sie dem leidigen Satan im Brettspiel leicht einen Stein vorgeben konnte. Die wurde nun eilig zu Mir Selim entboten, von ihm mit vielem Golde bestochen und übernahm das Amt einer Mittlerin. Beim Fortgehen lallte sie noch lachend aus zahnlosem Munde: „Sollst nicht lange unerhört seufzen mein Goldmännchen," und flatterte, als es dunkel war, wie die Eule auf den Mäusefang zieht, nach dem Hause Said's. Hier erschien sie als ehrbare, andächtige Frau verkleidet, ließ sich bei Rachita einführen, erschöpfte sich in demütigen Begrüßungen und zog, als sie allein waren, aus tiefster Brust einen kalten Seufzer.

Rachita frug: Wie kömmt's daß du seufzest? Oder geht dir's wie mir. Ich habe wohl ein Recht zu seufzen. Schon ein volles Jahr bin ich arme Verlassene von meinem Mann getrennt. Meine Blüthe dorrt nutzlos ab. Ach wenn du wüßtest wie mir ist!

Da fieng die alte Kröte an ihr Gift zu spritzen; sie brachte aus ihrem unreinen Munde folgende Worte hervor: O du mein Leberschnitzlein! Wie jammerschade wäre es doch, wenn so ein liebes, frisches, herrliches Weibchen wie du, über Jahresfrist im Winkel der Trübsal sitzen, und sich ohne Mann behelfen müßte. Aber so weit ist's ja, Gott sei Dank, mit dir, in die alle jungen Herrn der Stadt verliebt sind, nicht gekommen. Du brauchst nur zu winken, damit sie dir mit einem Male zu Füßen stürzen. In deiner nächsten Nachbarschaft wohnt gleich Mir Selim, der schönste, klügste und beste junge Prinz unserer Stadt, der dich liebt wie keine Mutter ihr Kind, dessen geistige und leibliche Vorzüge ich dir gar nicht aufzählen will, weil ich nimmer damit fertig würde. Es ist wohl recht daß du deinen Mann liebst, er liebt dich ohne Zweifel auch. In der Sache haben wir ja den Spruch der Weisen:

Suchst Arznei du gegen Liebe
So begieb dich schnell auf Reisen.
Was uns etwa sonst noch bliebe
Wär' dich an Geduld zu weisen.

Demnach hat dein Gemahl wohl das bessere Theil erwählt. Er kühlt seine Liebesgluth auf der Reise, sieht täglich blühende Städtchen, schöne Auen, blühende Mädchen, schöne Frauen, und pflückt im Vorbeigehen immer die Rose die ihm am meisten lacht, indeß du dich zu Hause in mißverstandenem Gram abhärmst. Wer, der bei Troste war, verschob je ein Vergnügen, einen Genuß, von heute auf morgen. Das „morgen" hat seine eignen Sorgen. Unterhalte dich heute mit Mir Selim, der dir, da er nicht wagt hieher zu kommen, durch mich sagen läßt, daß er dich von heute an allmitternächtlich erwarte; morgen sei dann mit Said, wenn er etwa zurückkehren sollte, so zärtlich als du willst.

Kurz, wie's in der Legende heißt

„die Alte weckt mit schnödem Rath
den Vorsatz ihr zur bösen That."

so geschah es daß Rachita, als die Unschuldhändlerin fortgetrippelt war, mit dem Gedanken: „Vielleicht hilft's gegen mein stechendes Herzeleid," den Entschluß faßte, sich um Mitternacht in Mir Selim's Haus zu begeben. Die Stunde kam. Es war stockfinster, die Straße still und leer, und Rachita schickte sich eben klopfenden Herzens zu dem schweren Gange an, da fielen ihr Said's Worte ein: „Vergiß auch dann ja nicht Dich darüber mit dem Papagei zu berathen." Sie überlegte: Frage ich den Papagei so vermag er, so klug er auch sein mag, gewiß nicht sich der Vorurtheile seines Geschlechtes zu entschlagen. Er wird für meinen Mann Partei nehmen und mich vom Geliebten zurückhalten wollen. Klüger ist's ich frage die Papageiin. Die hat mich lieb. Sie ist eine gute, mitleidige Seele. Meine Lage wird sie rühren. Ihre Zustimmung ist mir gewiß. Rachita gieng nun in das Gemach wo die Vogelbauer standen, bemerkte mit Vergnügen daß der Papagei schlafe, trug ihre ganze Lage nebst allen wichtigen Nebenumständen dem Weibchen vor und sah einer zustimmenden Meinungsäußerung entgegen.

Die Papageiin die sich wenigen Scharfsinnes aber großer Redseligkeit rühmen konnte, erwiederte ohne sich im Mindesten zu besinnen, mit geblähter Brust und sträubenden Kropffedern: „Ei Rachita! Wo denkst du hin? Welche Beweise vom Erkalten seiner Liebe gab dir dein Gemahl, daß du dein Herz einem Anderen entgegentragen willst. So Gott will kehrt Said nächster Tage gesund, wohlbehalten und liebender als je zurück. O Rachita! Kann dies dein Ernst sein? Mache doch nicht deine Feinde lachen und deine Freunde weinen. Gieb doch deinen Mann nicht der Welt zum Gespötte. Tritt deinen Verlobungsring nicht so mit Füßen! Fürchtest du Gott nicht? Schämst du dich nicht vor der Welt. Wie konntest du eine so unsittliche Handlung nur in Erwägung ziehen?"

In diesem Tone gieng es noch eine Weile fort bis Rachita zu Genüge hatte, das Thürlein des Bauers sachte öffnete, die Papageiin,

als wolle sie sie an den Busen drücken, sanft heraushob, ihr mit kleinen, zarten, aber doch energischen Fingern den Hals umdrehte, und sie mit einer Miene der Entrüstung über das was Rachita bei sich selbst die unberufene Splitterrichterei des frechen Thieres nannte, zum Fenster hinaus schleuderte. Durch diese That in eine Art Nervenaufregung gerathen, gab sie die Idee des Besuches bei Mir Selim für heute Nacht auf und legte sich schlafen.

Zweite Nacht.

Morgens schalt sie ihre Sclavinnen das Thürlein des Bauers der Papageiin nicht geschlossen zu haben, die wahrscheinlich das Opfer einer Katze geworden sei. — Über Tag machte sie sich viele Vorwürfe, einem geistlosen Wesen wie der Papageiin einen so interessanten und zarten Fall wie den ihren auch nur mitgetheilt, geschweige denn sie um ihre Ansicht befragt zu haben. Abends putzte und schmückte sie sich aufs Herrlichste, und als die Stunde der beabsichtigten Zusammenkunft mit Mir Selim endlich gekommen war, trat sie strahlend von Schönheit und mit dem festen Entschluß, nöthigen Falls auch am Papagei Gerechtigkeit zu üben, an sein Bauer heran, entdeckte ihm herzhaft ihre Lage und bat um Bescheid.

Der Papagei hatte scheinbar ruhig zugehört, aber in seinem Kopfe trieb sich ein Feuerrad von Gedanken: „Da steht sie die Elende," dachte er, „die herzlose Ehebrecherin. Sie will ihren Lüsten fröhnen! Welche entartete Frau hat je dem verziehen, der ihrer entfesselten Sinnlichkeit Schranken setzen wollte? Sage ich die bittere Wahrheit, so erwürgt mich die Schmachdirne rücksichtslos, wie sie's gestern meiner seligen Frau Gattin that. Heiße ich aber ihre schlüpfrigen Pläne gut so verrathe ich damit meinen braven Herrn, und kann dereinst am Tage der Rechenschaft oben mich nicht verantworten." Doch da galt keine lange Unschlüßigkeit. Vor allem mußte Rachita's Ansinnen erledigt werden. Der Papagei sprach ohne sich lange zu bedenken,

aber mit einer Sanftmut und Leutseligkeit, als meinte er jedes seiner Worte in Seidenpapier zu wickeln:

„O du himmlisch schöne Frau! du balsamisch duftendes Blüthenreis aus Edens Flur! Gott erhalte deine Anmut fortwährend in so üppigem Flor! Daß ein so liebreizendes Wesen wie du in den Winkel der Absonderung gekauert bleiben sollte, geht wohl nicht. Daran dachte ich schon oft, wollte es dir auch schon mehrmal sagen. Nur die Besorgnis, daß du einen derlei Anwurf von mir ungnädig aufnehmen könntest, die Ungewißheit ob ich dich für meine unmaßgebliche Anschauungsweise zu gewinnen im Stande sein würde, ließ mich bisher schweigen. Jetzt, da du mir die Zunge lösest, muß ich dich alsogleich fragen, wie es nur kam, daß du dich in einer Sache so zarter Natur an die stumpfsinnige Papageiin wandtest, ja sogar ihr Gutachten verlangtest? Was wußte die von den höheren Liebes- und Freundschaftsgraden, was von den Seligkeiten verfeinerten Gefühlsaustausches? Aber in einem Puncte entsprachst du mir vollkommen, nämlich darin, daß du der Einfältigen die verdiente Strafe nicht schenktest. Das war ganz meine Idee. Längst kannte ich ihre argwöhnische, verdummte Natur und gab mich darum gar nicht ab mit ihr. Doch dies Thema ist abgehandelt, sie hat ihren Lohn. Ungleich wichtiger ist das von dir zur Sprache gebrachte. Hierüber unvorbereitet und bevor ich es nach allen Seiten erwogen und reiflich durchdacht habe, ins Blaue eine Meinung abzugeben, wäre Vermessenheit, wäre von mir, zumal dir gegenüber, die du dich meiner stets so huldreich annahmst, schmählicher Undank. Gieb mir gütigst heute Nacht Bedenkzeit. Ich will dir morgen die Ergebnisse meines Nachdenkens bündig darlegen und dich den Weg der Liebe weisen."

Nachita gieng auf diesen, wie ihr schien nur billigen Vorschlag ein, und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Der Besuch bei Mir Selim unterblieb noch.

Dritte Nacht.

Nachita konnte mit dem Tag aus Ungeduld kaum zu Ende kommen. Abends ließ sie sich aufs Geschmackvollste kleiden und schmücken. Die Sclavinnen hatten sich selbst übertroffen. Allerliebst aussehend und wie verschämt schwebte sie, als die Stunde gekommen war, zum Papagei heran, ließ sich auf den Diwan nieder und wünschte bescheidentlich den Weg der Liebe gewiesen zu werden.

Der Papagei erwiederte mit vieler Sicherheit: Erlaube mir vorerst dir die drei obersten, leitenden Grundsätze kund zu thun, die ich mir durch anhaltendes Studium gestern Nachts und heute zu völliger Evidenz erhoben habe. Alles Weitere fließt dann mit Leichtigkeit aus ihnen hervor.

Erstens. Da die Sachlage sich so gestaltete, daß trotz deiner brennenden Liebe zu deinem Gatten und Ehegemahl Said, trotz des innigen Seelenbandes das zwischen euch geknüpft war, trotz der engelgleichen Hingebung, mit welcher du dir ihn zu beglücken zur süßesten Pflicht machtest, sothaner Herzgespann dich durch voreilige und rücksichtslose Entfernung in eine unpassende und höchst einförmige Beziehung mit dem Winkel deines Diwans brachte, allwo du jeglichen Vertrauten und Freundes, ja, außer den Pölstern, jeder Stütze

entbehrst, da sich ferner nun glücklicherweise ein deinem Gemütsbedürfnisse entsprechender, mit allen Vorzügen der Natur ausgestatteter, höchst liebenswürdiger Kavalier gefunden hat, so kann von deinem Standpuncte gar keine Rede davon sein, diese günstige Gelegenheit zu vernunftgemäßer Ordnung deiner mit tiefer innerer Zerrüttung und allmählichem geistigen und leiblichen Siechthum bedrohten Zustände von der Hand zu weisen, und die Frage, ob die Lust die sich dir heute darbietet, auf morgen zu vertagen sei, darf meines Erachtens, als im vorhinein und durch die Natur der Sache verneinend entschieden, gar nicht in Anregung gebracht werden.

Zweitens verhält sich die Wahrscheinlichkeit daß dein Said jeden Landes und jeden Orts, so oft er hübschen Dämchen begegnet, sich's bei ihnen so gut als möglich ergehen lasse, zur völligen Gewißheit wie eine Zwillingsschwester zur anderen. Er liebt dich darum nicht minder. Er schließt nur die Liebe zu dir in die tiefsten Tiefen seines Herzens. Was außen anstreift berührt sie nicht. Damit entfällt aber auch für dich die Nothwendigkeit, dich an einen zu einseitigen Begriff von Treue zu klammern. Auf die ganz ferne liegende Möglichkeit hin, daß er anders sein sollte als alle anderen Männer, wäre es zu gewagt dir eine entsagende, selbstaufopfernde Haltung zu empfehlen. Jener ferne liegenden Möglichkeit könntest du, willst du anders billig gegen dich selbst sein, höchstens die etwa eben so ferne liegende entgegen setzen, deine eheliche Treue durch den Besuch bei Mir Selim unversehrt durchzusteuern. Kurz zusammengefaßt, meine ich, thätest du in dieser Hinsicht sehr Unrecht, nicht ein Bißchen Unrecht thun zu wollen.

Mein dritter Grundsatz ist der: Obzwar mich Said kaufte und meinen Preis auszahlte, erhielt ich doch von ihm selbst bisher weder ein Körnlein Futter noch ein Tröpflein Wasser. Wer hat die ganze Sorge und Plage mit mir? Du. Wer erweist mir täglich Wohlthaten und giebt mir tägliche Beweise zartsinniger Aufmerksamkeit? Wieder

du. Du bist demnach meine gnädige Herrin. Ich habe mich nur ganz deinem Dienste zu weihen. Hast du Geheimnisse, so bin ich ihr natürlicher Bewahrer. Hast du irgend welche Zwecke zu erreichen, so obliegt mir, dir nach besten Kräften zu helfen. Dankbarkeit darf ja nicht in bloßen Worten bestehen, sie muß sich thatkräftig äußern. Wolltest du mir dies jetzt nicht glauben, so wird es dir dereinst gewiß klar werden. Wolltest du mich jetzt kränken, mir sogar wehe thun, ich dürfte und würde deßhalb was du bereits an mir gethan nicht vergessen. Ja wäre ich selbst ein oder das andere Mal so unglücklich den Schein gegen mich zu haben, am Ende müßte die Wahrheit doch immer siegreich durchdringen, gerade wie es sich beim verkannten Papagei des eifersüchtigen Kaufmanns begab.

Rachita frug: Wie ist denn die Geschichte?

Der Papagei erwiederte: sie ist höchst sonderbar, doch beginnt jetzt schon die dritte Nachtwache, du kämst auch schon zu Mir Selim zu spät. Ich bin vom Reden und noch mehr vom gestrigen Nachdenken erschöpft. Morgen, bevor du zu ihm gehst, will ich dir die Geschichte erzählen.

Rachita begab sich zur Ruhe.

Vierte Nacht.

Als Nachita zu gehöriger Stunde beim Papagei erschienen war und ihn an sein Versprechen erinnert hatte, hub er an:

Der eifersüchtige Kaufmann und der verkannte Papagei.

Einst lebte in Indien ein Kaufmann der einen sehr klugen und verständigen Papagei besaß. Er war ihm von seinem Vater als Erbtheil geblieben. Diesen Papagei benützte er als Wächter und Hüter seines Hauses. Über Tag war der Kaufmann in Geschäften abwesend. Abends kehrte er heim. Da mußte der Papagei genaue Auskunft geben: wer ein und ausgegangen sei, was man gesprochen, ob insbesondere jemand seine Frau gesehen habe, ob der Besuch männlichen Geschlechtes gewesen sei — und in diesem Falle pflegten die Fragen sich stürmisch zu drängen — ob und wie weit er in ihre Nähe kam, ob er ihre Sandale oder den Saum ihres Gewandes oder gar ihre Hand küßte, wie sie dabei aussah, ob sie erfreut oder auch nur freundlicher als gewöhnlich schien u. dgl. m., so daß der Papagei, der immer haarklein Bericht erstattete, oft kaum mit den Antworten folgen konnte. Dieser Kaufmann, er hieß Muchif, mußte eine Reise nach Chorassan unternehmen. Er befahl seiner Frau beim Abschiede

sorgfältigste Bedachtnahme auf Futter und Trank seines Papagei's und zog seiner Wege. Wenige Tage nach der Abreise Muchif's wurde in seinem Hause ein junger, hübscher Fremdling sichtbar, und der Papagei konnte sich bald überzeugen, daß dieser Jüngling erkoren war Muchif's Stelle in seiner Abwesenheit zu vertreten, denn die Frau sandte die Mägde unter allerhand Vorwänden fort und behielt den Jüngling ganze Nächte bei sich, die in Lust und Jubel zugebracht wurden. Genau von dem Vorgefallenen unterrichtet war im Hause Niemand als der Papagei. Über eine Weile kam Muchif von Chorassan zurück, fand sein Hauswesen in schönster Ordnung, und stellte bald auch mit dem Papagei ein strenges Verhör an. Dieser dachte: „Wenn ich ihm alles erzähle was geschehen ist, verstößt er seine Frau oder erschlägt sie vielleicht gar, heirathet eine Andere und wird von ihr, wie's schon das Loos eifersüchtiger Männer ist, eben so getäuscht. Die Sache läßt sich unendlich vereinfachen wenn ich ihm gar nichts sage." Daher lieferte er ihm eine ins Kleinlichste gehende Darstellung einer Menge gleichgültiger Geschehnisse, verrieth aber die Frau mit keiner Sylbe. Muchif gieng bester Laune Abends in eine Gesellschaft von Freunden. Da sein glücklicher Nebenbuhler sich unvorsichtigerweise der Gunst seiner Frau gegen Bekannte gerühmt hatte, die dies ihrerseits wieder weiter zu verbreiten nicht unterliessen, so daß ein Stadtgeklatsche über den Vorfall schon im besten Gange war, wurde Muchif durch seiner Freunde mitleidige Sticheleien, halbe Worte und immer deutlichere Anspielungen bald auf's Äußerste gebracht. Er eilte wüthend nach Hause und machte seiner Frau eine heftige Szene. Sie betheuerte ihre Unschuld und zog sich zurück. Dann dachte sie nach, wer ihr den schlimmen Handel wohl zugezogen habe. Es fiel ihr ein, daß außer dem Papagei kein Zeuge ihrer Schuld vorhanden sei. Sie begab sich hierauf zu seinem Bauer, nahm ihn heraus, rupfte ihn splitternackt, ergriff ihn bei den Füßen, schlug ihn zur Erde und warf ihn für todt durch's Fenster

in die Straßenrinne. Des Morgens gab sie vor, er müsse irgendwie gestohlen worden sein. Als Muchif eine zweite genauere Befragung mit ihm vornehmen wollte und ihn nicht mehr fand, gerieth er ausser sich, ließ sich zu den heftigsten Zornesausbrüchen gegen seine Frau gehen, sich gerichtlich von ihr scheiden und sie auf die Straße hinausführen. Schmach und Scham verhinderten sie, eine ihrer Freundinen aufzusuchen. Sie gieng gerade vor sich fort, den ganzen Tag lang, und kam Abends zu einem Tempel, wo ihr mitleidige Seelen von den Abfällen der Opfer nothdürftigen Unterhalt gaben und sie beherbergten.

Der Papagei war indessen jene Nacht wie leblos in der Straßenrinne liegen geblieben. Die Strahlen der aufgehenden Sonne erwärmten seinen nackten, frostigen Leib und erweckten den noch in ihm schlummernden Lebensfunken. Er kletterte heraus, humpelte fort ins Freie, suchte Zuflucht in Felsklüften und nährte sich aus den Samenkapseln verschiedener Blumen und Gewächse. Es währte nicht lange so gewahrte er mit Vergnügen daß ihm ein neues Gefieder wuchs, und nachdem eine Zeit vergangen war konnte er mit Vorsicht den ersten Flug wagen. Zum Ziele desselben nahm er sich den goldenen Knauf der Kuppel eines Tempels, in welchem er Muchifs Frau vor einem Standbild auf den Knieen liegend und eifrig betend erblickte. Er schlüpfte ungesehen durch eine offne Fensternische hinter die Statue und erfuhr aus dem Inhalte des Gebetes der Frau ihre letzten Schicksale. Als sie schwieg rief er mit lauter Stimme: Dein Gebet ist erhört. Ich will deinen Mann bereuen machen was er an dir that, auch soll er dich wieder in Gnaden aufnehmen. Doch höre zuvor mein Gebot und befolge es. Nimm ein Messer und scheere dir die Brauen, die Wimpern und das Haupthaar, dann will ich mich deiner erbarmen! Die Frau entfernte sich eilig, kehrte bald mit einem Scheermesser bewaffnet wieder zurück und nahm vor dem Götzenbild die verlangte Reinigung so gut es gehen wollte, gewissenhaft vor.

Kaum war ihre letzte Locke zur Erde gefallen, kaum hob sie das Antlitz gläubigen Vertrauens zur Statue empor, so erblickte sie am Kopfe derselben sitzend den Papagei, denselben den sie zu Hause gerupft, erschlagen und zum Fenster hinaus geworfen hatte. Er saß jetzt wieder befiedert und beschwingt oben, that dergleichen als ob er seine Flügel aus Erstaunen über ihr Aussehen ober dem Kopf zusammenschlage und hielt folgende Ansprache: „Ei wie unbesonnen! Und in diesem Aufzuge will man Herzen zurückerobern, und konnte nicht berechnen daß man seiner Paar Löckchen dazu nothwendig bedürfen werde. Von einem leblosen Götzenbild schmeichelt man sich daß es sprechen könne, und bei solchen Begriffsverwirrungen meinte man doch ehedem Freund und Feind unterscheiden zu können, unternahm es sogar sich an meiner eignen wohlgesinnten Persönlichkeit hämisch zu vergreifen und mich nach mißlungenem Mordversuch in den Schandpfuhl des Elends zu stürzen!"

Muchif's Frau dachte: Wozu sagt er mir alle diese unangenehmen Dinge der überführte Bösewicht. Täuschte ich mich denn einen Augenblick über die gemeine und niedrige Natur die in ihm steckt. Wie konnte mir früher sein unausstehliches Organ nicht gleich auffallen. Der Papagei fuhr fort: „Ich könnte dir jetzt nachträglich erzählen, daß ich dein Geheimnis deinem Manne nie verrieth, es auch nie verrathen werde, weil ich von deiner Hand lange Zeit Speise und Trank erhielt, könnte dir sagen daß du, hättest du dich durch deine rasche That nicht selbst meiner Hülfe beraubt, von deinem Manne, der unfehlbar mich noch einmal befragt, und den ich durch allerlei Wendungen zu besänftigen gewußt hätte, gar nie verstoßen worden wärst. Doch das Geschehene ist geschehen und mußte so kommen. Du bedarfst jetzt, nachdem ich dich das Scheermesser so willig handhaben sah, wahrlich vor mir keiner Entschuldigung mehr. Drum will ich dir auch gar nichts nachtragen. Mach' dich getrost auf den Weg nach Hause. Ich will den Frieden zwischen euch ver-

mitteln." Mit diesen Worten flog der Papagei fort und verschwand. Und er hielt Wort. Denn als Muchif's Frau nach mühsamer Wanderung Abends an die Pforte des eignen Hauses pochte und wie eine Büßerin, von Erschöpfung und Scham geröthet vor ihren Mann trat, schloß er sie in seine Arme und that vielmal Abbitte seines früheren Benehmens. Den Papagei hatte nämlich der zweite Flug zu seinem Herrn zurückgebracht. Er war von ihm mit freudigem Staunen begrüßt worden, hatte vorgegeben durch einen ungeregelten Freiheitstrieb, der als das Thürlein seines Bauers gerade offen stand, sich zum Fanatismus steigerte, zur Flucht verlockt worden zu sein, und als ihm Muchif von der Scheidung von seiner Frau nebst ihrer Veranlassung zu erzählen begann, hatte sich der Papagei sehr ereifert und gesagt: „Mußte es denn jenen Nichtswürdigen gelingen dein häusliches Glück zu stören? Daß du auch gleich alles Nachtheilige von deiner Frau zu glauben geneigt bist! Habe ich die gewissenlosen Lüstlinge nicht selbst alle gesehen, wie sie der Reihe nach hier eingeführt zu werden trachteten und weil sie insgesammt schnöde abgewiesen wurden, sich hoch und theuer vermaßen: sie würden es ihr bitter entgelten lassen, du müssest sie noch selbst verstoßen und dann würde man sehen, ob die spröde Stolze mit ihrer Gunst noch so haushalten wolle. Sie lebte bisher als Büßerin in strenger Abgeschiedenheit, wie ich zufällig erfuhr und wird auf meine Bitte heute einen ersten und letzten Versuch machen, dein Herz zu erweichen."

So war es geschehen daß Muchif als versöhnter, liebender Gatte seine Frau wieder bei sich aufnahm. Er war von seiner Eifersucht gründlich geheilt, lebte fortan glücklich mit seiner Frau und der Papagei, der anfangs so traurig verkannte Papagei, gelangte auch bei der Dame des Hauses zu hohen Ehren und erfreute sich lange, lange Jahre ihrer beständigen Huld. —

„Du siehst, schöne Herrin," wandte sich Said's Papagei beim Schlusse seiner Geschichte an Nachita, „in dem Benehmen dieses

Papagei's, mit einziger Ausnahme natürlich des wohl nur eine verfehlte Geschmacksrichtung oder überhaupt einen minderen Bildungsgrad beurkundenden Scherzes, dem er den Hauptschmuck seiner Gebieterin zu opfern so taktlos war, ich meine also nur im ganzen übrigen Verfahren dieses Vogels ein getreues Abbild jener zarten Aufmerksamkeit und unerschütterlichen Gesinnungstreue, welche ich mir, sollte da was immer kommen, sollte Said im Augenblicke heimkehren wann du bei Mir Selim wärst, als unumgängliche Richtschnur meines Benehmens zur Pflicht gemacht habe. Versäume demnach die günstige Gelegenheit nicht und eile den sehnsüchtig Harrenden zu beglücken."

Rachita, welche die auf ihre eigne Lage mannichfaltige Beziehungen zulassende Geschichte mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatte, schickte sich nach dieser Aufforderung alsogleich an zum Geliebten zu gehen. Als sie das Thor öffnete leuchtete ihr das Purpurlicht des östlichen Himmels ins Antlitz. Ein klarer Sonnenblick folgte, der die übernächtige, verstörte Frau schnell zurückscheuchte. Sie warf sich auf ihr Lager und schlief von unruhigen Träumen geplagt bis tief in den Tag.

Fünfte Nacht.

Am nächsten Tage litt Rachita außer der brennenden Qual ungeduldiger Erwartung in langsam hinschleichenden Stunden auch noch sehr durch die Mißstimmung, in die sie ein immer wiederkehrender Gedanke versetzte, dessen sie sich auf keine Weise zu erwehren wußte. Es fiel ihr nämlich fortwährend ein: „der Papagei widersetzt sich zwar meinem Besuche bei Mir Selim nicht, ja er fordert mich selbst dazu auf. Da aber seine Reden im Grunde genommen nichts Anderes bedeuten, als daß er meinen Mann bei seiner Rückkehr durch List und Lüge zu täuschen sich anheischig mache, da er sich demnach selbst eines Betruges fähig bekennt, wer bürgt mir, daß er diese seine Fähigkeit nicht schon jetzt an mir übe und daß er mich nicht jetzt mit Ränken umgarne, um mich dereinst um so sicherer zu verderben."

Sie begab sich, als die Stunde der beabsichtigten Zusammenkunft gekommen war, wie in den vorigen Nächten herrlich geschmückt zum Bauer des Papagei's, der sie, als vermöchte er ihr die Gedanken von der Stirne zu lesen, folgenderweise anredete:

„O du welterleuchtende Schönheitssonne! Wie kommt's, daß du noch zögerst und zauderst, daß du nicht eilst einen Sterblichen

glücklich zu machen? Wähne ja nicht etwa, daß meine Ungeduld dich und ihn, euch beide am Ziel eurer Wünsche zu sehen nicht aus aufrichtigem Herzen geäußert sei. In mir ist kein Falsch. Lüge läuft meiner Natur zuwider. Ich weiß zwar, daß in gewissen seltenen Ausnahmsfällen nach dem Spruche der Weisen die Lüge erlaubt ist, nämlich wenn ein Kranker frägt wie er aussehe, oder wenn eine Frau wissen will für wie alt man sie halte. In jedem anderen Falle aber ist die Lüge verpönt und unverantwortlich. Ich befinde mich nun dir gegenüber in keinem der erwähnten Fälle und hätte demnach gar keine Entschuldigung vor mir selbst, wenn ich dir nicht in Allem und Jedem die reine, klare Wahrheit sagen wollte, soweit sie meinen Geistesfähigkeiten zugänglich ist. Was ich dir jetzt sagte, bleibe jedoch unter uns, weil es zur Mittheilung an Andere wenig geeignet ist, weil es gar zu leicht mißverstanden wird. Auch bitte ich dich, mich den einzigen Mitwisser deines geheimen Verhältnisses zu Mir Selim sein zu lassen, und nun begieb dich eilig zu ihm, denn welches Loos ist beneidenswerther als das zweier jungen Liebenden, die sich in gegenseitige Anschauung und Bewunderung ihrer Schönheit versenkend ihre Seelen auf's Innigste verschmelzen. Nur merke wohl dies eine: Sprich bei deiner Zusammenkunft ja nicht zu viel, denn du würdest dabei unfehlbar Gefahr laufen, deinem Geliebten Kopfweh zu verursachen."

Rachita lächelte ungläubig.

Der Papagei, hiedurch außerordentlich ermutigt, fuhr fort: „Sangen doch schon die Alten:

Wie jedes Wort gleich Wunder thut,
So du's gesprochen kurz und gut,
So bringt auch niemal dir Gewinn
Bei langer Rede kurzer Sinn!

und so finden auch noch heut zu Tage wenige Worte, zu rechter Zeit gesprochen, viel leichter Gehör, als ein rastlos fortplätschernder Rede-

springbrunnen. Um wie viel weniger gut wäre es dem Leibhüter Gasanfer des Königs von Chorassan ergangen, hätte er seinen Worten nicht ein weises Maaß zu setzen gewußt? Wie hätte sein Schicksal je eine so günstige Wendung nehmen können, wäre er in seinen Reden nicht zurückhaltend gewesen?"

Rachita frug: Wie gieng das her?

Der Papagei sprach:

Geschichte des Königs von Chorassan und seines Leibhüters Gasanfer.

„Es lebte einmal in Chorassan ein König, dessen Macht keine Gränzen kannte. Er hielt alle Tage nicht nur für seine Wesire und Hofbeamten, sondern auch für alle Großen und Angesehenen, Weisen und Gelehrten seines Reiches offene Tafel in einem hohen, weiten, herrlich verzierten Speisesaale, dessen eine gegen die Gärten liegende Seite frei war. Seine Mundköche, die sämmtlich ihr Jahrhundert überflügelt hatten, fühlten sich berechtigt, auf die kühnsten Leistungen anderer Kochkünstler jener Zeit mit dem Achselzucken des Mitleids herabzublicken. Bloß von den Abfällen seiner Tafel wurden Tag für Tag erstlich alle Armen im Land, ferner alle minder Bemittelten, endlich alle Jene, die den Besitz einer sicheren Jahresrente von 3000 Goldstücken nicht genügend aufweisen konnten, fürstlich bewirtet. Gleich nach dem Gelage pflegten die Wesire die wichtigsten Reichsangelegenheiten vorzutragen, wobei der gütige Herrscher, um die freie Meinungsäußerung seiner getreuen Räthe nicht zu beirren, immer gnädigst sich einem sanften Verdauungsschlummer zu überlassen schien. Später traten auf sein Zeichen die Märchenerzähler vor, die so spannende Geschichten zu erzählen wußten, daß, um dem Könige den Aufbruch zu erleichtern, die Musikbande gemessenen Befehl hatte, ihn täglich zur bestimmten Stunde mit klingendem, möglichst geräusch-

vollen Spiele von Flöten, Tamburinen, Zimbeln, Tschinellen und Pauken abzuholen. Eines Tages nach dem Speisen, als der König eben halb vergnügt halb schläfrig ob des genossenen Guten nachzudenken anfieng, ob er seinen ersten Mundkoch, der ihn heute mit einer neuen Art geschmorter Nachtfalter-Hirnklöschen in lieblich dampfender Cypro-Tunke erfreut hatte, nicht mit Belassung in seinem gegenwärtigen Wirkungskreise zum Rang eines ersten Wesirs zu erheben veranlaßt sei, wendeten sich mit einem Male die Blicke aller Anwesenden dem Garten zu. Der König hob noch die immer schwerer werdenden Augendeckel mit jenem leichten gefälligen Anstande, welcher nur an derlei bevorzugten Naturen zu suchen ist, nachdem er sich selbst früher aufmunterungsweise das Versprechen gegeben hatte, sie gleich wieder sinken zu lassen, er möge sehen was es dann sein wolle. So geschah es aber nicht. Der König hatte kaum nach dem Garten hingeblickt, als er immer aufmerksamer zu schauen begann. Es näherte sich nämlich von dorther dem Saale eine seltsame Figur, ein hagerer, magerer, spindeldürrer Geselle, angethan mit einem veilchenblauen, fadenscheinigen, enganliegenden Wamms, das Haupt bedeckt mit einer cylinderförmigen braunen Mütze. Je näher er kam, was nur sehr langsam vor sich gieng, da er aus Schwäche und Haltlosigkeit zu jedem Schritte fünf Minuten zu brauchen schien, desto auffälliger wurde die Höhe und Breite seiner Stirne, die eine senkrecht zwischen den Brauen aufsteigende Falte entzwei schnitt, und der ein fein zugespiztes, mäßig langes grauschwarzes Kinnbärtchen entschuldigend gegenüber stand. Im Saale und vor dem Thronstuhle des Königs endlich angelangt sank er sachte und geräuschlos auf die Knie, beugte das Haupt zu Boden, küßte das Estrich und hielt dann, auf den Knien liegend, mit flehentlicher Geberde eine Schriftrolle empor. Der erste Wesir war indeß herbeigewatschelt und nahm die Bittschrift aus der Hand des Knienden. Auf einen Wink des Königs schmückte er sich eilig die Nase der Wichtigkeit mit der Brille der Vorsicht und las vor:

„Geruhe des Königs Erhabenheit dem armen Diener Gasanfer huldreichst den mündlichen Vortrag seines Anliegens zu gestatten.“ Der König nickte Gewährung und Gasanfer sprach mit wohlklingender Stimme:

„Mein König! Ich war bisher im Dienste deines Vasallen, des Emirs von Chodschend, der mich wohl zu würdigen wußte. Man gab mir den Namen Gasanfer*), weil ich löwenmutig meine Zwecke verfolge. Ich ersparte ihm jährlich Tausende von Kriegern und Hunderttausende von Goldstücken durch meine Rathschläge, wofür er mir auch deren 10,000 als Jahrgehalt auswarf, die ich mit Weib und Kindern vergnügt verzehrte. Meinem Herrn gieng's dabei lange vortrefflich. Er hatte von keinem Feinde etwas zu fürchten, von keinem Freunde etwas zu hoffen. Doch vor einigen Jahren begann er leider ganz der Vergnügungssucht und den sinnlichen Ausschweifungen sich hinzugeben. Sein Harem bevölkerte sich in so schneller Zunahme, daß seinem Lande dadurch Entvölkerung droht. An Staatswirthschaft und Volkszustände dachte er gar nicht mehr, wie hätte ihm unter diesen Umständen einfallen sollen, mir meinen Lohn richtig auszahlen zu lassen. Die Unterthanen wurden allmählich störrig, weigerten sich die Steuern zu zahlen, kurz, die Lage Chodschend's wird täglich betrübter. Ich konnte den Jammer nicht länger mit ansehen, wanderte mit den Meinen aus und suche eine Bedienstung im Schatten deiner königlichen Huld. Mir wäre, wenn ich diesen Wunsch äußern darf, eine solche Dienstleistung die liebste, der kein anderer Mann im Lande gewachsen ist.“

Die Wesire, Großen und Angesehenen, Weisen und Gelehrten zeigten hier alle wie auf ein gegebenes Zeichen sehr entrüstete Mienen.

Der König, dem die zuversichtliche Rede unerwartet kam, sah sich noch einmal die ärmliche Kleidung und die ausgemergelte, aus

*) Löwe.

allen Zugen gereckte Gestalt des Bittstellers an und erwiederte lachend: „Nun, du sprichst gerade heraus. Dein Wort ist wie ein Pfeil, aber dein Wuchs wie ein Bogen. Wenn ich dir Brot gebe, wärst du denn auch bei Kraft, es zu beißen? Freund, du scheinst mir für meinen Dienst nicht geschaffen. Doch tröste dich. Geh' zu meinem Schatzmeister. Er wird dir ein Almosen reichen, deß du dich mit den Deinen erfreuen magst."

Gasanfer sprach mit vieler Ruhe: „Des Königs Weisheit beliebe doch nicht nach dem äußeren Scheine zu urtheilen, der wohl zu verrathen pflegt, ob in einem Menschen rohe Körperkraft vorhanden sei, nicht aber, ob ihm Scharfsinn, Diensteifer und Treue zu Theil wurden. Stämmige, breitschultrige Bursche stehen dem Könige für sein Gold überall schaarenweise zu Gebote, aber einen klugen, eifrigen, treuen und mithin unbezahlbaren Diener zu haben kann sich Niemand rühmen, der ihn nicht früher erprobte." Er zog sich mit diesen Worten ehrfürchtig zurück, um die Entscheidung zu erwarten.

Der König wandte sich zum ersten Wesir: „Einerseits könnte keine Rede davon sein, dem Menschen, wenn ich ihn aufnehme, weniger als das Doppelte dessen zu geben, was er bei meinem Lehensmann dem Emir von Chodschend hatte, andererseits will ich den Staatsschatz nicht unnöthig belasten. Und dann, wozu ihn verwenden? Was sagst du?"

Der Wesir, mit der gutmütigen Selbstgefälligkeit des Mannes, der in den schwierigsten Fällen seines Verstandes am sichersten zu sein glaubt, erwiederte: „Geruhe deine Erhabenheit, ihm so viel du nur immer willst als Gehalt auszuwerfen, und lasse ihn alle Nacht an der Schwelle deines Gemachs wachen. Das übersteht er nicht eine Woche. Dann wirst du großmütig gewesen sein und dich seiner zugleich entledigt haben."

Gasanfer wurde denn als Leibhüter des Königs mit 20,000 Dinaren Gehalt aufgenommen. Hierüber vergiengen Wochen, Mo-

nate, Jahre, Gasanfer hatte schon zweimal sein Gehalt bezogen und der erste Wesir inzwischen die Bastonnade erhalten und dem zweiten Platz machen müssen, als der König in einer schönen Sommernacht träumte: er wandle auf einer Flur, aus der allenthalben die duftigsten Blumen nie gesehenen Farbenschmelzes emporrankten, ihm mit den Köpflein freundlich zuwinkend. Er pflückte eben die schönste und wollte sie zur Nase führen, um sich am ihrem Geruche zu ergötzen, als sie in seiner Hand zum funkelnden Kelchglas voll des feurigsten rothen Weines wurde, das er an die Lippen setzte. In langen Zügen sog er den Wonnetrank in sich. Eine sanfte, wohlthuende Wärme durchzog seinen Leib. Er glaubte den Kelch geleert zu haben, da entglitt er ihm wie in der Luft zerfließend. Der letzte Tropfen war verschüttet worden, auf den Zeigefinger seiner linken Hand gefallen und prangte da als Rubinring, von dem eine Abendröthe ringsherum auszustrahlen schien. Der König erwachte. Sein Traum hatte ihn höchst angenehm aufgeregt. Die schönen Blumen, der gute Wein, der prächtige Rubin — was sollte das Alles bedeuten? In seinem Traume mußte doch ein tiefer Sinn liegen. Er verließ das Schlafgemach, um sich auf der Veranda zu kühlen und wo möglich einen Traumdeuter zu finden.

Da stand im Vollmondschein Gasanfer aufrecht auf einem gestreckten Bein, das andere in zierlicher Rundung mit geneigter Fußspitze nach hinten geschwungen. Der König dachte: „der Mann ist diensteifrig, sonst würde er sich's nicht so sauer werden lassen. Ob er wohl auch klug und treu sein mag?“ Er erzählte ihm seinen Traum und befahl ihm, denselben auszulegen.

Gasanfer sprach: „Heil dem erhabenen König, der mir das langersehnte Glück der Anrede zu Theil werden läßt. Die grüne Flur bedeutet des Königs jugendlich frische Seele. Die Blumen sind die zarten unvergleichlichen Gedanken, die da emporsprießen. Der funkelnde rothe Wein ist der gute Geschmack und das Feuer der Rede

von des Königs rothen Lippen, so wie der glühende Rubin auf die Schamröthe Desjenigen hinweist, der fruchtlos seine geheimsten Gedanken dem königlichen Scharfsinne vorzuenthalten sich vermißt."

Der König dachte: Diensteifrig und klug ist der Mann, ob er auch treu sein mag?

Da ließ sich vom Freien her eine klagende weibliche Stimme vernehmen, die in langgehaltenen Tönen sang:

Ich ziehe fort und klage sehr:
Auf Nimmerwiedersehen!
O führte man mich wieder her,
Wie gern ließ ich's geschehen!

Der Gesang wiederholte sich immer schwächer, immer ferner. Der König lauschte mit athemloser Spannung. Endlich sprach er: „Das muß ich wissen, wer das sang, und gälte es mein Leben. Die hat mir zum Herzen gesungen, wie noch nie eine meiner ewigheiseren Hofsängerinnen. Trachte um jeden Preis zu erfahren, wer sie ist und wohin sie geht." Gasanfer eilte zu gehorchen. Der König hüllte sich in einen dunklen Kaftan und folgte der Richtung, die sein Diener eingeschlagen hatte. Gasanfer erreichte die fortziehende Sängerin bald. Er sah eine weiße, ätherische Gestalt mit wallenden Gewanden. Die Gesichtszüge der Dame waren von überirdischer Schönheit und er merkte gleich aus dem Umstande, daß sich die Haare unter seiner Mütze sträubten: er habe wenigstens mit einer Peri zu thun. Dennoch redete er sie, wenn auch sehr befangen an: „Holdes Wesen! Wer bist du, wohin gehst du und was soll deine Klage? Sie erwiederte schwermütig lächelnd: „Ich bin die, der es oblag, das Leben des Königs von Chorassan zu schützen, bin gleichsam seine Lebenskraft. Die Zeit ist um, ich muß fort in weite Fernen ziehen."

Den König selbst, der inzwischen Gasanfer unbemerkt eingeholt hatte und hinter einem nahen Busch das Zweigespräch hörte, überlief hier ein böser, kalter Schauer.

Gasanfer bat nun inständig, ob es denn gar kein Mittel gebe, das Leben des Königs, der der beste und großmütigste Herr sei, zu verlängern.

Die Gestalt erwiederte: dies könne sich nur dann finden, wenn er einen Freund habe, der so treu wäre, für ihn sein und der Seinen Leben zu opfern. Dann ließe sich die Lebensdauer, auf die sie verzichten würden, der abgelaufenen des Königs zulegen. — Gasanfer fiel beinahe in Ohnmacht. Vom eignen süßen Leben lassen, Weib, Sohn und Tochter opfern — das war bitter. Doch ermannte er sich und sprach: „Wenn ich mich allein dem Tode weihe, nützt das nichts?" Die Dame verneinte. Er sagte: „Aber woher weiß ich, wenn wir alle gefallen sein werden, daß es dem Könige fromme?" Diesen Einwurf fertigte sie kurz mit der Bemerkung ab: „so steht's im Schicksalsbuch geschrieben" und verschwand hierauf.

Er aber eilte zu seiner Frau und zu seinen Kindern, stellte die Sachlage vor und sie entschlossen sich alsogleich, des Vaters Loos zu theilen. Schon blitzte sein Schwert in der hochgeschwungenen Rechten. Des Sohnes Haupt sollte zuerst fallen. Da rief die bekannte Stimme vom Feld: „Gasanfer, laß ab! Eure Treue hat euch geholfen. Dem Könige von Chorassan steht noch ein langes glückliches Leben zu." Nun war die Freude gränzenlos. Sie weinten, umarmten und küßten sich, und Gasanfer gieng, um dem Könige, der die Szene ungesehen durch's Fenster belauscht und sich dann höchst befriedigt zurückgezogen hatte, zu berichten. Er trat vor ihn und sprach: „Die Stimme rührte von einer Frau her, die sich mit ihrem Manne gezankt hatte und im Begriffe war, sein Haus zu verlassen. Ich beredete sie, umzukehren, begleitete sie zu ihm und stiftete Frieden."

Der Zug Gasanfer's, daß er nicht einmal seine schöne That gelten machen wolle, gefiel dem König ungemein wohl. Er ernannte

ihn zu seinem ersten Wesir und erfreute sich noch lange seines Lebens und seines eifrigen, klugen und treuen Freundes Gasanfer.

Du siehst also, Rachita," schloß hier der Papagei, „daß das rechte Maß im Reden sehr anzuempfehlen ist. Doch nun zögere nicht länger, denn dein Geliebter erwartet dich schon mit äußerster Ungeduld."

Rachita wollte gehen, aber es war heller Tag geworden und der Besuch mußte auf die nächste Nacht verschoben werden.

Sechste Nacht.

Rachita hatte geschlafen bis es hoch am Tage war. Den Rest desselben brachte sie, Dank einer durch Übung mühsam erworbenen Fertigkeit, mit leidlich geläufigem Seufzen und Sehnen zu. Um die bestimmte Stunde sah sie der Papagei tadellos geschmückt und gekleidet, doch hastigen, unsicheren Schrittes an seinem Bauer vorüberkommen. Er rief ihr zu: „O Rachita! du prangender Stern am Schönheitshimmel! Wie so spät kamst du zu einem Entschlusse. Wie glücklich könntest du schon Jemand gemacht haben, wie glücklich schon selber sein! Oder dachtest du vielleicht: Ich liebe ihn, wie weiß ich aber, ob er auch mich liebt? Wolltest du, wie das Fräulein von Nischabur ihren Geliebten prüfte, auch den deinen einer Probe unterziehen. Ja, so ein Gedanke ist an und für sich recht artig, doch bei deinem Geliebten hat's keine Noth.

Rachita wandte sich, kehrte zum Bauer zurück und sprach: Wie ist die

Geschichte des Fräuleins von Nischabur.

Der Papagei erzählte:

„In Nischabur lebte einst ein vierzehnjähriges Fräulein Namens Fatima, die Tochter eines sehr wohlhabenden und angesehenen Man-

nes. Die Schönheit dieser jungen Dame schritt so sehr über die Gränzen des bereits Dagewesenen, daß, wenn sie auf den Straßen erschien und der Wind ihren Schleier lüftete, sie jedesmal unfehlbar die unschuldige Veranlassung eines Volkszusammenlaufes wurde, durch den die ganze Stadt in Aufruhr gerieth. Die Verse:

„Der Huri Wange gleicht an Schimmer
Von ferne glühend rothem Wein,
Ihr nah' erträgt das Auge nimmer
So siegreich hellen Sonnenschein!"

schienen nur mit Beziehung auf Fatima gesungen zu sein. Gleichzeitig lebte in Nischabur auch ein junger Mann, dem großes Vermögen, unvergeudliche Lebenskraft so wie eine besondere Hinneigung zum schönen Geschlechte die einzige Aufgabe gesetzt hatten, sein weiches Herz allen den Eindrücken, die jeder nur einigermaßen würdige Gegenstand darauf zu machen nie verfehlte, bereitwillig bloß zu legen. Dies Treiben unterstützten eine hohe Gestalt, eine breite, gewölbte Brust, ein glänzender, wohlgepflegter, rabenschwarzer Bart, gleich ausgezeichnet durch Feinheit des seideweichen Haares wie durch idealischen Schwung, endlich ein gewisser Blick der großen, braunen, zu viel versprechenden Augen, den er vor dem Spiegel erlernt und sich so ganz angeeignet hatte, daß er sicher war, ihn immer in gefälligem Einklange mit seiner Miene, zu jeder gegebenen Zeit, nach jeder gewünschten Richtung heften zu können, kurz, ein weibliche Bevölkerungen weiter Landstriche verheerender, stillminniger Sehnsuchtsblick.

Dieser Weiberfreund, er hieß Hussejn, sah Fatima einst zufällig, brannte in seiner Weise für sie im selben Augenblick und hatte von nun an keinen andern Gedanken mehr, als wie er am schnellsten zu ihrem Besitz gelangen könne. Er erfuhr, daß sie vor Sonnenuntergang in dem von einer hohen Mauer umfriedigten großen Garten ihres väterlichen Hauses sich allein zu ergehen pflege. Mit Hülfe

seiner vortrefflichen seidnen Taschenstrickleiter und der ihm dienstfertig entgegengestreckten Arme einer blühenden Tamarinde war er zu rechter Zeit an Ort und Stelle, nämlich in einer Laube, an der die einsame Lustwandlerin ihr Weg vorüber führte. Ein Lächeln von dem Wehmutsgehalte eines unglücklich ausgehenden Romans auf den Lippen sprach er ihr seine Leidenschaft in ehrerbietigem, Rührung erschmeichelndem Tone aus, und fieng eben an, den gewissen, unwiderstehlichen Blick vorsichtig in Anwendung zu bringen, als Fatima, die ein kluges Mädchen war und den schönen Eindringling anfangs sehr genau betrachtet hatte, im Verlaufe seiner Rede leicht erröthend die Augen zu Boden schlug. Sie dachte: „Farbe und Schnitt der Pluderhosen sind tadellos, und das Muster der beiden Schale am Gürtel und Turban muß ich doch Papa anempfehlen, der sich in letzter Zeit wirklich zu sehr vernachlässigt. Was er mir da übrigens von seinem Liebesgram und Seelenharm erzählt, das klingt als hätte er es schon gar oft gesagt.“

Hussejn harrte jetzt einer Entscheidung und sie sprach: „Sieh', deine Liebe scheint so heiß, so schön und so wahr. Wie Schade, daß du dich nicht in meine Schwester verliebtest, die allgemein für viel schöner und liebenswürdiger gilt, als ich bin, und die mir gleich hierher nachkommen muß. Sie ist eine Flamme, viel geeigneter als ich, einen Schmetterling wie dich zu versengen.“

Hussejn, dies hörend, wurde unruhig, ließ seine Blicke die ganze Länge des Baumganges hinschweifen, durch welchen Fatima zur Laube gekommen war, und sah ungefähr aus wie Einer, dem Ameisen unter den Kleidern kriechen und der nicht wagt, sich zu kratzen. Fatima aber wußte nun genug. „Warte nur,“ sprach sie lächelnd, „sie kommt unfehlbar augenblicklich desselben Weges, den du mich kommen sahst.“ Nun schied sie und zog sich ins Haus zurück. „Also nur die Rede sein dürfte von einer Anderen,“ dachte sie, „und man wäre schon vergessen. Diesmal ist mir's wirklich lieb, daß ich keine



Schwester habe, denn die hätte sich leicht in den schönen Herrn vergaffen können." Hussejn wartete, bis es völlig dunkel, dann bis es völlig finster geworden war. Allmählich gestand er sich ungern ein: Es sehe ganz aus, als ob man ihn zum Besten gehabt habe. Bei Bewerkstelligung des Rückzugs brach ein Ast der Tamarinde, welcher der Strickleiter beim Hinabsteigen vom Mauergesimse auf die Straße als Gegenhalt dienen sollte. Hussejn glitt, fiel sehr hart, verrenkte ein Bein und hinkte fluchend nach Hause, während Fatima damit beschäftigt war, ihrem Vater, dem sie lachend ihr Erlebnis berichtet hatte, das geschmackvolle Schalmuster vorzuzeichnen.

Du bemerkst, Rachita," fügte der Papagei hinzu, „daß man die Liebenden in zwei Klassen einreihen kann. Sie sind entweder solche, deren Liebe treu und beständig ist, oder solche, deren Liebe leicht zum Hasse wird, wie dies dem Schreiner und dem Goldschmid geschah, die sich Jahre lang recht gut leiden mochten und später die erklärtesten Feinde wurden."

Rachita wollte wissen, wie das kam. Der Papagei erzählte:

(Der Schreiner und der Goldschmid.)

„In einem Städtchen Aserbeidschan's lebten vor Jahren ein Schreiner und ein Goldschmid. Sie kannten sich seit der Schule, hatten einen engen Freundschaftsbund geschlossen, der bis ins reife Mannesalter zuhielt, waren, soweit es die Verschiedenheit des Gewerbes erlaubte, unzertrennlich, und jeder, der sie nicht kannte, nahm sie für Brüder. Da traten allerlei ihrem Erwerb ungünstige Umstände ein. Sie fanden nicht genug Arbeit, sahen sich genöthigt, ihre Geräthschaften und Werkzeuge zu verpfänden, dann zu verkaufen und, als der Erlös verzehrt war und die bittere Armut vor der Thüre stand, beschlossen sie ihr Glück in der Fremde zu suchen. Der Goldschmid, der verheirathet war, gab Frau und Kinder zu mitleidi-

gen Verwandten und die beiden Freunde wanderten dem Lande Rum zu. Über die Gränze gelangt sahen sie in den christlichen Kirchen geschnitzte Heiligenbilder. Der Schreiner, ein Meister in der Kunst des Schnitzens, verfertigte nun hie und da ähnliche Bilder, die ihm gleich abgekauft wurden. So fristeten sie ihr Leben und kamen immer tiefer ins Land. Hier nahmen sie die Tracht christlicher Mönche an, die ihnen überall freundliche Aufnahme sicherte, predigten dem Landvolke mit vielem Erfolg, denn sie waren beide sehr wohlunterrichtete Männer, und hatten die Gabe des Wortes in hohem Grade. Im Herzen blieben sie aber stets rechtgläubige Muselmänner. Je weiter sie vorwärts kamen, desto schöner und geschmückter fanden sie die Kirchen. Sie sahen Heilige aus Silber, ja aus Gold gegossen und dachten: So ein Heiliger könnte uns leicht helfen. Bis sie nach Konia kamen, war ihnen der Ruf ihrer Frömmigkeit schon vorangeeilt. Sie wurden in einem Kloster bewohnt, in dessen Kirche ein Standbild aus gediegenem Golde mit Juwelen besetztem Strahlenkranze, das die Mönche Kirillos hießen, ihre Begehrlichkeit auf's Höchste reizte. Schlau, gewandt und verwegen, wie sie waren, gelang es ihnen an einem Tage, an welchem die sämmtlichen Bewohner des Klosters durch einen großen Aufzug und eine darauf folgende Feierlichkeit in der Hauptkirche der Stadt entfernt gehalten waren, sich der goldnen Statue zu bemächtigen, sie in einen naheliegenden Wald zu schleppen und zu verstecken. Einer der Edelsteine, den sie aus dem Strahlenkranze brachen und mit ziemlichem Verluste zu Geld machten, gab ihnen die Mittel, sich wieder mit anständiger muselmännischer Kleidung zu versehen, in einem Chan als Kaufleute aufzutreten und ein Kamel und große, grobe Decken und Stricke zu kaufen. So ausgerüstet verließen sie Abends die Stadt, holten ihren Schatz aus dem Walde und brachten ihn als Waarenbündel auf Umwegen und langsam, aber ungefährdet bis in die Heimat. Die Edelsteine theilten sie gleich unter sich und gelangten dadurch jeder in den Besitz einer

namhaften Summe, mit welcher das frühere Gewerbe wieder begonnen wurde. Wegen der goldnen Statue sollte der Goldschmid Rath schaffen, sie zu Barren einschmelzen und die Hälfte derselben dem Schreiner zur Verfügung halten. So geschah es auch und dieser erhob bei jenem von Zeit zu Zeit den Erlös einer Goldbarre auf Abrechnung. Da flüsterte dem Goldschmid eines Tages der Satan in's Ohr: Du bist doch ein recht alberner Kauz! Wie magst du nur dem Schreiner, der aus der Reise mit dir schon so ungeheuren Vortheil zog, auch noch die Hälfte des eingeschmolzenen Goldes geben. Wer weiß von diesem Schatze, als du und er. Wenn du ihm seinen Antheil vorenthieltest, was bliebe ihm übrig, als sich zu bescheiden.

Eines Tages kam der Schreiner zu ihm und sprach: „Bruder, gieb mir einen Theil meines Goldes, das in deiner Verwahrung ist, aber schreibe nur gut auf was du mir giebst, damit du selber nicht zu Nachtheil kommest." Der Goldschmid erwiederte mit erkünsteltem Befremden:

„Was für ein Gold? Unser Gold ist längst alle. Ich weiß von keinem Golde mehr. Besinne dich nur. Wir gaben es ja zu gleichen Theilen aus."

Diese unverschämte Lüge brachte den Schreiner, der sich gleich erinnerte, keine Beweismittel zur Widerlegung derselben in Händen zu haben, gar nicht aus seiner Fassung. Er stellte sich, als ob er Alles für baare Münze nehme. „Schön, Bruder," erwiederte er im gutmütigsten Tone, „ist kein Gold mehr übrig, nun so ist's auch recht. Was ist Gold, daß man sich darüber Kummer machen sollte. Gold ist offenbar nur zum Ausgeben bestimmt. Ist unseres gar, so hat es seine Bestimmung erreicht. Möge uns der liebe Gott nur das Leben und die Gesundheit erhalten. Laß dir's selber ja nicht zu nahe gehen, daß wir schon fertig sind." Bei sich selbst sprach er: Mit Gewalt läßt sich hier nichts ausrichten. Ich weiß gar nicht, wo er es versteckt hält. Bei Gericht würde ich abgewiesen, denn ich habe

weder Zeugen noch einen Brief von ihm. Die Sache will sehr fein behandelt werden. Er ließ sich daher gar nicht vermerken und in seinen freundschaftlichen Beziehungen zum Goldschmid nicht die mindeste Änderung eintreten. Dieser hingegen dachte: Wie dumm ist der Mann, den ich Jahre lang meinen Freund nannte und noch immer nenne, wenn ich auch dabei in den Bart lachen muß. Einen so massiven Schwank nicht mit den Händen zu greifen, dazu gehört wahrlich ein Schwachkopf.

Der Schreiner ließ indessen eine Scheune neben seinem Hause die ihm als Holzlager gedient hatte, räumen. Er schnitzte hierauf eine menschliche Gestalt genau von der Größe, dem Wuchse und der gewöhnlichen Haltung des Goldschmids, zog ihr Kleider an und wand ihr einen Kopfbund um, die jenen des Goldschmids auf's Haar glichen, und brachte diese ihm täuschend ähnliche Puppe in der Scheune in festen, aufrechten Stand. Hierauf verschaffte er sich zwei junge Bären und legte sie dieser Puppe gegenüber an Ketten. So oft sie zu füttern waren, befestigte er auf beiden Schultern des hölzernen Goldschmids je ein gutes Stück Fleisches. Da begannen die Bären an der Kette zu zerren und nach der Nahrung zu streben. Dann ließ er sie los und sie waren jeder mit einem Satz auf den Schultern des Standbilds oben, holten sich ihr Futter, verzehrten es und trieben allerhand Possen und Spiele. Dabei gewöhnten sich ihre Augen an die Puppe, die den ganzen Tag der Gegenstand ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit blieb, gegen die sie auch, wenn sie, wie es regelmäßig nach der Fütterung geschah, wieder angekettet waren, oft die Ohren spitzten und nach der sie, so oft sie hungrig wurden, unausgesetzt hinschnüffelten. Nachdem der Schreiner seine beiden jungen Bären für hinlänglich geschult hielt, bat er einmal, wie er es öfter zu thun pflegte, den Goldschmid zum Mittagsmahl. Dieser erschien wie immer auf solche Einladungen ohne Umstände mit seinen zwei Knaben. Die Speisen schmeckten vortrefflich, das Cho-

schab*) nicht minder. Alte, vergnügte Zeiten wurden durchgeplaudert, endlich erhob sich der Goldschmid und sprach: „Ich gehe jetzt in meine Bude, schicke du dann die Jungen nach Hause." Und damit ging er weg. Der Schreiner führte die Knaben in eine entlegene Kammer, in der neben dem Diwan eine Kufe mit klarem Trinkwasser und auf dem Diwan ein Korb mit schönem Obst und gutem Backwerk standen. Auch lag allenthalben zierlich geschnitztes Spielzeug herum. Die Knaben ließen sich's hier wohl gefallen. Er entfernte sich, schloß die Thüre zu und steckte den Schlüssel zu sich. Hierauf gieng er in die Scheune, räumte die dort aufgestellte Puppe weg, versteckte sie und gieng seinen Geschäften nach. Abends kehrte der Goldschmid aus seiner Bude nach Hause zurück. Seine Kinder waren nicht da. Er harrte ungeduldig ihrer Heimkehr. Umsonst! Und es war schon dunkel. Er eilte nun in das Haus des Schreiners, fand sie auch da nicht und frug ihn selbst: „Bruder, wo sind meine Knaben?" Dieser antwortete: „Sie gingen eben fort und müssen schon bei dir sein." Der Goldschmid lief nun nach seiner Wohnung zurück. Die Kinder waren noch immer nicht da. Er schloß die Nacht kein Auge und stellte am anderen Tage die genauesten Nachforschungen an. — Niemand wollte sie gesehen haben. Nicht die leiseste Spur von ihnen war zu entdecken. Da kam er zum Schreiner und machte ihm bittere Vorwürfe: „Ich ließ sie bei dir," sprach er, „du bist mir für sie verantwortlich. Nur du kannst wissen, wo sie sind. Stelle mir die Knaben her und nur gleich, sonst verklage ich dich bei Gericht." Es entspann sich ein Streit, der immer heftiger wurde und in Thätlichkeiten auszuarten drohte, endlich willigte der Schreiner ein, mit dem Goldschmid zum Kadi zu gehen. Eine Schaar Neugieriger, die das Geschrei an die Hausthüre gezogen hatte, folgten

*) Getrocknete Früchte in süßem Wasser aufgelöst, ein beliebter Mahlzeitschluß.

ihnen — so weit waren die alten Freunde gekommen — zu Gericht. Der Goldschmid trug seinen Fall umständlich vor und klagte auf Auslieferung seiner ihm widerrechtlich vorenthaltenen leiblichen Kinder. Mehre anwesende Nachbarn erboten sich zum Zeugnis, daß er sie zu gewisser Stunde ins Haus des Schreiners gebracht, dasselbe dann allein verlassen habe und daß weiter von den Knaben keine Spur wahrgenommen worden sei.

Der Kadi, ein gutmütiger, rothwangiger Weißbart, maß den Schreiner mit einem strengen Blicke und sprach: „Nun? was weiß man zu seiner Entschuldigung zu sagen?" Dieser erwiederte ruhig: „Ich will durchaus nicht in Abrede stellen, daß seine beiden Knaben bei mir waren. Sie sind auch gewissermaßen noch bei mir. Doch kaum war er gestern fortgegangen, so verwandelten sie sich wie mit einem Zauberschlage in junge Bären, weßhalb ich mich genöthigt sah, sie in meiner Holzscheune an die Kette zu legen. Als er dann Abends um sie nachfragen kam, that ich dergleichen als wären sie fortgegangen, weil ich nicht wußte, wie ihm ein so betrübendes Familienereignis mitzutheilen sei."

Der Kadi zog die buschigen, überhängenden Augenbrauen eng zusammen und sprach im verweisenden Tone: „O Schreiner! Sprich nicht so abgeschmacktes Zeug. In den Zeiten vor unserem Propheten, über ihn Heil, weisen uns zwar die heiligen Bücher noch hie und da das Vorkommen von derlei Verwandlungen von Menschen in Thiere auf. Das war für jene Zeiten gut. Aber seit Er zum Lichte der Welt geworden, hat die himmlische Güte uns Gläubige mit derlei Zauberspuk verschont."

Der Schreiner erwiederte bescheiden: „So glaube auch ich. Daß aber der Himmel im vorliegenden Falle eine Ausnahme beliebte, könnte sich nur daraus erklären, daß auf diesem Goldschmid irgend eine geheime Schuld lastet, die ihm eine so exemplarische Züchtigung an seinen leiblichen Kindern zuzog. Willst du meinen Worten nicht

glauben, ehrwürdiger Richter, so komme selbst in mein Haus, überzeuge dich mit deinen Augen von der Sache und entscheide dann wie's deiner Weisheit gefällt."

Der Kadi dachte eine Weile nach, dann richtete er an die Anwesenden die Worte: „Ihr Muselmänner! Es ist zwar gewiß, daß seit der Zeit des Propheten, über ihn Gottes beste Segnungen, alles heidnische Blendwerk, alle Verzauberungen abgestellt sind, aber das Ansinnen des Geklagten scheint ein so billiges, daß ich nicht auf mich nehme es von der Hand zu weisen. Kommt und seid Zeugen."

Hierauf begaben sich alle in des Schreiners Haus, der sie in die Scheune führte. Als die jungen Bären des Goldschmids ansichtig wurden, wollten sie sich von ihren Ketten losreißen. Kaum waren sie frei gemacht, so saß schon jeder derselben auf einer seiner Schultern. Sie beleckten ihm Hals und Ohr und beschnüffelten sein Antlitz, kurz, trieben mit ihm so auffällige Possen und legten eine so naturwüchsige Freude des Wiedererkennens an den Tag, daß der Richter und die Zeugen mit aufgesperrtem Munde zusahen.

Endlich sprach der Kadi: „Was können wir da thun und sagen, als die Sache dem Himmel anheimstellen! Daß dies wirklich die Kinder dieses unglücklichen Mannes sind, bezweifelt wohl keiner von euch! Er und die Zeugen entfernten sich. Der Schreiner händigte dem Goldschmid, als sie allein waren, die Ketten ein, an welchen die Bären hiengen und sprach: „Bruder, nimm sie hin, sie sind dein." Der Goldschmid merkte nun, daß er überlistet sei. Mit guter Miene zum bösen Spiel sagte er ihm: „Mach' uns doch nicht zum Gelächter der Welt. Was soll ich denn mit den zwei Bestien, die mir als Kinder zugesprochen sind, anfangen? Willst du etwa dein Gold haben? Es liegt bereit bei mir." Der Schreiner erwiederte: „Bringe es vorerst her, vielleicht finden sich dann deine Knaben." Als der Goldschmid mit dem schweren Lösegeld bepackt erschien, wurden seine beiden Knäblein frisch und wohlbehalten aus der Kammer geholt und

ihm ausgeliefert; aber mit der Liebe, der Freundschaft und dem Vertrauen war's für immer aus zwischen den zwei Männern, und sie beargwohnten und haßten sich gegenseitig bis ans Ende ihrer Tage.

Hieraus, Rachita," folgerte nun der Papagei, „wird ersichtlich, wie sich Gefühle in zwei Arten scheiden, in beständige und unbeständige. Welcher dieser zwei Arten die Gefühle, die Jemand hegt, angehören, läßt sich im Allgemeinen wohl nur nach angestellter Probe mit Gewißheit bestimmen. Was aber Mir Selim's Liebe zu dir anbelangt, so denke ich, daß sie jede Probe zu bestehen vermag. Willst du sie prüfen, gut, willst du sie nicht prüfen, auch gut. Nach meiner Meinung könntest du ihm die Probe schenken, weil sie überflüssig ist. Drum gehe getrost gerade auf das Ziel deiner Wünsche los."

Rachita eilte fortzukommen, aber das Morgenroth lauerte schon draußen auf sie und sprang ihr, wie sie auf die Gasse trat, mit einem Satz auf den Nacken und ins Antlitz. Beschämt und mißgelaunt zog sie sich zurück und legte sich zur Ruhe.

Siebente Nacht.

Rachita harrte wieder den ganzen, langen Tag. Er schien ihr gar kein Ende nehmen zu wollen. Die einbrechende Nacht hatte noch nicht alle Gegenstände in ihren schwarzen Schleier einzuhüllen vermocht, als Rachita schon geziert und geschmückt, doch sehnsuchtsmürbe vor das Bauer des Papagei's trat, den das ungewöhnlich frühe Erscheinen der Herrin unangenehm berührte. Sie sprach klagend: „Barmherzigkeit. Wohin soll's mit mir kommen. Ich seufze bei Tage und weine des Nachts! Wer sang:

„Ich esse, trinke, schlaf' nicht mehr,
Mein Auge dürstet thränenleer"

muß in meiner Lage gewesen sein. Ich beschwöre dich, richte mich durch deine Rathschläge auf. Soll's so fortgehen, so verwüstet der Sturmwind des Unglücks die Saat meiner Hoffnung und entblättert die Blüthe meines Lebens im Nu. Sprich, und sprich ganz wie du denkst. Nur heile mich von meinem Leide, denn ich fühle mich nicht länger fähig es zu ertragen."

Der Papagei, den diese weiche Stimmung Rachitas wieder beruhigt hatte, sprach süß und einschmeichelnd: „O du meine Wohlthäterin! Es steht geschrieben, daß jede Wohlthat ihre Vergeltung heische. Darum ist ja mein einziges Streben dir zu dienen. Wie ich

mich in jeder Sache auf den streng moralischen Standpunkt stelle, ist dir bekannt. Auch konnte deinem Scharfsinne unmöglich entgehen, wie zartsinnig ich vom ersten Augenblicke deine Sache zur meinigen machte. Welch' schöner Lohn wird mir dafür im Vertrauen, dessen du mich würdigst. Vernimm also, edle Herrin, das Ergebnis meiner innigsten Überzeugung, daß du nichts besseres thun kannst, als unverzüglich zu Mir Selim zu eilen. Die Gelegenheit die sich darbietet zu versäumen, ist das gefährlichste Wagnis auf diesem Erdenplan. Wie müßtest du dich vor Mir Selim schämen, wenn, ehe du seine Liebe belohnt hättest, dein Mann zurückkehrte. Würdest du dann nicht tief erröthen müssen und verwirrt sein, gerade so wie der indische Prinz einst sich vor der Reitersfrau schämen mußte?"

Rachita frug: Wie kam dies?

Der Papagei erzählte:

(Die Reitersfrau und der indische Prinz.)

„In einer Stadt Indiens lebte ein Reitersmann, der eine schöne, liebreizende Frau hatte. Von den Miriaden Sternlein des Himmels hatte noch keines je auf ein schöneres Weib herabgeschimmert. Keine unberechtigte Hand war noch mit ihrem reinen Gewandsaume in Berührung gekommen. Der Reitersmann war fest durch die Ringeln ihrer Locken gekettet. Er hatte der ganzen Welt entsagt, um sich nur an der Schönheit seiner Frau zu ergötzen, herzte und küßte sie den ganzen Tag und war auf Gelderwerb gar nicht bedacht. Sie ihrerseits liebte ihn auch innigst, mahnte ihn nicht Brot zu verdienen, war ihm in allen Dingen zu willen, verkaufte ihre Aussteuer und ihre Habseligkeiten und lebte dann mit ihm eine Weile höchst sparsam und mäßig, und erst als die drückende Noth an ihre Thür pochte, entschloß sich die eben so ehrbare als verständige Frau ihm zu sagen:

„'s' ist wahr, daß der liebe Gott für alle seine Geschöpfe sorgt, aber diese Welt bleibt doch immer ein Spielplatz der Ursachen mit den Wirkungen. Wenn die Ursache wegbleibt, mag sich die Wirkung nimmer einfinden. Sieh' nur, wie alle Männer deinesgleichen, die ein Roß zu tummeln und ein Schwert kräftig zu schwingen im Stande sind, bei den Königen Dienste nehmen und sich's bei reichem Lohne gütlich geschehen lassen. Und du wolltest hier indessen im Winkel der Armut mit dem Zahne des Unmuts an den Nägeln des Müßigganges kauen? Rüttle dich auf und versuch's den Andern gleich zu thun, so ist uns alsbald geholfen."

Als er diese Rede hörte, blutete sein Herz. Seine Stirne verdüsterte sich und er sprach: „Wie soll ich mich von dir trennen, wem dich anvertrauen, und wenn ich dich nicht wiederfände, wie ich dich verließ, wie das überleben?"

Sie erwiederte: „Und wenn du bleibst, wie sollen wir uns der Liebe freuen, so lange uns der Hunger peinigt? Denkst du, ich werde dir meine Frauenehre nicht zu wahren wissen, so ist dies ein eitler Gedanke. Bei ernstem Wollen weiß sich hierzu jede Frau zu helfen, gerade so wie zum Gegentheil. Ich habe dich nie getäuscht und werde dich nie täuschen. So hat mir's meine Mutter angeboren. Das Angeborne hält fest. Hiermit lasse dich beruhigen, wenn sich auch jener erfahrne Mann auf der Reise mit diesem Satze gar nicht beruhigen ließ."

Der Reitersmann frug: „Wie so?" und sie berichtete:

(Das Angeborne hält fest.)

Man erzählt, daß in alter, längst verschollener Zeit ein Kaufmann lebte, der über Frauen und Mädchen eine Menge Erfahrungen gesammelt hatte und täglich beflissen war, dieselben zu vermehren. Einst gieng er auf eine Handelsreise, wurde des einsamen Herumziehens bald müde, und vermählte sich in der ersten Stadt, in welche

ihn sein Weg brachte, mit einem recht artigen, hübschen Mädchen. Nach der Hochzeit nahm er seine junge Frau und setzte die Reise mit ihr fort, nicht ohne früher erfahren zu haben, daß ihre Mutter in sehr üblem Rufe stehe. Er dachte aber: da sie nun getrennt sind und immer weiter auseinander kommen, ist jeder Übelstand beseitigt. So erreichten sie eines Tages eine Brücke. Das vorangehende Kamel der Karawane wollte die Brücke nicht annehmen. Sie konnten es mit aller Gewalt und Mühe nicht auf dieselbe zerren. Da rief die junge Frau: führt mein Kamel voran! Es geschah und siehe da, das früher halsstarrige Thier folgte dem ihren willig nach. Bald darauf wandte sich der Kaufmann an sie und frug: „Wie wußtest du, daß jenes Kamel dem deinen folgen würde?" Sie sprach lächelnd: „Weil ich die junge scheue Kamelstute als das Füllen derjenigen kannte, die ich reite. Und die Tochter muß doch der Mutter folgen. Ist dies nicht eine Regel der Natur?" „So?" frug der Kaufmann und wurde nachdenkend. Als sie aber in die nächste Stadt kamen, ließ er sich von seiner jungen Frau scheiden und sandte sie mit Sack und Pack der Mutter zurück.

Du siehst daraus, fuhr die Reitersfrau fort, wie alt der Glaube ist, daß das Angeborne fest halte. Ich würde mich daher, da ich die Sittsamkeit meiner Mutter erbte, von dir getrennt sehr wohl selbst zu schützen wissen, und bedarf deines Schutzes nicht, um beim Wiedersehen mit Ehren vor dich treten zu können, wie einst die keusche Merhuma vor ihren Mann Salih trat.

Er frug: „Wie ist die Geschichte?" Seine Frau erzählte:

(**Die keusche Merhuma.**)

In Turkestan lebte einst ein Mann, Namens Salih, der eine schöne Frau hatte, die Merhuma hieß. Sie war reinen, unschuldigen Sinnes und ihrem Manne ergeben und folgsam. Einmal oblag es Salih, eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen. Er beurlaubte

sich bei seinen Freunden, gab Merhuma in's Haus seines Bruders Fessadsch, bat ihn recht dringend, es ihr während seiner Abwesenheit an nichts fehlen zu lassen und ihr brüderlicher Beschützer zu sein, und zog dann seines Weges. Fessadsch war anfänglich gegen Merhuma die Güte und Freundlichkeit selbst, und behandelte sie wie eine liebe, werthe Schwester. Eines Tages jedoch, als er seine Blicke zu lange auf ihr hatte ruhen lassen, wurden böse Begierden in ihm rege, die unter den Einflüsterungen des Dämons bald zur ungezügelten Leidenschaft heranwuchsen. „Sie ist wunderschön und muß mein sein“ dachte er, und trat eines Abends, als sie allein in ihrem Gemache war, hinter dem Vorhange der Zurückhaltung mit der Miene des Verführers hervor, um ihr Anträge der Schmach zu machen. Merhuma war sehr bestürzt und verlegen. Als sie Worte fand, sprach sie: „O du schamloser Mensch. Eine so abscheuliche That soll ich begehen? Gieb die Hoffnung auf, mich je hierzu zu bewegen! Der Metallspiegel meiner Seele darf von solchem Roste nicht angefressen werden. Den Schleier meiner Ehre zerreiße ich nicht mit eigner Hand, und den Saum meiner Reinheit trete ich nicht mit eignem Fuße in den Staub.“ Als sie ihn so entschieden abwies, ergrimmte er und wurde immer heftiger und dringender. Er drohte sie zu tödten, sie dem Gelächter der Stadt auszusetzen. Dies schreckte sie zwar sehr, bewog sie aber nicht ihm Gehör zu geben. Allen seinen Bestürmungen wurde am Ende keine andere Antwort mehr als: „Der Himmel wird mir helfen eine rechtschaffne Frau zu bleiben.“

Fessadsch, blaß aus Wuth, stürzte ab. Er war schon zu weit gegangen um umzukehren, um zu bedenken, daß es sich um die Hausehre seines Bruders handle. Des andern Tages führte er Merhuma begleitet von vier liederlichen Gesellen, deren falsches Zeugnis er mit schwerem Gelde erkauft hatte, vor Gericht und klagte sie des Ehebruchs an. Die vier Bösewichter beschworen seine Aussage. Der Richter mußte sie nach dem Gesetze zur Steinigung verurtheilen.

Man führte sie vor die Stadt hinaus, steinigte sie nach der Vorschrift des Gesetzes und ließ sie liegen. Es war noch etwas Leben in ihr geblieben. Bis Abends erwachte sie zum Bewußtsein, sah ihren Leib voll Quetschungen und Blutspuren, und sich selbst an einem schauerlichen, öden Orte. Sie hob die Augen empor und betete: „O du Unendlicher, der du Abraham vor Nimrods flammendem Scheiterhaufen und Jonas aus dem Bauche des Seethiers errettet hast, rette auch mich aus dieser Schreckenskluft.“ Ein mitleidiger Zephir wehte diese Worte bis zum Ohr eines Arabers, der in der Nähe vorbeiritt. Er dachte: „Was wimmert denn da unten,“ stieg vom Pferde und gieng nachsehen. Als er die arme halbtodt gemarterte Frau fand, lud er sie behutsam auf seine Schultern, trug sie auf die Straße hinauf, setzte sie vor sich auf das Pferd und brachte sie heim. Nach einigen Tagen liebreicher Pflege hatte sich Merhuma erholt. Er gewahrte ihre hohe Schönheit und trug ihr seine Hand an. Sie erzählte ihm ihre Schicksale und wie sie schon die Frau eines Andern sei. Da sprach er: „Befürchte nichts von mir. Du sollst meine Schwester sein und in meinem Hause bleiben bis dein Mann zurückkehrt, dann will ich dich selbst zu ihm führen?“ So lebte sie eine Weile bei dem Araber in Erwartung der Rückkehr Salihs. Im Hause war aber einer der schwarzen Sclaven ein Mensch bösen Herzens und böser Zunge. Der ließ einmal seine Augen zu lange an Merhuma hängen, verliebte sich in sie und benützte die erste gute Gelegenheit, um sie um Erfüllung seiner Wünsche zu bitten. Sie wies ihn mit Abscheu zurück. Er drohte, er werde sie zu verderben wissen, und sie drohte seinen Herrn zu rufen, wenn er nicht augenblicklich gehe. Der Araber hatte ein Knäblein, das noch an der Mutterbrust war, und das er unendlich liebte. Dieses Kindes wußte sich der Sclave einmal des Nachts ungesehen zu bemächtigen, tödtete es, befleckte eines der Kleider Merhuma's mit dem Blute des Kleinen und schob ein blutiges Messer unter ihr Kopfkissen. Am

nächsten Morgen, als der Araber den Tod seines Kindes erfuhr und anscheinbare Spuren der That im Gemache Merhuma's fand, fieng er an sie zu mißhandeln. Sie betheuerte und beschwor ihre Unschuld. Da hielt er inne und sprach: „Ich weiß, daß du nur die Wahrheit sagen kannst und will dir deßhalb glauben. Doch kann ich dich fortan vor der Rache meiner Frau, die dich immer beargwohnen wird, nicht schützen. Ziehe hin und suche dir eine andere Unterkunft.“ Da er ein gutherziger Mann war, gab er ihr noch 400 Drachmen Wegzehrung und sie schied von ihm. Sie gieng und gieng hierauf den ganzen Tag, erreichte Abends eine Herberge vor einer Stadt gelegen, und ruhte die Nacht in einem Winkel derselben. Morgens wollte sie in die Stadt gehen und fand vor den Thoren einen hohen Galgen aufgerichtet, um den sich viel Volk drängte. Die Schergen führten einen Jüngling heran, dessen Hände gekettet waren. Merhuma frug, was er verbrochen habe. Einige aus dem Volk gaben Auskunft: Es sei der Brauch des Königs, alle Diejenigen aufknüpfen zu lassen, die ihre Steuern nicht zu zahlen vermögen. Der Jüngling schulde schon einen Steuerbetrag von 400 Drachmen und müsse daher sterben. Merhuma gab gleich willig ihr ganzes Vermögen hin, und der Jüngling fiel ihr zu Füßen und erschöpfte sich in Dankesäußerungen. Merhuma wollte in dieser Stadt nichts zu thun haben und schlug die Richtung nach der Meeresküste ein. Der Jüngling folgte ihr, sprach lange von seinen überströmenden Gefühlen, dabei blendete ihn fortwährend der Anblick ihrer schönen Gestalt. Sie waren nicht weit gegangen, als er ihr abermals zu Füßen fiel: „O, du kannst mich nicht vom Tode errettet haben,“ rief er, „damit sich mein Herz im langsamen Feuer verzehre. Hab' Gnade mit mir! Ich vermag ohne dich nicht zu leben.“ Merhuma, entrüstet über die Zudringlichkeit des Burschen, dessen Hals noch vom Galgenstricke geröthet war, eilte gerade fort. Er folgte ihr und so kamen sie an's Gestade, wo ein Schiff segelfertig lag. Sie winkte

den Bootsleuten, die sie in einen Kahn aufnahmen, er aber schrie so laut er konnte: „Sie ist meine Sclavin, ich verkaufe sie, wenn sie Jemand haben will!“ Bald kam in einer Barke vom Schiff her ein Kaufmann ans Land, unterhandelte mit dem Jüngling über den Preis Merhuma's, zahlte ihm endlich 10,000 Goldstücke und begab sich vergnügt an Bord zurück, eine so auserlesene Perle um so wenig Geld eingetauscht zu haben. Nun war Merhuma des unverschämten Jünglings entledigt, blieb aber dafür den noch unbequemeren Galanterien des Kaufmanns ausgesetzt. Dieser nahm sie Abends in seine Kajüte und wurde, trotz dem daß sie sich als mit einem anderen Manne verheirathet bekannte und ihm den schmählichen Betrug des Jünglings aufdeckte, so unternehmend, daß ihr am Ende nichts übrig blieb, als um Hülfe zu schreien. Das Schiffsvolk stürzte hinab zur Kajüte und befreite sie aus seinen Händen. Damit hatte sich aber wenig gebessert, denn schon am Morgen traten die Schiffer insgesammt an seiner Stelle als Bewerber um ihre Gunst auf. Merhuma sah, daß sie sich dieser rohen Horde nicht erwehren könne. „O du Allmächtiger,“ betete sie, „der du einst Noah an's Ufer des Heiles brachtest, rette mich, laß mich nicht zu Schanden werden.“ Und der Himmel der sie erhörte, zog alsbald eine finstere Miene zu dem Treiben der Seeleute. — Schwarze Gewitterwolken thürmten sich auf. Ein Paar Donnerschläge riefen alle brauchbaren Hände im Nu auf's Verdeck. Ein furchtbarer Orkan peitschte die entfesselte Flut. Lange, graue, schaumgekrönte Wogenzüge wälzten sich von allen Seiten drohend heran, schleuderten das Schiff in schwindelnde Höhen, um es dann gleich wieder in die bodenlose Gischt zu stürzen. Die Schiffer spielten kalt besonnen um den hohen Einsatz des Lebens mit der Ruhe der Gewohnheit. Sie waren schon alle bei ähnlichem Tanze gewesen. Auf einmal zuckte und züngelte es bläulich herunter und leckte der Länge nach über das Schiff. Da lagen sie alle entseelt oder den letzten Athemzug

röchelnd, und eine Riesenwoge, die über's Verdeck schlug, spülte die Leichen dem wüthenden Element zur Sühne in den Rachen. Als die Bewegung des Schiffes allmählich nachließ, begab sich Merhuma, die in der Kajüte wie betäubt gelegen war, auf's Verdeck. Sie sah keine Menschenseele. Die Sonne lächelte durch zerrissenes Gewölk freundlich herab. Auf den Wogenkämmen prangten kreisrunde Regenbogen. Der Aufruhr des Meeres besänftigte sich und das Schiff schaukelte mit zerfetzten Segeln und zerbrochenen Segelstangen von einer Strömung sachte geführt in den Hafen einer großen Seestadt. Das Wachboot kam heran, um die Ladung zu untersuchen. Merhuma verlangte vor den Fürsten der Stadt geführt zu werden, der sie gütig empfieng und, nachdem er ihre Erlebnisse gehört, erklärte: Die Fracht des Schiffes sei ihr frei verfügbares Eigenthum. Sie bat ihn, dieselbe anzunehmen, ihr dafür in der Nähe der Stadt eine Klause anzuweisen, und sie täglich mit dem nothdürftigen Lebensunterhalt versehen zu lassen, welches Begehren augenblicklich zugestanden wurde. Da lebte sie wie eine Büßerin und zog durch den Ruf ihrer Frömmigkeit die Kranken und Leidenden einer weiten Umgegend an sich. Wer sich ihr gläubig nähere, hieß es, sei sicher, durch Händeauflegung von seinem Gebreste geheilt zu werden.

Indeß Merhuma hier in der Fremde als Heilige lebte, war Salih von seiner Pilgerfahrt heimgekehrt. Er gieng gleich zu Fessadsch, um Merhuma abzuholen. Dieser aber empfieng ihn mit den Worten: „Frage nicht um die Ehrvergessene, die Schande über dein Haus brachte und den Ehebruch, den sie begieng, nach gerichtlichem Spruche mit dem Tode büßte." Salih war wie versteinert, als er dies hörte, doch was blieb ihm übrig, als sich ins Geschehene zu ergeben. Fessadsch aber wurde bald nachher von einem bösen Augenleiden befallen. Eine schwarze Feuchtigkeit senkte sich in seine Augensterne und sie erblindeten trotz aller ärztlichen Pflege. Salih, der

nach einiger Zeit von einer wunderthätigen Frau reden hörte, die in einer Stadt am Meere lebe und alle Kranken heile, ermutigte seinen Bruder, sich von ihm zu ihr geleiten zu lassen. Sie machten sich auf die Reise. Unterweges gesellten sich noch zu ihnen ein gichtbrüchiger Neger und ein stattlicher Jüngling, der so dicht mit Aussatz bedeckt war, daß er völlig einer Eidechse glich. Die vier Männer gelangten endlich zur Klause Merhuma's, deren Umgegend ein großes Hospital zu sein schien, so wimmelte alles von Kranken, die hin-, und von Genesenden, die wegzogen. Am zweiten Tage wurden sie vorgelassen und traten in ihre Zelle. Sie war nicht sichtbar, sondern saß hinter einem Vorhang. Die Leidenden trugen ihr Anliegen vor und baten um Händeauflegung. Da ließ sich eine Stimme vernehmen, die Salih's Herz bis ins Innerste erbeben machte: „Ihr armen Männer, Ihr seid schwer krank. Euch kann ich nicht helfen, ehe nicht jeder von euch die That seines Lebens bekennt, die er am liebsten nicht gethan haben möchte.“ Fessadsch, der um jeden Preis wieder sehen wollte, erzählte nun tief beschämt, wie er an seines Bruders Frau gehandelt, der Neger, den die Gicht arg kneipte, wie er das Kind des Arabers getödtet, und der aussätzige Jüngling, dem sein Zustand unerträglich war, wie er eine Frau, die ihn vom Galgen loskaufte, zum Danke als Sclavin verhandelt habe. Jetzt zeigte sich eine weiße kleine Hand, die leicht über die Stirnen der drei Kranken glitt, und siehe da, sie waren mit einem Male gesund. Der Vorhang aber schob sich weg und Merhuma stand in blühender, unversehrter Schönheit vor Salih, dem sie weinend um den Hals fiel. Er dankte Gott und führte sie heim und sie lebten noch lange Jahre glücklich und gesegnet.

Der Reitersmann hatte zwar, so lange seine Frau diese Geschichte erzählte, mit ungetheilter Aufmerksamkeit zugehört, doch sprach sich in seiner Miene bei manchen Stellen, z. B. wie der Blitz Merhuma mit einem Male aller Männer am Schiffe entledigt, und

dann am Ende, wie die drei Verbrecher doch gesund und heil davonkommen, keine völlige Befriedigung aus.

Sie dachte daher auf ein anderes Mittel, ihn zu beruhigen. Sie erhob sich, öffnete einen Wandschrank, nahm aus einem Kelchglas eine blühende Rose und sprach: „Ziehe du getrost hin. Tritt in den Dienst irgend eines hohen Herrn, und sende mir von deinem Lohne so viel, daß ich leben kann. Sei unbesorgt um mich. Nimm diese Blume. Willst du wissen ob ich unversehrt und dir rein erhalten bin, so blicke nur auf sie. So lange sie blüht und grünt bin ich dieselbe, die du verließest. Sollte sie einmal welken und abdorren, dann eile mir schnell zu Hülfe, dann steht's schlimm um mich."

Damit gab sich der Reitersmann zufrieden, steckte sein Röslein vergnügt an die Brust, küßte seine Frau, sattelte sein gutes Thier und ritt weit über Land, bis er einen mächtigen Prinzen fand, der ihn als Schwertträger besoldete. Als er hier in Dienste trat, war gerade die Rosenzeit. Es nahm den Prinzen daher nicht Wunder, daß sein Schwertträger immer mit einem frischen Röslein an der Brust erschien. Dann kam der Herbst, dann der Winter. Da konnte des Reitersmanns Rose nicht verfehlen dem Prinzen auffällig zu werden. Er dachte: Wo in aller Welt findet der Mann täglich eine frische Rose, während weit und breit im Lande keine mehr blüht? Der Prinz wurde so neugierig, daß er ihn einmal geradezu befragte, wo er die Blume herhabe. Der Reitersmann sah ein, daß hier nichts helfe als die Wahrheit zu sagen, und erzählte bescheidentlich, was es mit der Rose für eine Bewandtnis habe und wie sie ein Talisman sei, der ihm das Wohlsein und die makellose Reinheit seiner Frau verbürge. Schon während dieser Rede zuckten die Mundwinkel des Prinzen convulsivisch, und als sie beendet war, brach er in eine unmäßige Lache aus, schlug beide Hände auf die Knie und sprach: „Aber du Guter! Ich hielt dich bisher für einen recht klugen Mann. Nun sehe ich, daß du ein einfältiger Tropf bist.

Deine Frau mag wohl klüger sein, als du. Wie sie den Spuck mit der Rose erfunden hat, weiß ich nicht, wahrscheinlich ist sie eine Hexe; daß sie dich aber durch dies Blendwerk an ihre Treue glauben macht, gefällt mir unendlich wohl, und daß du so schwachsinnig bist, dich täuschen zu lassen, war mir, du entschuldigst, so komisch, daß ich mein Gelächter um nichts hätte unterdrücken können. Ich stellte mir so lebhaft vor, wie würdevoll und selbstbewußt du alle Abende dein Röslein ablegst und einwässerst, während sie sich gerade wieder einen frischen Kumpan zulegt, um mit ihm die ganze Nacht über deine Leichtgläubigkeit zu jubeln." Derlei unanständige und verletzende Reden, die den Reitersmann erbärmlicher Verstandesschwäche überweisen sollten, führte der Prinz noch eine Menge. Der arme Mann konnte dem Prinzen nicht antworten, wie er gewünscht hätte es zu thun, und schwieg daher lieber. Man zerstreute sich hierauf. Der Prinz zog sich in sein Frauengemach zurück und die Diener legten sich schlafen. Ersteren beschäftigte aber diese Nacht viel der Gedanke: wie er denn seinem Schwertträger unumstößliche Beweise dafür geben könne, daß er ein Narr sei, den seine Frau nach Herzenslust betrüge. Am Morgen wurde Rath hierzu. Es lebten nämlich am Hofe des Prinzen zwei junge, liebenswürdige und für sehr geistreich und gewandt geltende Edelleute, Hassib und Nessib genannt. Als ihnen der Prinz sein gestriges Gespräch mit dem Schwertträger, der sich durch eine magische Rose der Treue seiner ferne von ihm lebenden Frau versichert halte, und seinen Wunsch, diesen Mann zur Vernunft zu bringen, mittheilte, erbot sich Hassib, nach jener vom Prinzen genannten Stadt zu reisen, die Gunst der Frau zu erlangen und mit der Siegeskunde in 14 Tagen zurück zu sein. — Der Prinz war hierüber hocherfreut und Hassib trat alsogleich seine Reise an. Er brauchte nicht lange, die Heimat des Reiters zu erreichen, nahm Wohnung in einer Herberge und schlenderte dann durch die Straßen. Im ersten großen Kaffehause sprach er zu und fand da

einen Kreis junger Lebemänner, mit welchen er Bekanntschaft machte. Ein Wort gab das andere, die Rede kam bald auf die Frauen. Hassib wußte drollige Abenteuer aus seinen eignen Erlebnissen zu erzählen, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Endlich sagte ihm einer der jungen Männer: „Ihr mögt schon viel Glück bei Frauen gehabt und mancherlei Schnurriges mitgemacht haben, aber eine so taktfeste Anbahnerin derlei vorübergehender Verhältnisse, ein so köstliches altes Mütterchen, wie diese Stadt eines aufzuweisen hat, ist euch alle eure Lebtage nirgends begegnet. Wer die alte Frau sieht, mit dem Stock in der Rechten und dem Rosenkranz in der Linken, mit dem immerfertigen Anstandsseufzer über die Verderbtheit dieser Welt, und dem schulgerechten Blick nach oben, der doch nie zur Fratze wird, dem kann nichts beifallen, als sie schleunig zu bitten, daß sie ihn in ihr Gebet einschließe. Wer aber weiß, wie viel häuslichen Frieden sie gestört und wie viel Haushaltungen sie zerrissen hat, der staunt sie an als Ideal aller Gleisnerei." Hassib erkundigte sich angelegentlich um ihre Wohnung, und sie wurde ihm angegeben. Er schied nun aus der Gesellschaft, begab sich geraden Weges zur alten Dame, zog sie ins Vertrauen rücksichtlich seiner Absichten auf die Reitersfrau und sicherte ihr eine sehr ansehnliche Belohnung.

Die Alte trippelte sofort wohlgemut ins Haus der Reitersfrau, wurde in Folge würdigen Benehmens freundlich empfangen und begann nun diese Frau in jeder Weise zu umspinnen und zu umgarnen. Doch sie hatte es mit einer sehr klugen Gegnerin zu thun, die sich von allem Anfange den Anschein gab, dem Ideengang der Matrone bereitwilligst zu folgen, und sich in allem was diese sagte, zu ihrer Ansicht zu bekennen. Das ermutigte die Alte, schneller zur Sache zu kommen. Nach einer kurzen Einleitung: wie hart es der jungen schönen Frau sein müsse, so mannlos ihre Tage zu vertrauern, indeß so Viele sich glücklich schätzen würden, ihr die

Stunden der Einsamkeit zu verkürzen, fieng sie geradezu von einem jungen Fremdling hoher Geburt, reich wie Karun*), schön wie Niemand zu sprechen an. Auf ihn seien die Verse gemacht worden:

Streckt den Kampher-Hals er
Aus dem Zobelpelze,
Ist's als ob die Sonne
Nächtlich dunkel schmelze.

Er, der sonst immer flüchtig und unstät die Welt durchirre, habe sich, bloß ihretwegen hier festgesetzt. So wahr, so treu und innig sei seine Liebe, daß es mehr als Grausamkeit bedürfe, sie nicht zu erhören. Mit bangem Zagen harre er einer Entscheidung.

Die Frau erwiederte: „Sieh', mein gutes Mütterchen, der Gedanke, den du in mir erweckst, Brust an Brust und Auge an Auge mit einem hübschen Jungen mich etwas von der Eintönigkeit des Alltagsjammers zu erholen, lacht mir so ziemlich. Doch eines muß ich dir gleich sagen: ehe ich mich irgendwie verbindlich mache, will ich ihn sehen. Behagt er mir, um so besser für ihn, behagt er mir nicht, so kann ich ihm nicht helfen und wenn er das Gold der ganzen Welt besäße."

Die Alte, entzückt vom Erfolg ihrer Unterhandlung, begab sich so schnell als sie vermochte zu Hassib und brachte ihm die gute Nachricht, daß seine Huldin ihn zu sehen wünsche. Er eilte sich ihr vorzustellen, und wurde liebreich aufgenommen. Sie schienen sich beide unendlich zu gefallen und die Schöne sprach: „Weißt du daß man ein Glück nicht verdient, wenn man sich beim Genusse desselben nicht aller Vorsicht bedient? Mir ist der Gedanke daß das alte Weib, das du früher hersandtest, in unser Geheimnis eingeweiht sein soll, unleidlich. Drum gehe schnell die Alte aufsuchen, sage ihr ich hätte deinen Erwartungen nicht entsprochen, du fändest nichts Besonderes

*) Krösus.

an mir, seist auch entschlossen gleich wieder abzureisen, und fertige sie mit einigem Gelde ab. Dann ziehe weg aus deiner Herberge und komme sammt deinem Reisegepäck gerade zu mir. Hassib, der sein Spiel für gewonnen hielt, gieng zu seiner würdigen Helferin und sprach: Nun hab' ich sie gesehen die berühmte Schönheit! Wie man mir ein so ganz gewöhnliches Gesichtchen so über die Maßen loben konnte, begreife ich nicht. Ich reise gleich wieder ab. Nimm hier deinen Lohn. Dann gieng er in die Herberge um seine Schuld zu berichtigen, nahm sein weniges Gepäck und befand sich bald darauf, wie er gieng und stand, im Hause der Reitersfrau, die bedacht gewesen war, ihre Dienerin zuvor genau von dem Benehmen zu unterrichten, das sie nach dem Abendessen einzuhalten habe. Nun wurde gekost und gescherzt. Das Nachtmahl das ihm die liebenswürdige Wirthin vorsetzte war ausgewählt und schmeckte köstlich. Dann begab man sich ins Schlafgemach. Die Frau zog ihre Nachtkleider an und Hassib saß schon im Hemde auf ihrem Bett, als man plötzlich ans Hausthor pochen hörte. Gleich darauf kam das Mädchen athemlos gelaufen und rief ins Schlafgemach: Herrin! Gebt schnell den Schlüssel des Hausthors, euer Bruder ist gekommen und will Einlaß. Hassib wurde unruhig. Die Schöne sprach: „Fürchte nichts, mein Lämmchen! Mein Bruder kömmt selten vom Lande mich besuchen, und wenn es einmal geschieht so bleibt er nur über Nacht und geht mit dem Frühesten wieder fort. Doch hier darf er dich nicht finden. Folge mir schnell." Er flüchtete mit ihr durch einige Gemächer und Gänge bis sie vor eine schwere Thüre von Eichengebälk kamen. Sie drängte ihn vorwärts, sperrte hinter ihm die Thüre ab, schob allerhand mächtige Riegel vor und legte sich hierauf ruhig schlafen.

Hassib, im Hemde, am ganzen Leibe von einem sanften Schauer überlaufen, hatte Muße den dunkeln Raum, in den er sich plötzlich versetzt fand, mit Händen und Füßen tastend zu untersuchen. Der Boden war Steingetäfel und die Wände erwiesen sich als vier nackte

Mauern. In einer Ecke stieß er mit dem Schienbein an einen harten Gegenstand, an eine Küfe mit Wasser und in der anderen lag ein Haufe getrockneter Cactusfeigen. Er streckte sich nach dieser Entdeckungsreise auf den Boden hin und wollte schlafen. Aber ohne Kissen und Decke gelang dies nicht und er schnapperte und verzweifelte die ganze Nacht. Mit dem ersten Lichtstrahle, der Morgens durch ein hart an der Decke des magazinartigen Raumes angebrachtes Luftloch oder Fensterlein hereinfiel, konnte er das Trostlose seiner Lage erst recht übersehen. Bald darauf erscholl eine Stimme von der Thüre her. Es war die seiner Wirthin, die draußen stand und sich vernehmen ließ: „Ei du brünstiger Liebhaber! Wie gefällt dirs in deinem Schlafgemach?“ Hassib, den nur die Hoffnung baldiger Befreiung aufrecht erhalten hatte, erschrack über den verachtenden Ton in dem diese Worte gesprochen waren, zu Tode. Sie fuhr fort: „Nun, melde dich, Landstreicher, damit ich höre daß du noch nicht erfroren bist!“ — Er ergoß sich nun in einen Strom von Klagen und Beschwörungen, man möge ihn doch aus Barmherzigkeit herauslassen. „O Freundchen,“ rief die Frau draußen, „das geht nicht so schnell als du glaubst. Erst muß dein Blut gründlich gekühlt sein, damit du dir das Herumziehen im Lande um ehrliche Frauen auf die Probe zu setzen, abgewöhnst.“ Er bat und flehte drinnen wieder inständig. Da sprach sie: „Der einzige Hoffnungsschimmer, der dir bleibt hier los zu kommen, ist ein aufrichtiges Bekenntnis wer dich hieher sandte und wie so du dazu kamst bei mir dein Glück zu versuchen.“ Er entschloß sich nun gleich den ganzen Hergang treulich zu bekennen: wie der Prinz an die Treue der Frau des Reitersmannes, der bei ihm als Schwertträger diene und eine immerblühende Rose besitze, nicht glauben wollte und ihn her sandte. —

Die Frau dankte nun ihrem Gott und sprach: „Bleibe nur einstweilen wo du bist. Vielleicht fliegen noch andere Vögel zu. Dich frei zu geben bin ich immer noch an der Zeit.“

Indessen herrschte am Hofe des Prinzen große Unruhe, denn es waren seit Hassib's Abreise schon drei Wochen um. Nur der Reitersmann wußte um nichts und war, so oft er auf sein blühendes Röslein blickte, ruhig und vergnügt. Endlich trug sich Nessib an, seinem Bruder nachzureisen, um zu sehen, warum er so lange in jener Stadt weile, oder, hätte ihn ein Zufall verhindert hinzugelangen, um an seines Bruders Stelle den Auftrag des Prinzen zu erfüllen. Auch er versprach in längstens vierzehn Tagen wieder da zu sein. Es vergiengen nun andere drei Wochen und man hatte von beiden Brüdern kein Lebenszeichen. Nessib war es genau wie Hassib ergangen. Er saß längst schon in einem anderen Magazin der Reitersfrau bei Wasser und Cactus-Feigen der Muße seiner Betrachtungen über die Räthsel des weiblichen Charakters überlassen. Da sprach der Prinz eines Morgens zum Reitersmann: „Lasse meine zwei besten Pferde satteln und rüste dich zu einem Ausflug auf mehre Tage mit mir allein." Der Reitersmann fühlte sich geehrt durch das Vertrauen des Prinzen. Die edlen Thiere wurden gleich, tänzelnd und schnaubend vorgeführt, fort gieng's lustig im Galopp und das Ziel der Reise, es überraschte den Reitersmann gar angenehm, war seine eigne Heimat. Sie wurde in wenig Tagen erreicht. Der Prinz stieg an der Herberge ab und sprach: „Gehe zu deiner Frau und sage ihr, daß ich mich zum Mittagmahl bei ihr einlade." Der Mann eilte hochbeglückt zu ihr, und nach dem ersten freudigen Wiedersehen, den Umarmungen und Küssen kündigte er ihr den vornehmen Besuch an. Sie schien von der Nachricht sehr befriedigt und bat ihn, den hohen Gast ja gewiß zu rechter Zeit zu bringen. Dann schickte sie sich an Vorbereitungen zu einem Gastmahle zu treffen, welcher Sorge sie ihr Mann überließ und zum Prinzen zurückkehrte. Als er fort war, gieng sie an die Thür des Magazins, in dem Hassib gefangen war und sprach: „Heute wirst du freigelassen, doch mußt du dich eher einer Bedingung fügen." Er war leiblich und geistig

so herabgestimmt, daß er im Vorhinein in Alles einwilligte. „Ich habe heute Gäste, du mußt dir den Bart scheeren lassen und als Sclavin aufwarten," sprach sie und traf hierauf mit Ressib, der sich's auch gerne gefallen ließ, das selbe Übereinkommen. Ihre Dienerin bewerkstelligte mit einem Scheermesser die Umwandlung der beiden Herrn und versah sie mit Mädchenkleidern. — Hierauf kam der Prinz mit dem Reitersmann zum Mahle, das ganz regelrecht ablief. Der Prinz war sehr heiter und gut gelaunt. Als die Speisen beseitigt waren. erschienen zwei ungeschlachte, sonderbar aussehende Mägde, um den Kaffe zu reichen. Der Prinz mußte über das drollige Aussehen und die ungeschickten Bewegungen der beiden Dirnen lachen, wandte sich gegen den Vorhang des Gemachs der Hausfrau und frug: „Was habt Ihr denn da für zwei auserlesene Sclavinnen?" Die Frau lächelte boshaft hinter dem Vorhang und rief zurück: „Fragt sie selber, edler Herr, woher sie sind, ich weiß es nicht." Zu gleicher Zeit ließen sich Hassib und Ressib auf die Knie nieder und stammelten, roth bis über die Ohren, Worte der Entschuldigung. Der Prinz erkannte sie gleich an den Stimmen, und als sich nun alles aufklärte, war die Reihe an ihm, verlegen zu sein und sich bis in den Grund seiner Seele zu schämen. Er faßte sich aber und sprach zum Reitersmann: „Laß dir zu solch einer Frau Glück wünschen. Ich bin von meinem Unglauben völlig geheilt und dies soll dein Schade nicht sein. Ich enthebe dich zwar von heute an deiner Dienstleistung, doch soll dir dein voller Lohn für deine Lebtage jährlich genau verabreicht werden." Hierauf winkte er den zwei jungen Edellenten, die ihm folgten wie sie waren. Die Frau mußte nun dem Reitersmann genaue Auskunft geben, wie alles gekommen sei. Er umarmte sie herzlich, nahm das frische Röslein von der Brust und gab es ihr mit den Worten: „Nimm hin, ich brauche es nimmer, mir genügen von nun an die Rosen deiner Wangen." Und sie lebten mitsammen glücklich bis ans Ende ihrer Tage.

Denke nun," fuhr der Papagei zu Rachita gewendet fort, um ihr die Nutzanwendung der Geschichte nicht entgehen zu lassen, „denke nun, ob du dich vor Mir Selim nicht eben so schämen müßtest, wie sich der Prinz vor der Reitersfrau schämte, wenn dein Mann zurückkäme, ehe du dem Geliebten den Lohn seiner treuen Liebe werden liessest, und dieser ihm somit gänzlich entgienge?"

Rachita nickte zugestehend und eilte zum Thor. Aber draußen am östlichen Himmelsgürtel prangte wie ein magisches Röslein die Sonne. Sie schloß das Thor eilig, bevor sie von Vorübergehenden gesehen werden konnte, und legte sich zu Bette.

Achte Nacht.

Der Tag vergieng wie die andern. Zur Stunde des beabsichtigten Besuches trat Rachita in vollem Staate an das Bauer des Papagei's und wollte ihm gerade sagen, daß sie sich heute gewiß nicht verspäten werde, da bemerkte sie, daß er ganz regungslos dasitze, die Augen stier vor sich hin geheftet. Sie frug ihn, was er brüte und warum er so nachdenkend sei. Er erwiederte: „Ei, wenn ich nicht nachdächte, wer hätte dann etwa Grund dazu? Du hast mich zum Mitwisser deines Geheimnisses gemacht. All mein Sinnen und Trachten ist seit jenem Augenblicke nur auf das Gelingen deiner Pläne gerichtet, und ich denke mir schier das Hirn aus dem Kopfe, um über den muthmaßlichen Verlauf deiner Angelegenheit klar zu sehen."

„Nun, was denkst du," sprach Rachita, „wie wird's kommen?"

Der Papagei erwiederte sehr ernst: „So viel ist gewiß, wenn eure Liebe gegenseitig ist, dann geht alles gut. Wäre sie es aber nicht, o dann gäbe es endlose Verwicklungen! Daran will ich gar nicht denken, dann gienge es dir etwa mit Mir Selim, wie's dem Könige von Kjamrew ergieng mit meinem klugen Kollegen, der so schöne ärztliche Kenntnisse besaß, und die Sache würde im besten Falle zu gar nichts führen."

Rachita sprach: „Wer war denn dein kluger Kollege und wie ergieng's ihm denn?"

Der Papagei erzählte:

(Der König von Kjamrew und der kluge Papagei.)

„In einem der weiten Forste des Landes Kjamrew lebte ein kluger, gebildeter Papagei. Er war seines Standes Naturforscher und betrieb mit Vorliebe Botanik. Es gab im ganzen Land keine Pflanze und kein Kraut, die ihm nicht mit Stumpf und Stiel, mit Blatt und Blüthe, mit Staubfaden und Samenkapsel vollkommen bekannt gewesen wären, deren geheimste Eigenschaften und Wirkungen er nicht genau gewußt hätte. Sein Nest hatte er im luftigen Schattendach einer schlanken Pinie bequem eingerichtet, und widmete dort die Stunden, die er der Wissenschaft entzog, mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt der Erziehung fünf munterer, vielversprechender Jungen.

Und wie dem Zufall hämisch glückt
Zu paaren was sich nimmer schickt,

hatte ein alter Schakal mit seinen fünf Rangen das Erdgeschoß zwischen Stamm und Wurzeln der selben Pinie bezogen. Wenn nun der Papagei vor Mittag einen Ausflug unternahm, um zu botanisiren, und der alte Schakal schnödem Fraße nachlief, geschah es öfter, daß sich die Papageijungen oben im Neste langweilten und zur Erde hinabflogen, um mit den Schakaljungen zu spielen, die noch so ungeschickt waren, daß sie sich häufig überpurzelten und durch drolliges Benehmen und heiseres Gekläffe viel Stoff zum Lachen gaben. Wurden die Papageien ihres Vaters nur von ferne ansichtig, so huschten sie schnell ins Nest hinauf. Aber einmal versahen sie es. Er überraschte sie bei der Kurzweil und rief sie strenge hinauf. Dann sprach er liebevoll, doch mit scharfer Betonung: „Was fällt euch

um des Himmels willen ein, ihr Jungen. Wißt ihr wer ihr seid? Schaut nur euer Kleid an! Ihr seid geborne Edelleute.*) Wie mögt ihr euch mit dem Mäuse, Ratten und Aas fressenden Gesindel da unten gemein machen? Empört sich denn euer besseres Selbst nicht über die skurrilen Fratzen und die an allen Ecken und Enden mangelhafte Lebensart dieser Plebejer? Daß ich euch nie wieder mit ihnen finde!" — Er hatte tauben Ohren gepredigt, denn der Vormittag war lang und bei den Schakaljungen unten gab's immer etwas zu lachen. Sie besuchten sie daher wie ehe und zuvor, nur kehrten sie immer ins Nest zurück, bevor Papa heimgekehrt war.

Der alte Schakal hatte seinen Jungen auch schon Vorwürfe gemacht: „Laßt euch doch nicht ein" hatte er gesagt „mit dem krummnasigen Geflügel da oben, das aus Hochmut nicht weiß wie sich's blähen soll, sein geistiges Unvermögen mit schnarrenden Phrasen bemänteln will und gnädig auf euch herabhofiert."

Aber auch sie liessen sich dies nicht gesagt sein und die Zusammenkünfte fanden regelmäßig statt.

Als der Papagei wieder einmal seine Jungen dabei fand, ward er recht böse, schalt sie lange und heftig. „Ihr werdet" kreischte er endlich „euren Umgang mit Leuten, die nicht eures Gleichen sind, noch eben so sehr bereuen, wie der Affe Sirek seine Schachpartie mit dem Castellans-Sohne bereute."

Die Kleinen flehten im Chor um die Geschichte jenes Affen.

Der Papagei sprach:

(Des Castellans Sohn und der Affe Sirek.)

In einer hohen, großen Burg lebte vor Zeiten ein alter Herr, dem sie wahrscheinlich gehörte, der einen mächtigen Bund Schlüssel

*) Scherifgrün, die Farbe des Turbans, den nur Mohammeds Nachkommen zu tragen berechtigt sind, ist vom Grün der Papageien nicht zu unterscheiden. Der Papagei betrachtet demnach seine Kinder als Scherife, d. i. Edelleute.



am Gürtel trug und den man den Castellan nannte. Er hatte einen Sohn von 16 Jahren, einen recht eigenwilligen, selbstischen Jungen. In dieser Burg verzehrte auch ein alter Affe seine Pension, der ebenfalls einen Sohn hatte, den die Leute Sirek nannten, einen sehr aufgeweckten, manierlichen Affenjüngling. Als Sirek noch klein war, lebte er in innigster Vertrautheit mit dem Sohne des Castellans. Später trat einige Kälte ein. Sie duzten sich zwar noch, aber Sirek durfte mit den Büchern und Schriften des Anderen nicht nach Gefallen hantieren, was ihn meistens verstimmte, und wenn sie zusammen spazieren giengen, sprang er dafür behende an einem Baume bis zum Gipfel hinauf und verlachte des Castellans Sohn von oben, wenn dieser langsam, schwerfällig und gewöhnlich vergebens sich mühte ihm nachzukommen. Einen Brauch hatten sie jedoch aus früherer Zeit beibehalten, nämlich den, immer nach dem Essen ein Paar Spiele Schach zu machen. Der Gewinner pflegte dann den andern zu hänseln und so gab's auch da öfter Streit. Der alte Affe sah sich endlich veranlaßt, seinen Sirek bei Seite zu nehmen und ihm unter vier Augen zu sagen: „Laß doch die thörichte Gewohnheit. Sie wird dir noch üble Früchte tragen. Sieh' doch diese vernunftstolzen Menschenkinder an wenn sie unter einander Schach spielen. Sieht nicht jeder jede verlorne Partie für eine ihm zugefügte Beleidigung an, die nur, wie es scheint, übereinkünftlich nicht gerügt wird, oder nur damit daß der Verlierende verächtlich äußert: er habe noch nie eine Partie so sicher gewonnen gehabt als eben diese, und nur ein kindisches Versehen am Ende habe sie dem Gegner ganz gegen dessen Verdienst in die Hand gegeben. Wenn diese Leute nun einen Sieg am Schachbrete schon ihres Gleichen übel nehmen, wie kannst du glauben, daß sich des Castellans Sohn in die Länge gefallen lassen werde, gegen dich zu verlieren?"

Sirek hörte die Warnung nicht und die tägliche Schachpartie wurde nicht aufgegeben.

Einmal war große Gesellschaft im Schlosse. Der Sohn des Castellans hatte viele seiner jungen Freunde zu Gaste gebeten. Nach dem Speisen wurde wie gewöhnlich das Schachbret gebracht und die Partie aufgestellt. Die Freunde bildeten die Gallerie. Bedeutende Wetten wurden von den Einen auf den Sohn des Castellans, von den Andern auf Sirek eingegangen, dem durch das Loos der Anzug zufiel. Die Gallerie nahm den lebhaftesten Antheil am Spiele und wurde mehrmal, anfangs milde, dann ernst zur Ruhe verwiesen. Einem Jüngling, der fortwährend behauptete: er sehe jetzt einen entscheidenden Zug, wurde ein Knebel in den Mund gesteckt. Der Castellanssohn hatte schon dreimal Limonade, Sirek einmal einen Apfel und zweimal Haselnüsse verlangt. Endlich, im 25sten Zuge, gab Sirek ein erstiktes Mat, das seinen Gegner bald des Athems beraubt hätte. Sirek hatte zu viel Welton, um nicht zu fühlen, daß bei so festlicher Gelegenheit nicht angezeigt sei, sich in den sonst üblichen Neckereien zu ergehen. Er deutete daher nicht einmal darauf hin: wie heut zu Tage Alles Schach spielen wolle, sondern begnügte sich, schweigend und theilnehmend auf seinen Gegner hinüber zu grinsen. Dieser aber verfärbte sich alsbald, ergriff seinen mat gesetzten elfenbeinernen König und führte damit einen sehr schmerzhaften Stoß nach Sireks Stirne. Was war zu thun? Daß dies Tusch gewesen sei lag auf der Hand. Andrerseits war sich Sirek unendlicher Überlegenheit als Turner bewußt. Er beschränkte sich daher darauf, leichten Anstandes über das Bret hinüber seinem Gegner gerade ins Gesicht zu hüpfen, jede seiner Wangen mit einem mäßigen Biß zu bedenken und dann mit einem Sprunge durch's Fenster in den Hofraum seinen Rückzug vorzubereiten. Die jungen Leute stürmten alle hinaus, um ihn gefänglich einzubringen, doch er hatte sich im Nu auf die höchste Zinne der Burg geschwungen und glaubte dort die Situation durch schnelles, spielendes Kratzen der einen Lende und gefälliges Zähnefletschen gegen seine Verfolger hinab charakterisiren

zu sollen. Sie giengen nun den Verwundeten bemitleiden und brachen dann auf. Aber um diesen stand es schlimm. Die Wunden wollten durchaus nicht heilen und wurden alle Tage böser, bis man endlich einen berühmten griechischen Arzt holte, der, nachdem er den Puls des Kranken kopfschüttelnd befühlt und seinen Zustand emsig geprüft hatte, die Erklärung abgab: Hier könne nichts helfen als eine Salbe, deren Hauptbestandtheil das Blut des selben Affen sein müsse, durch den die Wunden gebissen wurden. Nun gieng Alles dem armen Sirek zu Leibe. Er flüchtete zwar in alle Höhen, wurde aber umzingelt und mit Hülfe langer Stangen eingefangen. Sie führten ihn dann auf den Richtplatz, trennten ihm mit einem scharfen, glänzenden Schwerte das Haupt vom Rumpfe, fiengen das strömende Blut in einem Gefäße auf und brachten es dem Doctor, der daraus die Salbe bereitete, mittelst welcher der Kranke in wenig Tagen völlig hergestellt wurde.

Habt ihr nun verstanden, ihr Kinder, welch traurige Folgen der Umgang mit Standesverschiednen nach sich zieht?"

Die fünf jungen Papageien schwiegen betroffen.

In der folgenden Nacht begab es sich, daß der Schakal sein Lager verließ, um Nahrung zu holen. Er fand nichts und blieb lange aus. Inzwischen war ein Panther auf seine Fährte gerathen, hatte sie zum Ausgangspunete verfolgt, am Fuß der Pinie die jungen Schakale wahrgenommen, aufgefressen und sich wieder entfernt. — Als der Schakal mit Sonnenaufgang heimkehrte und sah, daß ein größeres Thier seine Jungen geraubt habe, war er sehr unglücklich, argwohnte aber gleich, daß die Papageien oben das Ereignis verschuldeten. „Die Plappermäuler," meinte er, „schlagen fortwährend solchen Lärm, daß alles Raubgethier im Walde hiehergezogen wird, und dafür mußten meine armen Jungen büßen." Auf Rache sinnend lief er fort, begegnete nach einer Weile einem Jäger, zeigte sich ihm und stellte sich hinkend, bis er merkte, daß er hitzig verfolgt werde.

Dann zog er sich so, daß ihn der Jäger immer von Busch zu Busch im Auge behalten konnte, zur Pinie zurück. Von dort flüchtete er eilig, ohne sich mehr zu zeigen. Der Jäger wunderte sich, bei dem Baume angelangt, vom Schakal nichts mehr zu gewahren, blickte nach allen Seiten, auch den Baum hinan, da hieng das prächtige Papageiennest. Nun tröstete er sich über den Verlust des Schakals. Er hatte sein Fallnetz bei sich und versicherte sich mit demselben bald des Nestes. Er erkletterte nun den Baum, hob das Nest aus, in dem, wie er sah, Alles grün war, ließ es im festzugezogenen Netze langsam zur Erde gleiten und stieg dann selbst hinab.

Der Papagei, der das Gefährliche der Lage mit einem Blick erschaut hatte und um jeden Preis seine Jungen retten wollte, flüsterte ihnen während sie zu Boden gelassen wurden zu: „Hier gilt nur Entschlossenheit! Stellt euch drunten alle mausetodt, ich will mit dem Jäger verhandeln.“ Diesmal folgten die Jungen in ihrer Todesangst. Als der Jäger wieder am Boden stand, eilte er zum Netze. Er glaubte einen guten Fang gethan zu haben, und ärgerte sich sehr als er merkte, daß nur der größere Papagei lebe. Die Jungen betrachtete er, nahm dann einen nach dem andern und warf sie gegen das Gebüsch zu von sich. Als sie beisammen lagen, standen sie wie ein Volk Rebhühner mit einem Male auf und strichen waldeinwärts. Nun zürnte der Jäger erst recht: „Die fünf klugen Vögel sind mir entwischt und der langweilige Geselle hier, der zu dumm war den Kniff mitzumachen, ist mir geblieben, doch er soll es auch entgelten,“ schalt er und faßte den Papagei bei beiden Füßen, um seinen Kopf an den Stamm der Pinie zu hauen. Der Papagei schrie schnell: „Halt ein! Verwüste doch dein Eigenthum nicht so!“ Der Jäger hielt sich vom verhängnisvollen Streiche noch zurück, und der Papagei gewann Zeit zu unterhandeln und sich als das zu erkennen zu geben, was er war. Er dachte nämlich: Sag' ich dem Manne nicht gleich, welchen Fang er an mir that, so ist er im Stande mich

um einen Spottpreis, vielleicht an Jemand hinzugeben, der wie er in mißlichen Umständen ist und nicht genug zu essen hat. Er sagte ihm demnach: „Ei du rüstiger Jägersmann. Mein Loos gab mich in deine Hand. Ich nehme dies, wie Alles was ich nicht ändern kann, ruhig hin. Tröste dich daß dir meine fünf unwissenden Jungen, welchen ich selbst das Mittel zur Flucht angab, entwischt sind. Keiner bekömmt je mehr, als ihm das Schicksal bescheidet. Glaube mir übrigens, daß dich deines gar nicht schlecht betheiligte. Ich habe ärztliche Kenntnisse, von welchen sich viele gelehrte Akademien nichts träumen lassen. Die verzweifeltsten Fälle zu heilen ist mir eine geringe Sache. Hüte dich also, mich anders als um sehr vieles Geld zu verkaufen. Dabei wirst du von der Armut, die dein chronisches Übel zu sein scheint, geheilt, und mir wird's auf die Weise auch besser gehen, als wenn ich in die unrechten Hände geriethe." — Der Jäger horchte hoch erfreut, trug den Papagei gerade in die Stadt zu Markte und ließ ihn mit Anpreisung seiner Vorzüge um eine schwere Summe ausrufen. Viele sammelten sich wohl ihn anzuschauen, auch waren Alle entzückt von seinen guten Antworten, doch vergiengen ein Paar Tage ohne daß sich ein Käufer fand. Um jene Zeit erkrankte der König von Kjamrew. Seine Hofärzte erschöpften ihre Weisheit vergeblich, da fiel ihm ein, da er den medicinisch gelehrten Papagei einmal selber ausrufen gehört hatte, daß ihm der Himmel vielleicht durch ihn helfen wolle. Er sandte hin, ließ ihn kaufen und bringen. Nach den ersten Worten, die er mit ihm gewechselt hatte, ließ er gleich ein prachtvolles Bauer aus Golddraht flechten, bewohnte darin den Papagei neben seinem Krankenlager und versorgte ihn mit köstlicher Speise und herrlichem, süßen Wasser. Der Papagei dachte an die Heilung des Königs. Er gab mehre Latwergen, Kräutersäfte und kühlende Scherbete an, die genau nach der Vorschrift bereitet und dem König gereicht wurden. Der Zustand desselben besserte sich zusehens und der Papagei stieg immer höher in seiner Achtung. Dem-

ungeachtet war diesem der Aufenthalt bei Hofe schon schrecklich. Er dachte fortwährend an seine Jungen, und wie deren Erziehung vernachlässigt werde und sann immer auf Mittel, wieder die liebe Freiheit zu erlangen und dem Übelstande abzuhelfen. Am nächsten Tage erlaubte er dem Könige sich in den Garten tragen zu lassen, damit ihm dort im Freien die Fersen mit einem kostbaren Balsam, den er aus dem Safte seltner Pflanzen bereiten ließ, bestrichen würden. Die Wirkung, sagte der Papagei, sei unfehlbar, es werde sich dem ganzen Leibe allmählich von unten das alte Wohlsein und die vorige Gesundheit mittheilen, nur wünsche er selbst bei dieser Gelegenheit zum Fußkusse befohlen zu werden, um die Operation in unmittelbarster Nähe überwachen zu können. So geschah es. Der König wurde in den Garten getragen. Seine Fersen rieb man mit jenem Balsam. Der Papagei war im Bauer hinausgebracht worden. Man öffnete nun das Thürlein, und der Papagei, statt zu Füßen des Königs Platz zu nehmen, schwang sich hoch in die Luft, setzte sich nach einer Weile, mit den Flügeln lustig schlagend, auf den Giebel eines nahestehenden Lusthauses und sah auf die Szene hinab. Der Balsam wirkte glücklich. Da rief der Papagei oben: „Erlauchter König! Dein Leib, den der Himmel vor allen Übeln bewahren möge, ist nun völlig wiederhergestellt und von deiner Krankheit keine Spur zurückgeblieben. — Rechne mir deßhalb den Kaufpreis, den du für mich bezahltest und das Gute was ich bei dir genoß, nicht zu hoch an, und sei Gott befohlen. Ich kehre mit deiner königlichen Erlaubnis zu den Meinen zurück."

Der König, der sich im Übrigen leicht und wohl fühlte, erschrak jetzt, daß er den Papagei, den er so lieb gewonnen hatte und auf den er so viel hielt, verlieren solle. Er rief: „Meine Erlaubnis? Nein die erhältst du nimmer! Ich sehe mit Mißfallen, daß sich dein Herz mir entfremdet, daß du dich meinem Dienste entziehen willst. Wenn ich wieder erkranke, wer soll mich heilen? Ist dies der Dank

für die auszeichnende Behandlung, die dir wurde? Wenn du schon deines Bauers überdrüßig bist, so siedle dich in den Gärten an und sieh' mir zuweilen nach."

Der Papagei wandte ein: daß man sich in einem Paradies unter Fremden schlechter befinde, als in einer Wildnis unter Freunden, und daß, was die Erlaubnis anbelange, er, so weh es ihm thue, versuchen werde müssen, sich ohne dieselbe zu behelfen.

Der König wollte ihn nun überlisten: „Nun so komm wenigstens herunter," rief er, „daß wir Abschied nehmen."

Der Papagei schlug oben behaglich mit den Flügeln und erwiederte: „Hoho! Hält mich deine Majestät für ein heuriges Vögelchen und denkt sie mich so leicht wiederzufangen? Weh mir Armen! daß es mein Loos sein muß überall verkannt zu werden. Dies geschah mir beim dummen Jäger und nun geschieht mir's beim hohen König auch. In einem festen eisernen Bauer mußtest du mich verwahren, und nicht das Thürlein selbst öffnen lassen." — Mit diesen Worten stieg er hoch in den blauen Äther und strich dann pfeilgerade nach seinem Walde.

Und so," fuhr Said's Papagei zu Rachita gewendet fort, „geschieht's immer. Wenn die Neigung keine gegenseitige ist, kömmt kein befriedigendes Verhältnis zu Stande. — Wende das Gesagte auf dich und Mir Selim an, so ergiebt sich, daß wenn nur du ihn liebst und dich seiner Gegenliebe nicht erfreuest, er dir, wie mein gelehrter College dem Könige von Kjamrew, ehebaldigst entschlüpfen wird. Dies beunruhige dich aber nicht, denn eine Leidenschaft wie die deine findet im gewöhnlichen Leben immer fünffache Erwiederung, auch weißt du ja daß man sagt:

Vom Liebchen geh' die Liebe aus
  Den Herzensmann zu drängen. —
Die Kerze die nicht selber brennt
  Wird nie den Falter sengen.

Rachita nahm dies für eine Aufforderung zu ihrem Geliebten zu gehen. Als sie das Hausthor öffnete, sah sie gerade die Sonne wie einen Papagei aus dem goldnen Bauer des östlichen Gewölkes entfliehen und in den blauen Äther steigen. Sie zog sich schnell zurück und warf sich auf's Lager.

Neunte Nacht.

Den Rest des Tages war Rachita an Geduld gewiesen. Als es Abend wurde ließ sie sich kleiden und schmücken und trat zur bestimmten Stunde wie eine Braut an des Papagei's Bauer. Sie schien poetischer Laune denn sie sprach:

Ach wie mich arme Maid
Des Schicksals Griff erfaßt,
Daß für mein Herzeleid
Der Worte keines paßt!

Der Papagei wollte ihr gerade über Rhythmus, Tonfall und Correctheit dieser Reime eine Verbindlichkeit sagen, als sie ihm das Wort abschnitt. „O du lieber, guter, engelgleicher Papagei! Was soll denn aus mir werden? Das kann ja nicht so fortgehen! Jede Minute des heutigen Tages schien mir ein Jahr. Ich habe nichts mehr vor Augen als seine rabenschwarzen Locken und die Rosenblüthe seiner Wangen! Gieb' mir nur schnell ein untrügliches Mittel mit dem Jammer fertig zu werden."

Der Papagei erwiederte im Tone bitteren Vorwurfs. „Verliebt willst du sein? Dein Benehmen verräth wahrlich nichts davon! Wie viel Nächte erwartet dich denn jetzt dein Geliebter schon umsonst?

Aber im Handumdrehen wird Said da sein und dann sieh zu daß dir mit Mir Selim nicht geschehe was den vier Wanderern mit dem Frauenbild geschah."

Rachita frug wie's denen ergangen sei. Der Papagei erzählte:

(Die vier Wanderer und das Frauenbild.)

Vier Männer, ein Zimmermann, ein Schneider, ein Juwelier und ein Derwisch, unternahmen einst gemeinschaftlich eine Fußreise. Am dritten Tage ihrer Wanderung, Abends, kamen sie in einen großen unheimlichen Wald. Sein Ende war nicht abzusehen. Sie mußten sich daher bequemen da zu übernachten. Manchmal war ihnen als hörten sie unfern einen Löwen brüllen oder eine Hiäne lachen. Sie suchten demnach eine Lichtung, schleppten dürres Holz und Reisig herbei, zündeten ein großes Wachtfeuer an und als die Flamme lustig emporprasselte und milchweiße Rauchwolken sich den Baumwipfeln zuwälzten, fühlten sie sich etwas sicherer vor dem vierfüßigen Raubgesindel, holten ihre Mundvorräthe hervor, ließen sich's schmecken, löschten den Durst mit frischem reinen Wasser aus der vorübersprudelnden Quelle und kamen überein, daß immer einer von ihnen wechselweise Wache halten und das Feuer nähren müsse, während die drei anderen schlafen würden.

Zuerst traf die Reihe zu wachen den Zimmermann. Er warf gleich Anfangs so viel er mit beiden Armen Holz umfassen konnte ins Feuer. Das gab eine prächtige Wirkung. Die Flamme leckte behutsam um den neuen Brennstoff herum, erst in bescheidener Bläue, dann immer kecker, immer gelber, immer brennmutiger, und mit einem Male knisterte und knatterte alles fröhlich aufwärts. Die drei Gefährten schnarchten schon im Tacte. Er setzte sich zum Feuer, schürte die Gluten, sah in den Brand, verfolgte die Funken wie sie durch den Rauch tanzten, doch wollten sie sich ihm allmählich nimmer recht zu Gedanken gestalten. Er nickte ein paar Mal, und wäre mit der

Nase beinahe an einen glühenden Klotz gefahren. Da ermunterte er sich, überlegte daß die Jahreszeit vorgerückt, die Tag und Nachtgleiche nahe sei, daß er daher noch drei Stunden Wache vor sich habe und sich jedenfalls irgendwie beschäftigen müsse, um nicht einzuschlafen. Er stand auf, nahm sein Handwerksgeräth aus dem Ranzen hervor, setzte die blanke, scharfe Säge an einen schönen Lindenstamm in der Nähe und sägte ihn durch. Der Baum stürzte krachend zu Boden. Die Schläfer erwachten und frugen ärgerlich was er denn treibe. Er rief ihnen zu ruhig weiter zu schlafen, er habe nur einen Baum gefällt. Sie legten sich auf's andre Ohr brummend: es sei wider Verabredung daß man sie im Schlafe störe, und ihnen auch am Ende gleichgültig, ob sie von einem Löwen gefressen würden, oder von einem Baume erschlagen. Der Zimmermann sägte nun auch das Wipfelende der Linde weg, zog den runden Stamm zum Feuer, setzte Axt und Beil, Meisel und Schnitzer an und formte aus dem schönen weißen Lindenholz ein zierliches Frauenbild. Es war als ob Ispundarmud*), der gute Waldgeist, einen Zaubersegen über seine Werkzeuge gesprochen habe, so gut und flink gieng ihm alles von der Hand. Als der Stand der Sterne zeigte daß seine drei Stunden herum seien, lehnte er die fertige Statue an einen Felsblock nahe dem Feuer, warf einen Pack Reisig zu, verwahrte sein Geräth wieder, rieb sich vergnügt die Hände, weckte den Schneider und legte sich schlafen.

Das Schneiderlein gähnte zwei-, dreimal herzhaft. Unruhiger, quecksilberner Natur wie es war, hüpfte es behende zum Feuer heran, wärmte sich Ärmchen und Beinchen, entdeckte bald das liebe Kind aus Lindenholz, meinte anfänglich es sei eine durch seine, des Schneider-

---

*) Ispundarmud ist der Name eines Dschinn oder Genius dem die persische Mythe den Wirkungskreis unserer Baumnixen, oder der griechischen Hamadryaden zuweist.

leins, persönlichen Vorzüge angelockte, zu näherer Besichtigung derselben herbeigekommene Peri, mutmaßte dann bei andauernder Unbeweglichkeit der Schönen und wegen der vielen umherliegenden weißen Holzschnitzel, Abfälle und Spähne, daß es sich hier nur um ein Denkmal des zimmermännlichen Kunstsinnes handle, und da bemächtigte sich auf einmal ein Gedanke riesigen Ehrgeizes seines niedlichen Gemütchens: „Man warte nur und sehe dann staunend was unser Einer vermag“ dachte es, suchte seinen Reisebündel hervor, öffnete ihn, prüfte und wählte bedachtsam aus allerlei Stoffen einen Streif Silberbrokat, ein Paar Ellen feiner, weißer Linnen und ein Stück schweren, rosenfarbnen Atlaßes, legte Scheere und Faden, Nadel und Fingerhut zu rechte, nahm flugs mit dem Scharfblicke der Erfahrung das Maß der Genauigkeit an den Formen der schönen Unbekleideten, schnitt die Linnen zu einem Hemdchen und Pluderhosen, den Atlaß zu einem Überwurfe zu, und nun wurde siegreich eingefädelt und die Nadel flog sonder Ruh ab und zu, so daß sich die Nähte ordentlich von selber zu schließen schienen. Die drei Stunden seiner Nachtwache waren noch nicht um, als schon die Statue gefällig gekleidet war. Um's Haupt war der Brokat als Turban gewunden. Auch auf die Füße war Bedacht genommen, und sie erschienen in ein Paar ganz neue citronengelbe Saffianpantöffelchen gesteckt, die zu des Schneiderleins eignem Gebrauche bei feierlichen Gelegenheiten auf die Wandrung mitgekommen waren. Es blickte nun stolz auf seine Leistung, weckte den Juwelier und legte sich schlafen.

Der Juwelier warf Holz ins Feuer, schürte eine Weile, dann sah er sich um und war höchlich überrascht über den Anblick eines lieben, zarten, sehr geschmackvoll gekleideten Mädchens. Er rieb sich die Augen, gewahrte auch bald daß es nur eine aus Holz geschnitzte Puppe sei, die dem Zeitvertreib seiner Vormänner in der Wache ihr Entstehen danke, konnte aber nicht umhin den Zimmermann um sein plastisches Talent und den Schneider um den bei der Wahl der Stoffe

dargelegten Geschmack zu beneiden. Endlich dachte er: Was soll das Alles? Die Seele der weiblichen Erscheinung bleibt doch immer edles, gleißendes Gold und gutes, funkelndes Gestein. Was ist ein Weib ohne Schmuck? Nun zog er sein Bündel hervor und begann das Frauenbild in seiner Weise auszustatten. Die Holde bekam ein feines, goldnes Stirnband, in dessen Mitte drei Demante reinsten Wassers strahlten. In beide Ohren hängte er ihr zwei völlig gleiche und ungewöhnlich große Perltropfen. Um den weißen Hals legte er eine Schnur glühender, erbsenrunder Rubine. Dann erhielt jede Hand ein Armband aus Gold in zierlich durchbrochener Arbeit, und endlich jedes Füßchen genau ober dem Knöchel als Chalchal*) eine glatte, goldne, mit einem großen Opal geschloßne Spange. Nun konnte er sich gar nicht mehr satt schauen an der Huldin. In Holz schnitzen und Kleider machen, meinte er, seien recht gute Handwerke, aber seine Kunst, die des Ausschmückens, sei doch unvergleichlich höher und edler. Als seine drei Wachestunden abgelaufen waren, weckte er den Derwisch und legte sich schlafen.

Der Derwisch ein schlichter, argloser Mann schickte sich eben an das Wachfeuer zu besorgen, als seine Augen auf das schöne, wohlgekleidete, reich geschmückte Frauenbild fielen. Er ließ den Holzblock, den er gerade zugetragen hatte, ins Feuer sinken und starrte sprachlos nach der Schönen. Wer hat da, dachte er, dem Unendlichen ins Handwerk gepfuscht und dies reizende Mägdlein aus Holz hergestellt, das doch sicher für Fleisch und Blut vermeint ist! Er wollte sich des überwältigenden Eindruckes erwehren, den das Bild auf ihn machte, setzte sich, die Arme über die Brust gekreuzt zum Feuer und blickte zu Boden. Aber immer riß es ihm die Augen wieder empor, immer wieder mußte er den Blick auf das bleiche, liebe Antliz, auf die vom rosenfarbenen Atlaß gebildeten Wellenlinien heften

*) Fußring.

Da packte es ihn plötzlich zauberisch, warf ihn auf die Knie hin, er hob die Hände und flehte: „Lieber Himmel. Du hörtest mein Gebet so oft. Ich weiß der Satan lacht zu meinem heutigen. Aber lasse den Erzlügner zu Schanden werden und belebe jene leblose Gestalt. Gieb ihr Herz und Sinn und Fleisch und Blut, auf daß dein Knecht die Wunder deiner Allmacht preise." Die Statue blieb regungslos wie vor und ehe. Der Derwisch gab jedoch seine Sache nicht so schnell verloren. Er betete mit so inbrünstiger Andacht und so felsenfestem Vertrauen auf die Güte des Himmels zwei volle Stunden ununterbrochen fort, daß sein Anliegen endlich bewilligende Erledigung fand.

In so tiefe Naturgeheimnisse wird des Sterblichen verwegner Blick wohl nie dringen. Vermutlich war oben eine wegen leichtsinniger Aufführung zu bestrafende Peri verfügbar. Kurz, als sich der junge Tag im Osten röthete und der erste Strahl der aufgehenden Sonne die Baumwipfel vergoldete, ward ein Geräusch, wie das eines überspringenden elektrischen Funkens, hörbar. Der Derwisch der am Antlize lag, hob das Haupt, blickte sehnsüchtig nach der rosenfarbnen Schönen und siehe da, sie winkte ihm freundlich mit den Händchen.

Der freudige Schrei des Entzückens den er ausstieß, weckte die Schläfer. Sie erhoben sich, suchten sich zu besinnen und sahen den Derwisch mit ausgebreiteten Armen auf das Frauenbild zuschreiten, sahen zugleich daß es lebendig geworden sei und mit zwei weißen, fein geformten Händchen, ganz wie ein anderes verschämtes Mädchen, die Augen und erröthenden Wangen zu verstecken suche. Das Wachfeuer war erloschen, aber unter den vier Wachen loderte jetzt die Flamme des Streites empor.

„Halt Kamerad!" hatten wie aus einem Munde Zimmermann, Schneiderlein und Juwelier gedonnert, als sie den Derwisch der Liebsten sich nähern sahen.

Er wandte sich, umfieng seine drei Reisegenossen mit einem Blicke der tiefsten Verachtung. „Solltet ihr es wagen,“ rief er, „mir dies Wesen streitig machen zu wollen, das nur meinem Gebete sein wirkliches Dasein dankt?“

„Mein ist sie,“ rief der Zimmermann, „ich habe den Baum gefällt aus dessen Holz ich sie schuf!“

„Mein ist sie,“ rief das Schneiderlein, „ich habe die Nackte bekleidet und allein den Anstand ihres Erscheinens unter Menschen vermittelt!“

„Mein ist sie,“ rief der Juwelier, „ich habe die Zierlose geschmückt und geadelt!“

„Ei ihr Thoren,“ schrie der Derwisch, „ihr habt eine Puppe verfertigt, angekleidet und mit Schmuck behängt, aber mir zu Liebe hat der Himmel sie in einen Engel verwandelt.“

Die Andern schrien dagegen es sei zu erweisen wem zu Liebe das geschah. So wurde der Streit immer ärger. Die Männer sahen endlich ein daß sie sich ohne Richter nie vergleichen würden, machten sich reisefertig, flochten eine Tragbahre aus Zweigen, versahen sie mit einem Schattendach, ersuchten die Dame darauf Platz zu nehmen, hoben sie auf die Schultern und wanderten rüstig durch den Wald gegen das nächste Dorf. Auf der Straße begegneten sie einem Mann in schwarzer Kutte, der sehr ehrwürdig aussah. Sie kamen alsbald überein ihn zum Schiedsrichter zu machen, setzten die Trage zu Boden, erzählten den Hergang der Sache, ihre gemeinschaftlichen Ansprüche auf die Schöne und baten um einen unparteiischen, streng gerechten Schiedsspruch. Er besann sich ein Weilchen, dann sah er das Mädchen genau an und sprach: „Aber ihr lieben Brüder! Schämt ihr euch denn gar nicht solche Narrenspossen vorzubringen? Das ist ja meine leibhaftige Frau, die mir wegen einer kleinen Erörterung, die gestern zwischen uns stattfand, entlief und die ich wieder zu holen mich auf den Weg machte. Und der Eine will sie aus

Lindenholz geschnitzt, der Andre ihr eine Seele vom Himmel erbettelt und Der will ihr gar Kleider und Jener Juwelen gegeben haben, als ob ich diese nicht mit meinem eignen Gelde theuer genug bezahlt hätte. — Spart eure thörichten Scherze für Dummköpfe und liefert mir sie nur gleich aus, daß ich sie nach Hause führe.

Die vier Wanderer waren verduzt über die bodenlose Frechheit dieses Menschen, drohten ihm auch mit Schlägen, er aber wartete bis sie ihren Zweig-Palankin wieder auf den Schultern hatten und folgte ihnen ins Dorf. Sie begaben sich hier zum Ortsvorsteher und machten bei ihm alle fünf ihre Ansprüche geltend. Die Schöne stach ihm aber so sehr in die Augen, daß er sich stellte als erkenne er in ihr die geraubte Frau seines vor Kurzem von Räubern erschlagenen Bruders.

„Ei wie brav, ihr Strolche," rief er, „daß ihr mir selber ins Garn läuft, kommt nur gleich mit mir zum Kadi,' und dahin verfügten sich nun alle sechs mit dem Gegenstande des Streites.

Der Kadi war auch ein Mann von Fleisch und Blut und konnte sein Herz vor dem Eindrucke den die Himmelstochter darauf alsogleich übte, nicht wahren. Er verwies den sechs Klägern streng ihre abenteuerlichen, handgreiflichen Lügen. „Ihr habt Keiner," sprach er, „einen wie immer gearteten Anspruch auf dies Mädchen, das die Tochter einer meiner Sclavinnen ist, hier im Hause geboren und erzogen, genährt und gekleidet wurde und mir erst vorgestern, ich weiß nicht auf wessen Zureden, entlief. Das Mädchen bleibt hier und ihr könnt alle gehen. Kommt mir nie wieder mit solchem Unsinn."

Das war dem Derwisch zu arg. Er hielt dem Kadi vor allen zugelaufenen Versammelten eine Strafpredigt daß er von seiner Augen Gier verleitet das Gesetz Gesetz sein lasse, drängte ihn selber Zeugen beizubringen, die das Mädchen früher in seinem Hause gesehen hätten, und als der Kadi dies ablehnte und die Verwirrung und das Geschrei immer zunahmen, trat endlich ein uralter Mann

aus den Anwesenden vor und verlangte gehört zu werden. Sprich Väterchen tönte es von allen Seiten und er sprach: „Mein Großvater erzählte mir immer, als ich ein kleiner Junge war, von der alten Linde am Hügel vor dem Dorfe. Wie es mit dem Baume ein geheimes Bewandtnis habe und wie jeder Streit, den der Richter nicht zu entscheiden vermöge, von jeher dort ausgetragen und schleunig beendet worden sei. Der Kadi, der nun selber Kläger war, begab sich hierauf mit den sechs Andern, der schönen Rosenfarbnen und beinahe allen Dorfleuten zur alten Linde. Das Fräulein lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm. Die sieben Kläger sprachen jetzt der Reihe nach laut und deutlich ihre Ansprüche aus. Da hob sich ein Lüftchen und machte die wenigen dürren Blätter, die noch am Baume waren, geheimnisvoll säuseln und lispeln. Plötzlich sprang die zähe Rinde des Stammes und öffnete sich zu einem mächtigen Spalt, in den das Mädchen hineinschlüpfte. Dann schloß sich die Linde wieder und trug keine Spur von dem was geschehen war. Aber aus ihrem Wipfel hob sich eine plappernde Krähe zu hohem, weiten Fluge und man vernahm noch ihre Worte:

Ade! Der Streit ist aus!
Ich ziehe nun nach Haus.
Zu lange war ich da
Gara Gara Gara!

So wie die vier Wanderer insgesammt nun verkürzt waren und keiner vom schönen Frauenbild was hatte," schloß der Papagei die Erzählung, „so wirst auch du, Rachita, von Mir Selim nichts haben, wenn einmal Said zurückkehrt und seine Arme fest um dich schließt, so wie der Baum die schöne Peri umschloß, drum eile deinen Zweck zu erreichen bevor es zu spät ist."

Rachita wollte eilig fort, sah aber daß der Morgen schon graue und gieng seufzend zu Bette.

Zehnte Nacht.

Als Rachita mit vieler Mühsal und Beschwerde sich durch den Tag und Abend bis zur bestimmten Stunde durchgelebt hatte und sorgenschwerer Stirn und langsamen Schrittes an das Bauer des Papagei's herankam, war diesem, noch bevor sie nahe bei ihm stehen blieb, klar geworden, daß sie moralisch zu gebeugt und gedrückt sei um ihm heute besonders gefährlich zu sein. Er entwarf demnach schnell den Plan seiner Rede und begrüßte sie mit den Worten: „Hohe Herrin! Möge dir der Himmel alle seine Huld zu theil werden lassen und dich stets in Ehren und Würden aufrecht erhalten. Gestern ließ ich mich vielleicht von einem all zu regen Pflichtgefühl mißleitet, und um dir meine innerste Meinung unumwunden darzulegen, in Erzählung einer deiner Lage analogen Geschichte ein, die trotz ihrer Einfachheit mehr Zeit nahm als in meiner Absicht liegen konnte. Damit brach der Morgen an und du sahst dich am Ende genöthigt, unverrichteter Sache schlafen zu gehen. Ich sehe ein daß ein solcher Vorgang hinfür streng zu vermeiden ist, denn dabei werden Zeit und Gelegenheit verloren, und unser Zweck bleibt unerreicht. Mich will daher bedünken, daß es am gerathensten wäre, wenn du deine Schritte so sehr als möglich beschleunigtest, um

gerade zu Mir Selim zu eilen und ans Ziel deiner Wünsche zu gelangen. Ist dies einmal geschehen, dann wird sich auch meiner ein freudiges Gefühl bemächtigen, gleich jenem Hochgefühle das so oft die edle Brust des Schachs Bichwadsch schwellte.

Nachita erkundigte sich wer jener Bichwadsch gewesen sei.

Der Papagei erwiederte: Bichwadsch war ein hoher herrlicher König. — Er war nicht nur klug und weise, mild und gütig, stark und mächtig, derlei Könige gab es und giebt es ja viel auf Erden. Er war ein Mann ganz eigner Art, der nicht nur wie andre großmütige Fürsten den Armen und Schwachen, den Leidenden und Dürftigen half, die Hülfe Suchenden nicht unbefriedigt an seiner Pforte vorüberziehen ließ und über die Fehler und Mängel seiner Diener schonend die Augen zublinzte, sondern der sich's nebst allem diesem zur Pflicht gemacht hatte, so oft ein unglücklich Liebender zu ihm seine Zuflucht nahm, Geld und Gut, Macht und Einfluß und nöthigen Falls das eigne Leben daran zu setzen, um ihm zum ersehnten Glücke zu verhelfen.

Nachita sprach: „Geld und Gut, ja auch noch Macht und Einfluß lasse ich mir gefallen, aber das eigne Leben auf's Spiel zu setzen, damit eines Andern Liebespläne nicht gekreuzt werden, das ist mir doch ein Bißchen zu viel. Doch laß hören was du von ihm weißt."

Der Papagei erzählte:

(König Bichwadsch.)

In der Stadt Bilissan lebte ein hochgelehrter, ausgezeichneter junger Mann, Namens Ebulmedschd. Die Tafel seines Gedächtnisses war mit den Schriftzügen der Weisheit beschrieben und die Zunge seiner Wohlredenheit mit allen Arten geschmackvoller Reden geschmückt. Eines Tages verließ er sein Studierkämmerchen, begab sich vor die Stadt ins Freie hinaus und gelangte zu einem Garten dessen niedre Mauer den Blick ins Innere nicht verwehrte. Er sah da ein Wasser-

becken mit lustigen Springbrunnen. Am Rande desselben war ein goldner Thronsitz aufgestellt, auf welchem eine wunderschöne Jungfrau saß. Ihre Braue war fein gebogen, ihr Gesichtchen rund wie der Vollmond. Sie war so reizend und lieblich wie Ebulmedschd noch kein Mädchen je gesehen hatte. Um sie herum standen aufwartend viele schöne Sklavinnen. Er frug die ihm nächst Stehende: wer dies sei? „Sie ist die Tochter des Königs unserer Stadt," lautete die Antwort. Da verlor Ebulmedschd seine Geistesgegenwart. Er verliebte sich im Augenblicke von ganzem Herzen in sie. Das Feuer der Liebe loderte in seiner Seele immer mächtiger auf und er wurde wie närrisch. Begreifen mochte er zwar noch daß ihn diese Liebe verderben müsse, daß es für sein Weh keine Heilung gebe außer dem Besitze der Unvergleichlichen, meinte aber: es sei klüger, statt sich so nutzlos hinsterben zu lassen, wenn er doch den freilich wenig Aussicht auf Erfolg bietenden Versuch mache, gerade zum König von Bilissan zu gehen und bei ihm ehrlich um die Hand seiner Tochter. anzuhalten. Er dachte: Erbarmt er sich meiner und giebt er sie mir, nun dann bin ich ja geborgen. Verweigert er sie mir, zürnt er mir selbst aufs Äußerste, so kann er mir doch nicht mehr als das Leben nehmen, daß ohne sie für mich nicht den geringsten Werth hat. Zum Sterben bin ich jedenfalls bereit, aber anständiger ist es, wenn mir der König das Leben nimmt, als wenn ich mir's aus Liebe selber nehmen muß. Er schlich nun niedergeschlagen in sein Kämmerlein und schrieb, ohne sie früher aufzusetzen, eine Bittschrift gleich ins Reine, von der nur ewig zu bedauern sein wird, daß sie das Ungemach der Zeiten nicht überwährte und uns nicht erhalten wurde, weil sie sonst als unübertreffliches Vorbild und für immer stehende Formel allen Jenen dienen könnte, welche, selber in mißlicher Lage, sich um die Hand irgend einer sehr reichen und hochgestellten Dame zu bewerben bemüßigt glauben. Klopfenden Herzens trug er sie nach Hofe, hatte mit allerlei Hindernissen zu kämpfen bis er ins Audienz-

gemach Zugang fand und überreichte sie dem König. Kaum hatte dieser die ersten Zeilen gelesen, als seine Hand, so kam ihm der Zorn, zu beben anfieng. Hastig durchflog er sie bis ans Ende, reichte sie dem Wesir und sprach mit unterstickter Stimme: „Laß ihn augenblicklich hinrichten.“ Der Wesir, ein erfahrner, im Dienste ergrauter Mann, der bei jeder Gelegenheit seines Herrn Würde zu wahren strebte, empfieng die Bittschrift aus des Königs Hand mit der Geberde unterwürfigsten Gehorsams, las sie, winkte Ebulmedschd mit den Augen sich ins Vorgemach zurückzuziehen und flüsterte dem Könige zu: „Bei Beförderungen vom Leben zum Tode, weiß ja deine Erhabenheit, ist's nicht königlich sich zu übereilen. Wer steht dafür, daß der Bursche nicht wahnsinnig ist. Mit hoher Erlaubnis will ich ihn ein wenig sprechen und sehen, ob ich ihn nicht zu rechte bringen kann. Er gieng hierauf, da der König schwieg und in Gedanken versunken schien, hinaus, rief Ebulmedschd, der wie auf die Folter gespannt hier wartete, zu sich und sagte ihm: „O du Unglückskind! Wie in aller Welt kömmst du dazu in so feinem Style und mit so schönen Schriftzügen so ungereimtes, ungebührliches Zeug zusammen zu schreiben. Bist du verrückt? Bist du wahnwitzig nicht zu überlegen daß Jedermann nur ein ebenbürtiges Mädchen zur Frau begehren kann? Du selber bist ein armer Tropf, und willst des Königs Tochter zur Frau? Ziehe hin, spute dich, und bring' eine Elephantenlast Goldes als Morgengabe, dann sei die Hand der Prinzessin dein, aber eher lasse dir ja nimmer beikommen beim König zu werben oder Andern von deinem abenteuerlichen Plane zu sagen, sonst könnte ich dir nimmer wie diesmal den Kopf am Rumpfe erhalten.“

Der arme Ebulmedschd! Was wollte er thun? Zu bekennen daß dies Verlangen seine Kräfte weit übersteige, brachte er nicht über das Herz. Er sprach tonlos: „Gebt mir Frist.“ — „Frist so lange du willst,“ meinte tröstend der Wesir, denn er sah ihm die hellen Thrä-

nen über die Wangen rollen, und so schied man, der Wesir um dem Könige zu berichten, wie er sich des jungen Mannes entledigt habe, was höheren Orts huldreichst anerkannt wurde, der unglücklich Liebende selbst aber, um wie in einem schweren Traume durch die Straßen Bilissans zu wanken und, da er nicht nur keine Elephantenlast, sondern auch kein Stäubchen Goldes besaß, Alle die seines Weges kamen um erstere anzugehen. Diese Herzenseinfalt wurde von Einigen mit naserümpfendem Stillschweigen, von Andern mit Lachen aufgenommen, die Meisten aber riefen ihm trockne Scheltworte nach. Endlich begegnete er einem Freunde dem er seine schreckliche Lage klagte. Der hörte ihm theilnehmend zu und sprach nach einigem Nachdenken: „Verzweifle nur nicht! Es bleibt wahr was mein Buchbinder neulich sagte:

Keinem näht das Geschick die Naht zum Buch' seines Wunsches
Den es zuvor nicht geschraubt fest in die Presse des Grams.

Was uns auferlegt wird ist nie so schwer, daß es uns nothwendig erdrücken müßte. Deine Lage ist wohl sehr traurig, doch versuche zum König Bichwadsch, dessen Großmut sprichwörtlich ist, Zuflucht zu nehmen. Wenn dir Jemand hilft so ist er es.“ Ebulmedschd trat unverzüglich die Wanderung an, gelangte an den Hof des Königs Bichwadsch, trug ihm sein Anliegen vor und siehe da, der Rath des Freundes erwies sich als trefflich. Der König war so innig gerührt von des Jünglings Leiden, daß er befahl, einen weißen Elephanten, ein großes herrliches Thier, schwer mit Golde zu beladen und ihm zu überlassen. „Gehe hin in Frieden, der Himmel lindre deine Qual,“ sprach der edle König. Ebulmedschd zog nun wohlgemut mit seinem Elephanten nach Bilissan, meldete dem Wesir die Ankunft der bedungenen Morgengabe, ließ bei der Schatzkammer in Gegenwart des Wesirs abladen und das Gold in des Königs Truhen schaffen. Der Wesir der gedacht hatte: Wer mag ihm all das Geld geschenkt haben? sah auf der Legende der Münzen den Namen Bichwadsch.

Er begab sich zum König. Die Berathung währte ziemlich lang. Endlich erschien er wieder und sprach: „Lieber Ebulmedschd! Du hast durch Erlegung der Morgengabe dargethan, daß dir weltliche Güter zu Gebote stehen. In dieser Hinsicht unterläge deine Bewerbung keinem Anstande mehr. Du bist aber selbst zu vernünftig um nicht einzusehen, daß Gold allein Niemand ermächtigt den Blick zur Erbin eines Thrones zu erheben. Tapferkeit und Heldensinn sind die Eigenschaften, die einem königlichen Eidam vor allen ziemen. Leg' uns auch hiefür den Beweis vor. Es wird in dieser Beziehung als genügend betrachtet werden, wenn du den Kopf desjenigen bringst, dessen Name auf den Münzen steht die du dem Schatze des Königs zuführtest. Gelingt dir dies, so wird seine Tochter deine Frau, doch kannst du dies Begehren nicht erfüllen, so lasse dich nie wieder blicken." Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ Ebulmedschd enttäuscht und verzweifelnd stehen. Tiefer Ingrimm erfüllte des Betrogenen Seele. Er wollte zuerst den König von Bilissan, dann sich selbst morden. Doch wo bliebe da, fiel ihm noch rechtzeitig ein, die Erreichung seines Zieles. Er entschloß sich in seiner Bedrängnis den König Bichwadsch um Rath zu bitten. Dorthin gieng also die Reise. Er sprach abermals an dessen Hofe vor, berichtete ihm alles Geschehene und fuhr dann fort: „Großer König! Die Gnade die du mir früher erwiesest ist so groß, wie noch keine je von einem Sterblichen einem Andern zu theil wurde, auch komm' ich, das weiß Gott, nun wieder zu dir, nicht um dich um dein gesegnetes Haupt, dem der Himmel langes, glückliches Leben schenke, zu bitten, sondern lediglich um jene schändlichen Verräther bei dir zu verklagen, die, da ich die Bedingung die sie mir auferlegten unterstützt von deiner Großmut erfüllte, mir nun eine zweite unerfüllbare setzen, nur um mir boshaft des Mädchens Hand vorzuenthalten. So kann ich aber nicht leben, also bleibt mir nichts als mich zu tödten."

Als König Bichwadsch dies hörte, war er im Innersten verletzt

von der Treulosigkeit des Königs von Bilissan. Zu Ebulmedschd sprach er: „Ruhe, Ordnung und Sicherheit! Mögen sie ihr Wort brechen die Elenden! Ich will ihnen zeigen daß ich nicht bei einem bloßen Geldopfer stehen bleibe, wenn ich mich einmal um eine Sache angenommen habe. An meinem eignen Kopfe ist mir nicht so viel gelegen, daß ich mir ihn nicht willig abschlagen liesse, wenn ich dabei gewiß wäre einen Andern ganz glücklich zu machen. Aber bring' ihn dann hin, und sie ersinnen neue Ausflüchte, verlangen noch Abenteuerlicheres von dir und halten ihr Wort doch nicht. Du bist damit deines einzigen Beschützers beraubt und bleibst verkürzt und betrogen für alle deine Tage. Nein! So soll's nicht kommen. Ich gehe auf das Verlangen des Königs von Bilissan ein. Du führst mich hin an seinen Hof. Du stellst ihm meinen Kopf, so lang er noch am Rumpf ist, zur Verfügung. Aber ehe er ihn nimmt, muß er dir seine Tochter vermählen. Will er sich das nicht gefallen lassen, dann weiß ich was ich zu thun habe."

Gesagt, gethan. König Bichwadsch und Ebulmedschd begaben sich nach Bilissan, giengen nach Hof, traten in den Diwanssaal und Ebulmedschd sprach mit lauter Stimme: „Ich habe den König Bichwadsch gebracht. Hier ist er. Gebt mir nun die Prinzessin zur Frau!"

Als der König von Bilissan seinen mächtigen Nachbar in Person gewahrte, wußte er gar nicht wie er schnell genug über die Stufen seines Thronsitzes herunter und ihm zum Eingange des Saals entgegenkommen solle, demütigte sich in Begrüßungen, wollte den Saum seines Gewandes küssen, was König Bichwadsch nicht zugab, und sprach mit der Zunge der Süßlichkeit die Worte der Entschuldigung: „O verzeihe, königlicher Herr, daß dir durch ein Mißverständnis so viel Mühen und Beschwerden zugezogen wurden. Ich bin ja dein Knecht und mein Kind ist deine Sclavin. Vermähle sie wem du willst. Hätte ich ahnen können daß deine Herablassung so weit geht

ihr diesen Jüngling zum Manne zu bestimmen, so hätte ich ihn längst schon als willkommensten Eidam mit offenen Armen empfangen. Schalte in meinem Hause nach Belieben."

Während er so sprach, hieß König Bichwadsch den glücklichen aber noch staubigen Ebulmedschd ein Bad nehmen, ließ ihn dann in herrliche Gewande kleiden, wies ihn an seinen Schatz um das Doppelte dessen was er schon erhalten, als Aussteuer, und nun wurde Hochzeit gemacht und des Jubels, der Wonne und Seligkeit war kein Ende." —

„Diese Geschichte gefällt mir sehr wohl," sprach Rachita nachdenkend. „So einen Herrn nenne ich mir gut und edel. Dagegen daß er dem armen Liebhaber mit seinem Reichthum aufhalf, läßt sich gewiß nichts sagen. Was hingegen die vermeinte Aufopferung seines Lebens betrifft, finde ich, daß es sich für einen großen, mächtigen Herrscher wenig schicken würde seinen Kopf wegen der Liebeshändel eines unbedeutenden Menschen herzugeben. Aus deiner Geschichte erhellt auch gar nicht daß er wirklich die Absicht hatte sich zu opfern. Denn wie ihn der König von Bilissan aufnehmen und daß er sich in Allem fügen werde war doch zu klar, als daß er es nicht hätte voraussehen müssen. Was konnte der König von Bilissan thun dem Herrscher des größeren Gränzlandes gegenüber als nachgeben? Und wie hätte König Bichwadsch nicht wissen sollen daß dies nur so kommen könne? Dafür also, daß er auch sein Leben zur Unterstützung der Liebespläne Anderer hinzugeben bereit war, bist du mir den Beweis schuldig geblieben."

„So urtheilen" erwiederte der Papagei „die Meisten, die den König Bichwadsch nur aus seinen Erlebnissen mit Ebulmedschd kennen. Auch scheinen triftige Gründe für eine solche Anschauung zu sprechen. Wer mehr von ihm weiß, kann diese Meinung nicht theilen. Er half ja nicht nur einem, er half über hundert Ebulmedschden und wagte sein Leben für sie, ganz als ob er nicht den mindesten

Werth darauf legte. Die Frage, ob sich dies mit einer genauen Hofetiquette vertrage, will ich unerörtert lassen, obwohl die Mit- und Nachwelt außerordentlichen Menschen immer noch das Recht einräumten, Ungewöhnliches ungetadelt zu thun. Seine Natur war einmal so hingebend und völlig unselbstisch und riß ihn fort zu Handlungen, die, mit dem Alletagsmaßstabe gemessen, sich vielleicht als unüberlegt darstellen. Wie auffällig zeigte sich dies nicht, als er dem alten Melekſade zur Hand des Perimädchens verhalf?"

Nachita wollte wissen wie das zugieng.

Der Papagei erzählte:

(Der alte Melekſade und die Peri.)

„Am Hofe des Königs Bichwadsch lebte als dessen Gesellschafter und lustiger Rath ein Mann in besten Jahren, Namens Asim, dem die Natur neben einer Fülle von Witz und einer reich hervorsprudelnden Quelle der besten Einfälle eine köstliche unwandelbar heitere Laune verliehen hatte. Der König mochte ihn sehr wohl leiden. Die unbefangene, fröhliche Weltanschauung Asim's gefiel ihm ungemein, auch schätzte er sein gesundes Urtheil, seinen richtigen Blick hoch. Asim hatte nur einen Fehler und den kannte der König nur zu gut. Er suchte nämlich in den Abendstunden, wenn sich der König in die innersten Gemächer begab, seine Erholung im Spiele um hohes Geld und zwar im Würfelspiele, das er eben so leichtsinnig als leidenschaftlich trieb und das ihm Unsummen kostete. Sein Gehalt und was ihm sonst durch des Königs Güte zufloß, rollte meistens mit den Würfeln hin, und der Fall, daß der König seine angehäuften Spielschulden decken und ihn auslösen mußte, war ein sehr gewöhnlicher. Die Wesire, die ihn um des Königs immer offenes Ohr beneideten, wagten hie und da kleine Einstreuungsversuche. — „Asim ist" zischelten sie dem Könige gelegentlich zu „ein wüster, unver-

besserlicher Geselle, und wie Jeder, der sich dem Spiele so rücksichtslos ergiebt, dem Satan mit Leib und Seele verfallen. Solch ein Höllenbraten ist aber kein würdiger Umgang für einen hohen König, und ihn vom Hofe zu verweisen und anderswo zu beschäftigen wäre ein Act einfacher Convenienz." Der König achtete derlei Reden gar nicht, blieb seinem Günstling wie ehe und zuvor gewogen und zahlte auch seine Schulden, so oft er sie selbst nicht zahlen konnte, gerad als ob es so sein müßte. Asim aber, der sich immer noch, so oft er in Verlegenheit war, geschworen hatte keine Würfel mehr anzurühren, bekam zufällig Kenntnis von den Bemühungen seiner Feinde, ihn aus der Gunst des Königs zu verdrängen. Er erwartete Vorstellungen oder einen Verweis des Königs über seinen ungeregelten Hang zum Spiele. Da aber der König der Sache mit keinem Worte Erwähnung that, ward er allmählich durch diese großmütige Schonung so beschämt und zerknirscht, daß er es nicht mehr mit seiner Ehre verträglich hielt, länger bei Hofe zu bleiben. Ist mein Herr so ein Vorbild von Nachsicht und Güte, so will ich ihm wenigstens durch meine unseligen Würfel keine weiteren Verluste zuziehen, dachte er, schnürte sein Bündel und zog eines schönen Morgens mit Weib und Kind in die Fremde. Am andern Tage vor Mittag gelangte er an einem waldigen Abhange zu einer geräumigen Höhle, die willkommene Rast darbot. Siehe da, es war schon Gesellschaft zugegen. Ein Kleeblatt von lockern Kumpanen war auf die Erde gelagert. Sie unterhielten sich ganz gemütlich mit den Würfeln und das Gold rutschte im Kreise vom Einen zum Andern herum. „Ei, da läßt sich ja im Vorbeigehen ein Profitchen mitnehmen," meinte Asim, dem es in den Fingern zuckte. Er gesellte sich gleich als Vierter zur Partie, that im Anfang ein paar glückliche Würfe, die ihm schiefe Mienen zuzogen, verlor aber dann n rascher Aufeinanderfolge sein ganzes Geld und noch zehn Goldstü;cke darüber auf sein Wort. Er setzte für diese Ehrenschuld Frau und Kind ein und entfernte sich um Zah-

lungsmittel aufzutreiben. — Daß er in diesem Lande niemand als den König Bichwadsch darum angehen dürfe, war ihm recht wohl bewußt, er entschloß sich also zur Rückwanderung nach dessen Residenz. Am Wege sengte ihn die Sonne und er dürstete so sehr, daß er die Heerstraße verlassen mußte um Wasser zu suchen. Endlich gewahrte er fern am Fuß eines Berges einen Gegenstand, den er für die Brüstung eines Brunnens oder einer Cisterne hielt. Wie neu belebt schritt er rüstig darauf los. Es war eine Cisterne. Er nahm seine Filzmütze, um sie als Eimer zu gebrauchen, wickelte den Kopfbund ab, der ihm als Seil dienen sollte, befestigte die Mütze daran und ließ sie in die Tiefe hinab. Ob ich bis zum Wasser lange! dachte er und schaute hinunter. Da sah er seine Wunder. Die Cisterne schien nach dem Grunde sehr geräumig. Inmitten stand ein goldner Thron mit Juwelen reich eingelegt. Drauf saß ein Mädchen himmlischer Schönheit. Ihm gegenüber war auf dem Boden halb sitzend halb auf den Knien liegend ein morscher, hinfälliger Alter von wenigstens achtzig Jahren sichtbar, von dessen beinahe kahlem Scheitel nur ein paar spärliche, dünne, weiße Löckchen fielen. Die Beleuchtung der Szene kam von einem mächtigen Feuer, über dem ein großer eherner Kessel hieng, in dem eine Flüßigkeit wie Sesamöl in heftigen Sud gerathen war. Das warf Millionen Bläschen, brodelte, kochte und wallte auf. Rosenfarbne Dämpfe qualmten unaufhörlich empor, gelangten aber nicht zur Mündung der Cisterne, sondern wurden von den zerklüfteten Seitenwänden gierig aufgesogen. Der Alte warf sehnsüchtige und wehmütige Blicke des innigsten Verlangens bald auf das zauberhaft anmutige Fräulein bald in das zischende Geschäume im Kessel, doch wechselten beide keine Sylbe. Asim̃ war, als er alles dies sah, regungslos vor Erstaunen und dachte nicht daran seine Mütze, die sanft hin und wieder schlenkernd endlich gerade vor dem Mädchen in der Luft halt gemacht hatte, zurückzuziehen. Die Holde blickte nach oben, sah einen Mann über die Brustwehr der Cisterne

gebeugt, der ihr seine an einem langen Zeugstreif hangende Mütze vorhielt, meinte er sei ein Bettler, der um Gottes willen eine Gabe heische, löste eine kostbare Spange vom linken Arm und warf sie in seine Mütze. Asim wunderte sich hierüber mehr als über das bereits Gesehene, da er aber seine Mütze noch immer nicht zurückzog, glaubte sie die Gabe sei ihm zu gering und er wolle auch das andre völlig gleiche Armband, das sie am rechten Arme trug, haben. Sie nahm auch dies ab und legte es dem gegebnen zu. Asim kam nun zu einiger Fassung, zog seine Mütze hinauf und nahm die beiden Armbänder heraus. Nun hatte er erst recht Veranlassung zum Staunen. Die Goldarbeit derselben war so fein und künstlich, die eingefügten Edelsteine funkelten und strahlten in so seltner Größe und Schönheit, daß er selbst in des Königs Bichwadsch Schatzkammer nie etwas nur von fern Ähnliches gesehen zu haben sich erinnern konnte. Er steckte sie sorgfältig zu sich, gieng gerade nach der Stadt, suchte sobald der Tag angebrochen war, da er sich schämte zu Hofe zu gehen, einen Juwelier auf und legte ihm die Armbänder vor. Er war noch gar nicht zu Worte gekommen, hatte nicht äußern können ob er sie schätzen lassen wolle oder ob sie ihm feil seien, als ihn der Juwelier schon fest am Kragen gepackt hatte und ausrief: „Halt, Vogel! du fliegst mir nicht davon. Ein Geschmeide so hohen Werthes und solcher Arbeit kann's hier zu' Lande nur in der königlichen Schatzkammer geben. Weise dich aus, wie du zu den zwei Armspangen kömmst, die eine Provinz werth sind. Du hast sie bei Hofe gestohlen. Gestehe es nur gleich gutwillig." Da entstand Streit und Geschrei, Leute liefen herbei und begleiteten sie nach Hofe. Der Juwelier ließ den Wesiren melden daß ein Dieb eingefangen worden, der aus des Königs Schatz etwas entwendet habe. Dieser war selber zugegen und befahl den Verbrecher vorzuführen. Siehe da erschien der schon 3 Tage abgängige Asim, von mehren Leuten, trotz seiner Versicherungen daß er sich freiwillig stellen wolle, mehr geschleppt als geführt.

Der König sah lächelnd auf Asim, dann auf die Armbänder, die vom Juwelier triumphirend vorgelegt wurden, und sprach: „Dies Geschmeid ist nicht mein. Laßt diesen Mann hier. Ich danke euch für eure Bemühung, ihr guten Leute." — Nun zog sich ausser Asim Alles ehrfurchtsvoll zurück. Als sie allein waren sprach der König zu ihm: „Ei wo steckteſt du denn? Zwei Tage lasse ich dich schon überall suchen und nun bringt man dich Ärmsten unter so einer Anklage zurück. Was hat es denn mit diesen Armbändern für eine Bewandtnis? Woher sind sie?" Asim erzählte ihm seine Abreise, den Unfall in der Höhle und das Abenteuer bei der Cisterne umständlich. Der König wurde am Ende sehr aufmerksam. Dann sprach er: „Weißt du, du hast mich noch nie angelogen. Ich halte dich auch gar nicht für fähig es zu thun. Aber fändest du allenfalls noch einmal hin zu der Cisterne?" Asim bejahte ohne Zaudern. Der König ließ sich hierauf umkleiden, zog nur einen einfachen Linnenkittel an, band sich ein weißes Tuch als Kopfbund um und folgte Asim, der ihn bis nächsten Morgen auf jene Stelle der Heerstraße brachte, wo er sie vom Durste geplagt verlassen hatte. Dann giengen sie bergwärts und hatten die Cisterne bald erreicht. Der König blickte hinab und sah da das himmlisch schöne Mädchen auf dem goldnen Throne, den abgelebten Greis gegenüber auf seinen unterschlagenen Füßen sitzen und im Hintergrund über dem Feuer den siedenden Kessel hangen, dessen rosige Dämpfe die zerklüftete Wand verschlang. Der König in ganz eigenthümlicher, nie empfundner Aufregung rief hinunter: „Wenn euer Ohr menschlicher Bitte zugänglich ist, so beschwöre ich euch bei dem Allmächtigen, gebt Kunde wer ihr seid und was ihr da unten thut?" Die holde Jungfrau hob den seelenvollen Blick empor und sprach leise, aber mit einer Deutlichkeit, die in den Gehörnerven des Königs nachschwang: „Ich bin Sahira, bin des Perifürsten Kind. Dieser arme, schwache Alte, der mir gegenüber sitzt, liebt mich heiß seit den fröhlichen Tagen seiner Jugend. Zwei und

sechzig Jahre sitze ich nun schon hier und warte ihm zu Liebe und vermag aus Mitleid mit ihm nicht ihn zu verlassen, kann aber doch nicht die Seine werden. Denn wir Peritöchter sind zart und fein, aus durchsichtigem, luftigem Stoffe gebildet, und er, der arme Menschensohn, leidet an einem dichten, groben, ungefügen und schweren Leibe. Darum ermuntre ich ihn immer in den Kessel zu steigen, um die Erdenschlacken abzuthun und lauter wie der Äther daraus hervorzugehen, auf daß er meiner Gunst theilhaft werden könne. Er aber wagt es nicht dies zu thun. Siehe so kömmts daß wir immer am selben Puncte bleiben. Er vermag nicht mich zu erringen und ich nicht ihn zu verlassen. Damit weißt du Alles."

Der Alte hielt nun für angemessen sich zu entschuldigen und sprach zu Bichwadsch hinaufgewandt: „Freund! Sterben an und für sich wäre mir gar nichts. Nicht den Tod scheue ich. Ich fürchte nur durch denselben der Anschauung Sahira's beraubt zu werden." „Ja wie ist's denn," frug der König, „muß man nothwendig sterben, wenn man in den Kessel hineinsteigt? Oder kann man auch lebendig wieder herauskommen?" Auf diese Fragen erhielt er keine Antwort. Er fuhr nun zum Greis gewendet fort: „Wenn einer vor dir hineinstiege und käme wieder lebendig heraus, hättest du dann den Mut es ihm nachzuthun? Der Alte sagte seufzend, daß er nach der gelungenen Probe eines Andern kein Bedenken tragen könnte den Versuch selber zu machen. — Nun mußte Asim mit Hülfe ihrer beiden zusammengebundenen Kopftücher den König in die Cisterne hinablassen. Kaum hatte er Boden gewonnen und die Binden von seinem Gürtel abgelöst, als er sich, sein Leben augenscheinlich auf's Spiel setzend, in den brodelnden Sudkessel schwang, einige Augenblicke im rosigen Qualme verschwand, bald aber wieder sichtbar wurde und nicht nur unversehrt, sondern geläutert, verjüngt und verschönt heraussprang. Sahira hatte dies kaum gesehen, so kam sie schon eilig vom Thronsitze herab, warf sich vor Bichwadsch zur Erde und be-

rührte mit ihrem Antliz seine Füße. „Hochstrebender, herrlicher Mann," lispelte sie, „keine Viertelstunde ist's daß wir uns kennen. Gelobt sei deine Heldenthat. Nimm mich hin. Ich bin dein, für immer ganz dein!" — Der König sprach: „Nicht so, mein Kind, war's gemeint. Ich wollte nur dem Andern Mut machen. Bleibe du meine Tochter hier und jenseits." Jenem aber winkte er: „Nur frisch!" Sahira zog sich etwas verlegen auf den Thronsitz zurück. Der Alte entschloß sich nun mit vieler Vorsicht in's heiße Bad zu steigen, das ihm so gut wie dem Könige bekam. Da war die Freude der Liebenden unendlich. Der König überließ sie ihrem Taumel, stieg von Asim gezogen wieder aus der Cisterne und begab sich im freudigen Bewußtsein seiner guten That, nachdem er Asim gesandt hatte Frau und Kind auszulösen und abzuholen, in seine Residenz zurück. Asim kam mit den Seinen bald nach, gab das Spiel für immer auf und lebte noch viele Jahre glücklich und geachtet am Hofe des Königs.

Nun aus der Geschichte" schloß der Papagei, „ergiebt sich doch klar genug, daß König Vichwadsch auch sein Leben dran setzte ein Paar Liebenden zu helfen." —

Nachita gestand daß sie nun hierüber keinen Zweifel mehr hege.

„Siehst du," sprach der Papagei, „das selbe wäre ich für dich zu thun jedenfalls entschlossen, doch trachte nur eilig zu Mir Selim zu kommen."

Sie wollte fort, sah aber noch innerhalb des Hausthores das Tageslicht in der unteren Fuge glänzen, und gieng in ihr Schlafgemach.

Elfte Nacht.

Durch den Tag konnte sich Rachita wieder nur mit tausend und tausend Mühen durchfinden. Sie stellte sich ihren Geliebten so lebhaft vor, die Phantasie malte ihr ihn so reizend aus, daß sie anfieng vor sich hin zu summen:

Ohne deine Rosenwangen
Seh' ich allwärts Dornen blos!
Ohne deine Antlizsonne
Dunkelt wie dein Haar mein Los!
Soll ich dich denn nimmer sehen,
Dich, den Räuber meiner Ruh?
Ach, so ist's um mich geschehen,
Ach, so wank' dem Grab' ich zu!

Diese Verse sang sie nach einer sehr klagenden Melodie. Wenn sie zu Ende waren, fieng sie wieder von vorne an, und trieb diese Singübung bis Abend fort. Dann ließ sie sich mit einer der Wichtigkeit des Geschäftes entsprechenden Sorgfalt kleiden und zieren, kam zu rechter Stunde an das Bauer des Papagei's und bat diesmal so bald als möglich zu Mir Selim entlassen zu werden.

Der Papagei sah daß sie in Verlangen aufgelöst sei, befürchtete daß sich wenig thun lassen werde sie zurückzuhalten, und hielt es für das Klügste einstweilen stumm zu bleiben.

Rachita wiederholte ihre Bitte sanft und doch eindringlich.

Der Papagei gab keinen Laut von sich.

Da sprach sie: „Liebes, engelgutes Papageichen, du weißt doch sonst immer so süß zu schwatzen, warum sprichst du nicht? du siehst ja, wie sehr ich Eile habe. Oder grollst du mir heute, that ich dir was an?"

Er erwiederte: „Edle Frau! dir grollen? dir, die der Himmel mit solchem Liebreiz ausstattete wie keine Andre! Wie wäre dies möglich? Dein zartes Wesen ist vom Scheitel bis zur Sohle verkörperte Anmut. Ich brüte und sinne ja nur für dich."

Rachita sprach: „Meintest du es so gut mit mir, als du vorgiebst, so wäre ich jetzt schon glücklich."

Der Papagei seufzte: „Ach, Herrin, wie kann ich mich treuer und ergebner beweisen, als ich es thue. Ich grüble und denke Tage und Nächte nur über deinen Zustand. Kein Schlaf schließt meine müden Augen. Und du, du ahnst gar nichts von der Innigkeit meines Mitgefühls. Es ist schon das Los der Gesinnungstüchtigkeit, oft spät, oft gar nicht anerkannt zu werden. Mir geht's mit dir wie es jenem wohlgesinnten Papagei mit dem Könige Kobad ergieng."

Rachita verlangte zu wissen was jenem Papagei geschehen sei.

Der Papagei berichtete:

(König Kobad und sein wohlgesinnter Papagei.)

„Im Lande Iran herrschte einmal ein großer König. Er hieß Kobad und war durch einen günstigen Zufall für hohes Geld in den Besitz eines Papagei's gelangt, der ihm seine Regierungssorgen unendlich erleichterte, denn außerdem daß er sich bei ihm in den schwierigsten und wichtigsten Reichsangelegenheiten Raths erholen konnte, hatte der Papagei noch die ganz besondere Eigenschaft, daß, so oft vor ihm etwas gesprochen wurde, was anders gesagt als gemeint war,

ihm dies augenblicklich den Magen verdrehte. Er sperrte dann ein paarmal den Schnabel weit auf, als ob er Athem fangen wolle, ballte sich dann in einem krampfhaften Zustande zur Kugel zusammen, machte einen Pelz und sah starr vor sich hin. Diese Wahrzeichen stellten sich am Papagei stärker oder schwächer ein, je nachdem die Lügen, die in seiner Gegenwart gesprochen wurden, mehr oder minder böswilliger und gefährlicher Natur waren. Bei den Reden gewöhnlicher Augendiener, Scheinknechte, Schmeichler und Speichellecker pflegte er nur einfach zu misten. —

König Kobad, ein kluger Mann, der den Werth eines solchen lebendigen Gesinnungsmessers zu würdigen verstand, bediente sich des Papagei's, dessen Bauer nicht aus seiner Kammer getragen werden durfte, um seinen Hofstaat zu reinigen und zu säubern, und sich des ganzen aus Eigennutz Weihrauch streuenden Gesindels zu entledigen, was er schon seinem Papagei zu Liebe hätte thun müssen, der über aufeinanderfolgende ihm abgezwungene Entleerungen immer bittere Beschwerde führte. So gelang es dem Könige nach einigen Jahren, nur Leute in den höheren Staatsämtern und an seinem Hofe zu haben, die ihm und seinem Lande wirklich wohlwollten und die nie vermieden ihm, wenn auch in aller Ehrfurcht, die Wahrheit zu sagen. Iran wurde unter diesen Umständen zum gesegnetsten Fleck auf dem Erdenplan, und der König, hocherfreut über dies Ergebniß, sprach eines Tages zu seinem Papagei: Du hast mir redlich geholfen, bitte dir eine Gnade aus.

Der Papagei besann sich und erwiederte:

Hier an deines Hofs Asyl
Bleibt dem Wunsche fast kein Ziel,
Doch die Lieb zum Vaterland
Schrieb ins Herz des Schöpfers Hand.

Ich rechne mir zur hohen Ehre in deinem Dienste zu stehen und bin stolz darauf, als verwendbar in demselben erkannt zu sein. Nur

ein Wunsch bleibt mir, den ich schon längere Zeit hege, aber ich fand nie den Mut ihn dir vorzutragen, aus Furcht, du möchtest ihn mir übel nehmen, aus Besorgnis mich dir zu entfremden. Willst du wirklich außer den vielen Gnaden, mit welchen du mich bisher überhäuftest, mir noch insbesondre deine königliche Huld beweisen, so erlaube mir auf kurze Zeit die Meinen zu besuchen, ich werde meinem Nest auf der alten, hohen Palme vor Singapur nachsehen, dann neugestärkt von der heimischen Luft wiederkehren und fortan deiner Befehle gewärtig sein."

König Kobad öffnete das Bauer, ließ den Papagei auf seine Faust steigen, trug ihn zum Fenster, streckte die erhobne Rechte hinaus, rief noch: „Leb wohl, auf baldiges Wiedersehn!" und der Papagei war verschwunden.

Er flog wie ein Pfeil, ach nein, wie ein Gedanke in die Heimat zurück zu den Seinen, wurde mit Jubel begrüßt und des Fragens, wo er gewesen und wie's ihm ergangen sei, war kein Ende. Er ließ gleich für den Abend seine ganze Sippe, alle nahen und fernen Vettern und Basen zu sich laden, und in der dortigen Papageienwelt war den ganzen Tag von nichts die Rede als vom lieben Verwandten, der auf Urlaub da sei vom persischen Hofe, wo er, die Neidigen sagten als Kammerhüter, die Mehrzahl meinte als Gesellschaftskavalier, wohlunterrichtete Matronen der nächsten Verwandtschaft versicherten aber zuverlässig, als erster Wesir, eine Anstellung habe. Das abendliche Kränzchen gestaltete sich zu einer zahlreichen Versammlung. Der Papagei begrüßte und bewillkommte alle seine Lieben und Getreuen, äußerte große Freude sie nach langer Zeit wieder vereint zu sehen, berichtete über seine Erlebnisse und seine Dienstleistung am Hofe König Kobads und schloß seine Rede mit einem glänzenden Lobe desselben.

Alle Anwesenden waren durch diese Mittheilung sehr geehrt und befriedigt. Die Älteren der Versammlung sprachen ihre Mei-

nung dahin aus daß, nachdem sich Irans König so schön gegen ihn benommen, ihm so viel Gnaden erwiesen habe, es auch nun ihm obliege aus Erkenntlichkeit dem Könige etwas Gutes zu erweisen. „Ja," fiel hier nachlaut ein kleiner, grüner Vetter ein, der seine Mutter nur mit Mühe bewogen hatte ihn in so gute Gesellschaft mitzunehmen und der ängstlich auf eine Gelegenheit sich bemerkbar zu machen lauerte, „Ja, lieber Vetter, wenn nur immer der König dir Gutes erwiese und du nichts entgegen thun wolltest, wo bliebe da die Billigkeit?" — „Ach," erwiederte unser Papagei seinen älteren Verwandten bescheiden, „wie käme ich in meinem Wirkungskreise dazu, einem Manne wie ihm, einem mächtigen Könige meine Dankbarkeit thatsächlich beweisen zu können?" Die Ältesten dachten eine Weile nach. Der kleine redelustige Vetter platzte heraus: „Ja! Wie könnte er dies zum Beispiel thatsächlich, ich meine mit einer Sache, die er thäte, beweisen?" Nachdem er durch einige Püffe und Schnabelhiebe seiner Mutter gebändigt worden war, sprach eines der Stammhäupter: „Willst du meinem Rathe folgen, so fliege in's Schattenland zum Lebensquell, pflücke vom Baume, der am Rande steht, eine Frucht und bringe sie deinem König dar. Ihr Genuß sichert ihm jugendliches Dasein auf Erden bis zum jüngsten Tage."

Unser Papagei war entzückt von dem guten Gedanken und bedankte sich vielmal beim Rathgeber. Die Versammlung zerstreute sich später. Er blieb die Nacht bei den Seinen im Neste, beurlaubte sich aber mit dem Frühesten, denn er brannte vor Begier seinem Herrn etwas Gutes zu thun, flog in's Schattenland, brach die reifste Frucht vom Lebensbaume, strich, den Stiel im Schnabel, mit Blitzeseile gegen Iran und an den Hof Kobads, gelangte durchs offene Fenster ins Gemach des Königs, legte ihm den balsamisch duftenden Goldapfel vor und sagte woher und wozu er ihn gebracht habe.

Der König empfieng und besah die liebliche Frucht und sprach: „Ich danke dir für dein gutgemeintes Geschenk, doch will ich es mit

diesem Lebensapfel halten wie Salomo der Weise es mit dem Becher voll Lebenswasser hielt, das ihm angeboten wurde. Wie Salomo jenes Wasser nicht trank, so will ich diesen Apfel nicht essen."

Der Papagei, befürchtend um seine ganze Freude zu kommen, frug schüchtern, wie so denn der König Salomo das angebotene Lebenswasser ausgeschlagen habe.

König Kobad erwiederte: „Kennst du die alte Geschichte nicht? Nun denn so höre:

(König Salomo und der Kelch mit Lebenswasser.)

Die geweihte Überlieferung uraltester Zeiten lautet übereinstimmend mit dem Buch der Bücher*), in dem geschrieben steht „Es gab keinen Propheten, der nicht die Wahl hatte," dahin daß jedem der Propheten rechten Glaubens einmal in seinem Leben freigestellt wurde, ob er auf Erden bis zum Tage der allgemeinen Versammlung fortleben oder zu den Vätern in die andre Welt kommen wolle, und daß sie sich Alle für letzteres entschieden. So geschah es auch daß einst der Bote des Himmels, Gabriel, bei Salomo, dem weisen König und Propheten, mit einem Kelche klaren Wassers erschien und sprach: „Gott zum Gruße. Hier bring' ich dir frischen Trunk aus dem Lebensquell. Willst du, so sprich zu und du wirst in jugendlicher Kraft den Tag der Auferstehung auf Erden erleben. Willst du nicht, so gieß ihn weg, und du wirst nach der dir bestimmten Frist zu den Vätern versammelt. Der Himmel läßt dir die Wahl." Noch hörte Salomo das Entrauschen der Fittige des Engels. Der Kelch stand vor ihm. Das Wasser blinkte und perlte. Gewohnt bei Allem der Weisheit erste Regel zuerst zu befolgen und keinen Entschluß zu übereilen, berief er alle seine Räthe aus den drei Reichen, die ihm gehorchten, aus dem der Genien, der Menschen und der Thiere zu

*) Kobad meint den Koran.

seinem Thron, um mit ihnen zu berathen, welche Wahl er am füglichsten zu treffen habe. — Sie gaben alle nach der Reihe ihre Meinung ab daß er am Besten thun werde das Lebenswasser zu trinken, und unterstützten dieselbe, jeder nach seinen Gaben, mit besseren oder schlechteren Gründen. Endlich, als sich schon eine Weile kein Sprecher mehr finden wollte, kroch langsam und befangen ein unscheinbarer Igel hervor, rieb die Schnauze an den Stufen des Throns und sprach: „Es ist vermessen, hoher Herr, gegen eine solche Mehrheit das Wort zu führen, aber ich glaube einen Gedanken zu haben und wenn du erlaubst, will ich ihn äußern.“ Salomo erwiederte gütig: „Freundchen, wir sind ja beisammen um zu berathen. Zu welchem Ergebnis könnten wir gelangen, wenn nicht Jeder seine Meinung redlich sagen wollte. Du bist nicht nur berechtigt, du bist verpflichtet uns deine Meinung mitzutheilen. Rede frei!“

Der Igel faßte ein Herz und sprach langsam aber deutlich: „O Salomo! Erstreckt sich die Wirkung des dir angebotenen Trunkes auch auf deine Nahen und Lieben, auf deine Frauen und Kinder, auf deine Helfer und Freunde, oder nur auf dich allein? Im ersten Falle, denk ich, thätest du wohl dich zum Trinken zu entschließen. Im zweiten Falle, wenn du nämlich Alles, was dir lieb und theuer ist oder sein wird, immer wieder langsam hinsterben sehen müßtest, mein' ich, ist die lange Erdenlust, die dir der Trunk bietet, gleichwohl den ewigen Katzenjammer, den er nach sich zöge, nicht werth.“

Da rief Salomo: „Gut gesprochen Igel! Du trafst in's Ziel. Der Trunk Lebenswassers hier wirkt nur ausschließend auf mich allein. Ich aber will nach der Väter Weise hingehen, wenn meine Zeit um ist.“ —

König Kobad schwieg eine Weile sinnend.

Der Papagei dankte für die Belehrung und bat ihn dann: „Wenn du schon, erhabner Herr, nicht diese Frucht vom Lebensbaume essen willst, so lasse doch wenigstens einen ihrer Kerne in

gutes Erdreich setzen und das Pflänzchen, das hervorsprießt, sorgfältig pflegen, denn es wächst schnell zum Baume heran, dessen Früchte zwar nicht mehr die Lebensdauer verlängern, aber doch die Wirkung üben daß wer sie genießt, wäre er auch noch so alt, die ihm übrige Zeit auf Erden in jugendlicher Kraft und Gesundheit zubringt und sich bis an sein Lebensende wie neugeboren fühlt."

Da der Papagei recht sehr bat und in den König drang, erlaubte dieser daß einer der Kerne des Goldapfels in seinen Garten gesetzt und für die Pflege des zweiblätterigen Pflänzchens, das bald erschien, ein eigner Gärtner bestimmt werde. Nie lohnte eine Arbeit besser als die dieses Mannes. Das Bäumchen wuchs überaus schnell und schön heran. Der Gärtner ließ sich auch keine Mühe sauer werden, jätete, begoß, säuberte die Pflanze von wuchernden Nebentrieben, entfernte alles schädliche Gewürm mit sorgsamer Hand und hatte bald die Befriedigung bei Hofe melden zu können daß das Bäumchen armdick und zur Mannshöhe gediehen sei und daß er nächstens einige reife Früchte abliefern werde.

König Kobad war ein rüstiger Fünfziger, der sich im Allgemeinen recht wohl befand, aber gewisse Anzeichen eines herannahenden Alters stellten sich bei ihm allmählich doch schon ein. Wenn er sich z. B. im Spiegel besah, war ihm als ob zwischen seinem eignen Auge und dem ehemals so rabenschwarzen Haupt- und Barthaar des Spiegelbilds ein leichter Nebel zöge oder als ob der Spiegel an der Stelle, die Bart und Haare zeigen sollte, matt zu werden und zu erblinden anfange, dafür aber einzelne Linien und Falten der Stirne immer rücksichtsloser und mit einer beinahe rohen Deutlichkeit wiedergebe. Als die Meldung des Gärtners in die Kammer gelangte, war der Papagei hocherfreut, sprach dem Könige von nichts mehr als den herrlichen Wirkungen, die der Genuß dieser Früchte auf ihn üben werde, und erschöpfte sich in Lobeserhebung und Anpreisung derselben. Am nächsten Tag erschien der Gärtner und brachte

einen sehr appetitlich aussehenden, rothwangigen Goldapfel. Man legte ihn auf einen silbernen Teller und ein Diener trug die Frucht gerade in den Saal, wo sich der König mit seinen Wesiren und Räthen befand. Als diesen bekannt wurde woher der Goldapfel komme und welche Eigenschaft er habe, wässerte jedem Einzelnen von ihnen der Mund recht sehr darnach. Sie waren aber alle brave, redliche Leute, und drangen alle einstimmig in den König, nur ja gleich herzhaft zuzulangen. Könige haben jedoch, wie Jedermann weiß, zuweilen göttliche Eingebungen, die dem Rest der Menschenkinder vorenthalten sind, und eine solche hatte auch diesmal König Kobad. Er sprach: „Es ist klar daß ich von der Frucht nicht essen kann, bevor sie Jemand kostet.“ Im Augenblicke trugen sich vom ersten Wesir bis zum jüngsten Rathe, ja bis zum Diener, der sie auf dem Teller hielt, alle Anwesenden als Vorkoster an und bewarben sich tumultuarisch um diese Ehre. Der König gebot Ruhe, ließ aus dem Staatsgefängnis einen alten Mann, der eines Mordes überwiesen und zum Tode durch das Schwert verurtheilt war, bringen, und hieß ihn den Apfel kosten. Er hatte ihn kaum angebissen, als ihm das Antlitz schwoll, es wurde gelb, dann grün, dann blau, er sank zu Boden, zuckte noch einmal und war leblos. Schauder und Entsetzen bemächtigte sich der Versammlung, die der König aufhob, um sich in sein Gemach zu begeben. Am Wege berieth er mit sich selbst, was mit dem Papagei zu thun sei, der ihm allem Anscheine nach höchst verrätherischer Weise nach dem Leben strebe. Er trat in die Kammer, erzählte ihm den Vorfall und sprach: „Rede nun! Was that ich dir, um solchen Dank zu verdienen?“ Der Papagei war anfangs wie vernichtet. Zögernd und tief beschämt erwiederte er endlich: „Herr! Mein Leben ist in deiner Hand. Gott weiß daß ich nur dein Bestes wollte. Ich flog selbst in's Schattenland, pflückte die Frucht selbst vom Lebensbaume, kenne die Eigenschaften des aus ihren Kernen gezogenen Baumobstes seit früher Kindheit und begreife

nicht wie das geschehen konnte, was du mir erzählst. Hier waltet ein Dunkel, das ich nicht zu durchschauen vermag. Übereile nur nichts. Laß uns den Baum besichtigen, noch eine Frucht pflücken und ihre Wirkung an irgend einem lebenden Wesen versuchen. Der schwere auf mir lastende Verdacht werde erst gehoben. Dann thue was du willst. Mir ist am Leben nichts mehr gelegen, seit ich erfuhr wofür du mich hältst."

Der König ließ nun einige Wesire kommen und begab sich mit ihnen, begleitet von Dienern, deren einer den Papagei im Bauer mittragen mußte, in den Garten zum bewußten Bäumchen. Als sie hinkamen, sahen sie in unmittelbarer Nähe desselben eine Schlange der giftigsten Art zusammengeringelt sich sonnen. Die Hinkunft von Menschen schien sie gerade genug zu belästigen, um sich langsam hinter die nächsten Gebüsche fortzuschieben, aber Spuren ihres Geifers ließ sie allenthalben auf dem Erdreich zurück. — Dem König war ordentlich wohl zu Mute bei dem Anblicke des Ungethüms. Man rief den Gärtner, damit er Auskunft gebe: wann und von welcher Stelle er die Frucht gepflückt habe. Er berichtete: er habe sie gar nicht gepflückt, sondern als er mit dem Frühesten den Baum besuchte, sei die Frucht am Boden gelegen, von da habe er sie aufgelesen und dann nach Hofe gebracht. — Diese Worte beruhigten den König sehr. Er brach mit eigner Hand nun eine Frucht vom Bäumchen und sprach zum ältesten der anwesenden Diener: „Willst du kosten?" Der Mann, der über sechzig Jahre alt sein mochte, griff alsogleich zu, aß den Apfel so schnell er nur essen konnte, und siehe da, seine grauen Haare wurden mit einem Male braun, die Runzeln und Falten seines Angesichts glätteten, die Wangen füllten und rötheten sich, die Glieder wurden leicht und beweglich, und er segnete mit klangvoller Stimme den König dafür daß er ihm seine Jugend wieder geschenkt habe. —

Nun blieb kein Zweifel mehr daß das Gift, an dem der Mörder

so schnell verschieden war, nicht von der Frucht, sondern von der Schlange herrührte. Der König that dem Papagei vor den Anwesenden Abbitte, brach den letzten noch am Bäumchen hangenden Apfel ab, verzehrte ihn mit dem selben guten Erfolge wie sein Diener vor ihm, und nun kam der Papagei allerdings endlich zu großen Ehren, denn seine Treue und Ergebenheit war klar am Tage und so unbezweifelt, als ich wünsche daß dir, Rachita, einst die meine werde. Aber jetzt versäume keinen Augenblick mehr endlich zu Mir Selim zu gehen."

Rachita eilte hinab, aber als sie das Hausthor öffnete, da sah sie schon die Sonne purpurfarben am östlichen Horizont hangen. Sie kam ihr vor wie ein giftiger Goldapfel und eilends zog sie sich zurück auf ihr Lager.

Zwölfte Nacht.

Rachita schlief sehr unruhig und warf das Haupt oft von einer Seite des Pfühls auf die andre. Sie träumte sie erwarte Jemand Abends und der Tag wolle kein Ende nehmen. Endlich schien es zu dunkeln — da erwachte sie, sprang vom Lager, schaute eilig durch die Lücken des Fenstergitters. O weh! die Schatten der Leute draußen waren zwerghaft kurz. Die Sonne stand noch senkrecht ober der Stadt. Nun war der schwere Traum wachend von vorne anzufangen. Am Ende kam doch der Abend und mit ihm die zerstreuende Sorge des Anzugs. Um die gewöhnliche Stunde gieng sie in vollem Staate, doch leidenden Aussehens, zum Bauer des Papagei's. Sie sprach wie in Gedanken vor sich hin:

Um die Rosen seiner Wangen
Ring' mit Dornen ich des Grams,
Klag': Mein Nachtigallverlangen
Nur durch jene Rosen kam's!

Ganz nahe bei ihm angelangt hob sie das Haupt: „Gnade! Mitleid!" flehte sie. „Rathe und hilf mir! Zu ihm will ich gelangen, doch soll außer ihm nie Jemand darum wissen."

Der Papagei versetzte: „Wie können Andre dich beirren? Bin doch ich der einzige Mitwisser deines Geheimnisses. Lasse dir nicht

die Gelegenheit wieder entkommen. Trachte schnell bei ihm zu sein. Ich habe heute keine Lust Geschichten zu erzählen. Nur ein paar gute Lehren will ich dir auf den Weg mitgeben. Höre und beherzige sie, so wirst du gut fahren, nicht heute allein, sondern oft noch. Also erstens und wichtigstens: Wenn du zu einem Geliebten wie Mir Selim gehst und es kömmt zwischen euch zum Gespräche und Gekose, so habe ja recht acht ihm deine Persönlichkeit durch nichts zu verleiden. Thue und sprich ganz wie du ihm an den Augen ansiehst daß er es haben will. Du bist eines wenn auch reichen Kaufmannes Frau. Er aber ist Kavalier. Edelleute haben unter sich eine eigenthümliche, übereinkünftliche Weise des Verkehrs, die ihnen über Leben und Seligkeit geht. Stößt man gegen sie an, so ist man für immer von ihnen gerichtet und verurtheilt. Hüte dich ja in deiner Rede vor zu kurzen und bestimmten Sätzen, wie z. B. „das ist nicht wahr" oder von einem Dritten sprechend: „Er ist ein Esel," denn in die Sprache der Edelleute übersetzt heißt jener Satz: „da mir mehre wesentliche Momente zur Beurtheilung dieser Sache fehlen, nimmt mich's nicht Wunder daß sie mir nicht klar ist," dieser aber: „Sein bisheriges Vorgehen veranlaßte mich schon manchmal zur Vermutung, er sei mehr Gefühls- als Verstandesmensch." Kurz, du mußt dich fein artig zu benehmen wissen, mußt bereit sein dich wie Binsen biegen und flechten zu lassen und darfst dabei einen Anstrich weiblicher Würde doch keinen Augenblick verlieren.

Zweitens endlich hüte dich ja außer mir irgend jemand in euer Geheimnis einzuweihen. Der Punct ist ebenfalls von ungeheurer Wichtigkeit. Deine Ruhe, dein Wohl und Glück hangen daran. Es würde dir sonst unfehlbar ergehen wie dem Wesirssohne, der sein Geheimnis seiner Frau verrieth und diese Voreiligkeit durch zu späte Reue nimmer gut zu machen vermochte."

Nachita wollte näheres wissen vom verrathenen Geheimnis.

Der Papagei erzählte:

(Das verrathene Geheimnis.)

„Im Lande Irak, in der Stadt Baßra, lebte einst ein reicher Kaufmann, Chodscha Hussam genannt, den einmal eine Handelsreise nach Indien führte. In den Hafen von * glücklich eingelaufen, lud er sein Schiff ab und fand am dortigen Markt für seine gute, gewählte Waare viel hitzige Käufer. Sie überboten sich nun nur mit Chodscha Hussam ein Geschäft zu machen, so daß er bald Alles mit übermäßigem Vortheile verkauft hatte. Nun besorgte er seine Rückfracht. Er lud allerhand indische Güter, die dort wohlfeil zu haben, in Baßra aber sehr gesucht waren, berechnete in seinen wohlgepflegten Bart schmunzelnd den bedeutenden Gewinn, den er schon in Händen hatte, und den noch größeren, der ihm daheim nicht entgehen konnte, und dachte: Da Chodscha Hussam diesmal so brav war, ist es nur billig daß er auch besonders belohnt werde. Er vereinigte am selben Abend einige Geschäftsfreunde zum Mahle. Als die Männer die guten Dinge verzehrt und die kühlenden Scherbete geschlürft hatten, nahm er das Wort: „Ich habe in eurem gesegneten Lande hier viel Gutes und Schönes an Zeugen und Stoffen, Früchten und Gewürzen, an Schmuck und künstlichem Tand gefunden und gekauft, um es in der Heimat wieder abzusetzen. Nun möchte ich aber selber auch ein Andenken an meinen Aufenthalt hier und an diese Reise bewahren. Ich sehe nicht auf den Preis. Nur müßte es etwas ganz Eigenthümliches, etwas höchst Seltenes sein, was in Baßra Niemand kennt und Niemand besitzt. Wüßtet ihr mir nichts Solches vorzuschlagen?" Die Freunde meinten daß gerade jetzt eine derlei als Andenken dienliche Merkwürdigkeit am leichtesten aufzutreiben sein werde. Es halte sich nämlich seit Kurzem in ihrer Stadt ein chinesischer Naturphilosoph auf, der dem Volke als ein Zauberer gelte. Dieser Mann verfertige mechanische Kunstwerke, wie man Ähnliches nie und nirgend zu sehen bekomme. Einer der Freunde

erzählte sogar: der Chinese habe sich in seiner Gegenwart einmal anheischig gemacht einen Papagei aus Holz zu schnitzen und gehörig zu färben, der nicht nur mit dem Auge von einem lebenden nicht zu unterscheiden sei und der nicht nur spreche wie jeder Andre, sondern auch vernünftig rede, hie und da gute Einfälle habe und zum Gesellschafter und Vertrauten völlig geeignet sei. „Er verlangt" fuhr der Erzähler fort, „ein ziemliches Stück Geld dafür, deßhalb hat auch noch Niemand hier einen solchen Papagei bei ihm bestellt. Jenen aber, die ihm ihre Zweifel an der Möglichkeit der Sache zu erkennen gaben, antwortete er: Ihr habt keine Ahnung von den geheimen Kräften, die in der Natur verborgen liegen. Auf die Sterne und den Geviertschein muß man sich freilich ein bißchen verstehen und wissen, um welche Stunde und wo das Holz zu suchen ist zu so einem Sächelchen. Bestellt nur erst den Papagei, und wenn ich ihn nicht liefere, dann zweifelt weiter."

Chodscha Hussam dankte vergnügt für die gute Auskunft. Die Freunde verabschiedeten sich. Er schlief noch über die Sache und gieng Morgens zum fremden Mechaniker, den Papagei zu bestellen. In vier und zwanzig Stunden hatte er ihn am Bord seines Schiffes und war höchlich zufrieden mit ihm, denn er sah gleich nach den ersten Worten, die er mit ihm wechselte, daß das hölzerne Thierchen sehr lieb, klug und herzig und die runde Summe in vollwichtigen Goldstücken, die er dafür hatte erlegen müssen, gewiß werth sei.

Die Anker wurden nun gelichtet. Ein günstiger Ost schwellte die Segel. Das Schiff lehnte sich rechts, schoß lustig vor dem Winde her und nach kurzer Reise war Chodscha Hussam wieder wohlbehalten bei den Seinen in Baßra.

Wer sich aber indessen seine Abwesenheit zu Nutze gemacht hatte, das war der Sohn des dortigen Wesirs. Er war ein sehr weibersüchtiger Mensch, hatte selbst drei Gemahlinnen, jede mit eignem Haushalt; doch sie genügten ihm nicht. Chodscha Hussams Frau hatte er

zufällig, als sie einmal aus dem Bade nach Hause gehend den Schleier lüftete, zu sehen bekommen, sich in sie verliebt, Mittel getroffen sich mit ihr in Verkehr zu setzen, und bei ihr Erhörung gefunden.

Chodscha Hussam erfuhr von dem Allen keine Sylbe, und der Wesirssohn, der ihn früher kaum beachtet hatte, benahm sich seit seiner Rückkehr sehr artig und freundlich gegen ihn, schien große Stücke auf ihn zu halten, lud ihn häufig zu Gastmahlen und in Gesellschaften zu sich und war dabei mit ihm immer die Liebenswürdigkeit selbst. Dem Kaufmanne gefielen die vornehmen Cirkel und der dort herrschende geläuterte Ton unendlich wohl. Einmal bei einem solchen Gelage geschah es, daß er von mehren Anwesenden aufgefordert wurde etwas von seiner indischen Reise zu berichten. „Ja freilich," stimmte der Herr des Hauses gleich mit ein, „freilich, du liebe Seele! Herr, du sahst und erlebtest dort sicher viel Merkwürdiges und stelltest zweifelsohne mit dem Scharfblicke, der dich kennzeichnet, die treffendsten Beobachtungen an. Gieb uns doch eines deiner indischen Reiseabenteuer zum Besten."

Chodscha Hussam fühlte sich sehr geschmeichelt dadurch daß aller Blicke auf ihn gerichtet waren und erzählte in selbstgefälliger Breite, wie er in Indien von einem fremden Künstler einen hölzernen Papagei erstanden und mithergebracht habe. „Das Thierchen" sprach er „rührt zwar nur Schnabel, Zunge, Kehle und Augen, ist aber ein Kleinod wie noch keines gesehen wurde, eine wahre Freude meines Lebens. Mit einem silberklaren Stimmchen giebt es vernünftig Rede und Antwort, weiß auf Alles guten Bescheid und ist immer lustig und bester Laune. Und Gedanken hat es, das kleine Thier, um die es Jedermann beneiden muß." — In der Weise sprach er noch lange fort. Anfangs hatten die Gäste über diese Mittheilung gestaunt. Nach und nach wurden ihnen die fortwährenden Lobreden Chodscha Hussams auf seinen Papagei langweilig, endlich gieng man auseinander.

Am andern Morgen, nachdem Chodscha Hussam seinen Geschäften nachgegangen war, brachte ein Mann einen Brief für seine Frau. Er wurde ihr ins Gemach getragen. Sie erkannte die Schriftzüge des Wesirssohnes und las: „Mit vielen Grüßen melde ich, daß ich ein Mittel ersonnen zu haben glaube das eheliche Band, das dich an deinen Mann kettet, zu lösen, um dich heirathen zu können. Laß dem Mann, der diese Zeilen bringt, den künstlichen Papagei Chodscha Hussams zeigen, und bringt man dir in einigen Tagen ein Konterfei des hölzernen Redners, so lasse ihn selbst dem Überbringer ausfolgen, das Ebenbild aber an seine Stelle in das Bauer setzen." Gefertigt waren diese Zeilen nur „der Bekannte".

Ihr Herz schlug vor Entzücken über die Nachricht, sie befahl den Mann, der den Brief hergetragen hatte, alsogleich in Chodscha Hussams Besuchzimmer zu führen, und vernahm später daß er dort eine Weile beim Bauer des Papagei's stand, ihn genau von allen Seiten betrachtete, Maße nahm und sich wieder entfernte.

Der Wesirssohn frohlockte im vorhinein und war des Gelingens seiner Pläne so gewiß, daß er am selben Tag auf Besuch bei der dritten, jüngsten und schönsten seiner drei Frauen, für deren Reize er noch am wenigsten abgestumpft war und die er in seiner Weise sogar recht gern hatte, unter andrem Geplauder auch sagte: „Ich muß dir nur mittheilen daß ich jetzt eine geheime, sehr wichtige Sache im Gange habe, die hoffentlich prächtig ausfällt." Als die Frau dies hörte, schmeichelte sie ihm und quälte ihn so lange, bis er weiter eröffnete: „Ich werde nächstens im Besitz einer der größten Merkwürdigkeiten sein, die es je auf der Welt gab. Ich bekomme einen hölzernen Papagei, der spricht und zwar sehr verständig spricht, und das Beste dabei ist daß er nur einen gewöhnlichen aus Holz geschnitzten Papagei kostet, wie ihn jeder Schreiner liefern kann. Aber sage ja Niemand etwas davon und wahre mir nur das Geheimnis gut." Mit diesen Worten küßte er sie und gieng. Sie aber war eine

lebenslustige, junge Frau, der die Besuche ihres Mannes gleich nach der Heirat viel zu selten vorkamen und der seine Liebe viel zu kalt schien. Sie hatte deßhalb zur Entschädigung ein Verhältnis mit einem Manne Namens Ebulabid angeknüpft, welcher außerhalb Baßra in einer Klause wohnte und im Rufe großer Frömmigkeit stand. — Das Walten einer höheren Gerechtigkeit zeigte sich gewissermaßen darin daß dem Wesirssohn das, was er schändlicher Weise manchem braven Muselmann anthat, durch seine eigne Frau vergolten wurde. Kaum war er fort, so unternahm sie eine Wanderung nach der Klause und erzählte dem frommen Geliebten haarklein, was sie vom Geheimnis wußte. Lassen wir sie beisammen um Chodscha Hussam nachzusehen. Der war in die Basare gegangen, war dort dem Wesirssohn begegnet und von ihm gleich gegrüßt und angeredet worden: „Übermorgen, mein Theurer, gebe ich ein Gastmahl allen Großen und Angesehnen dieser Stadt. Du darfst nicht fehlen. Du bist die Zierde und der Schmuck meiner Cirkel.“ Chodscha Hussam bekannte sich glücklich der Ehre einer Einladung gewürdigt zu sein und versprach pünctlich zu erscheinen. — Als der Tag gekommen war, kleidete er sich schon am Morgen mit vieler Sorgfalt und ließ seiner Frau sagen ihn nicht zum Speisen zu erwarten, er werde vom Basar gleich zum Wesirssohne gehen, zu dem heute Alles, was vornehm sei, zu Gaste komme. Hierauf verließ er wichtiger Miene und gemessenen Schrittes sein Haus. Es war kein Viertelstündchen vorbei, als eine der Sclavinnen seiner Frau sagte, sie sehe den Mann kommen, der neulich den Brief gebracht und den Papagei des Herrn angesehen habe. Die Frau befahl: „Nimm dein Kopftuch über, gehe ihm entgegen, öffne ihm das Thor und bringe ihn gleich zu uns herüber.“ Als dies geschehen war, entließ sie die Dienerinnen und führte ihn durch eine kleine Verbindungsthüre in das Besuchzimmer. Er langte aus dem Busen seines Gewandes einen Papagei hervor, der an Größe und Gestalt, Farbe und Haltung dem indischen voll-

kommen glich, aber nur ein lebloses Stück Holz war. Sorgfältig wurde jener nun aus dem Bauer gehoben und durch das Ebenbild ersetzt. Den sprechenden Papagei aber nahm der Schreiner, hüllte ihn behutsam in ein seidnes Tuch, verwahrte ihn in seiner Brust, wurde hierauf entlassen, begab sich in den Palast des Wesirssohnes, übergab ihm denselben und erhielt für die geschickte Besorgung des Auftrages reichlichen Lohn.

Der Papagei hielt sich auch bei seinem neuen Besitzer recht wacker. Dieser, als er allein war, sah ihn nämlich neugierig an und sprach:

Dich hab ich jetzt   Es wird sich machen,

da erwiederte der Vogel schnippisch:

Man kann zuletzt   Erst sicher lachen.

Der Wesirssohn verschloß ihn nun in einen Schrein und begab sich Abends bester Laune in seinen Prunksaal. Zahlreiche Gäste versammelten sich. Es wurde schwelgerisch getafelt. Chodscha Hussam konnte sich nicht enthalten die Rede auf Indien und seinen Papagei zu bringen und ihn über die Maßen herauszustreichen. Da stellte sich der Herr des Hauses mit einem Male ungläubig und unterbrach ihn: „Aber Freundchen! Ich ließ dich neulich dein Wunderthier preisen, da ich dich selbst zur Rede aufgefordert hatte. Ich dachte, Alles was du darüber sagtest sei Scherz gewesen. Aber jetzt scheinst du mir im Ernste bemüht uns derlei läppische Possen glauben zu machen? Siehe zu, was du sprichst." Chodscha Hussam vermaß sich nun hoch und theuer daß er die lautere Wahrheit sage. Der Wesirssohn erwiederte lebhaft und ungeduldig: „So kömmst du mir nicht weg. Wenn du wahr sprichst, kann was ich dir jetzt anbiete, merke wohl auf, nur dein Vortheil sein. Ich mache mich vor allen diesen Herrn als Zeugen verbindlich dir, wenn du darthust wirklich einen solchen Wundervogel zu besitzen, d. h. nach Hause schickst und ihn herbringen lassest, so daß wir uns hier mit eignen Augen und Ohren von der Richtigkeit deiner Aussage überzeugen können, dir, sage ich,

nicht nur meine ganze bewegliche Habe an Baarschaften, Kleinoden, Hausgeräth u. dgl. zu überantworten, sondern auch mich nach deiner Wahl von einer meiner drei Frauen zu scheiden, damit sie nach Ablauf der gesetzlichen Frist die deine werde. Du hingegen übernimmst die Verpflichtung, wenn es sich erweist daß du ein eitler Prahler warst, der uns Fabeln erzählen und zu Hause auf unsere Kosten lachen wollte, dich von deiner Frau zu scheiden und sie mir zu überlassen."

Chodscha Hussam, der sich an seiner Ehre gekränkt und als Lügner verdächtigt sah, nahm alle Gäste zu Zeugen daß er den angebotenen Vertrag eingehe und bat daß man augenblicklich einen Diener nach seinem Hause um den Vogel sende. Es geschah. Bald erschien auch ein Diener mit einem Bauer, in dem ein grüner Papagei saß. Chodscha Hussam, den die Ähnlichkeit täuschte, rief: „Stellt ihn nur hieher, guter Mann! Stille ihr Herrn! Horcht! Gleich wird er sprechen!" Stumme Erwartung allerseits. Athemloses Schweigen. Auch der Papagei schwieg. Man geduldete sich eine ziemliche Weile. Der Papagei schwieg immer fort. Angst und Schrecken bemächtigten sich Chodscha Hussams: „Papageichen! Rede! Rede doch um des Himmels willen!" stotterte er hastig. Umsonst! Nicht der leiseste Laut war zu vernehmen. Er öffnete das Bauer, besah das Thier ganz nahe. Der Blick war gläsern, der Schnabel fest zugekniffen. Das Ganze war und blieb ein bemalter Holzklotz. Der unglückliche Kaufmann rief in Verzweiflung: „So bin ich durch Zauberspuck und Blendwerk geäfft, und der elende Chinese war doch ein Hexenmeister, dessen Spruch gerade jetzt seine Kraft verliert, wo meine Ehre am Spiele steht!" Das schallende Gelächter des Wesirssohnes und der Gäste, welches nun ausbrach, genügte Chodscha Hussam ganz aller Fassung zu berauben. Ersterem zugewendet rief er, das Bauer mit dem Vogel ergreifend: „Erlaubt, Herr, daß ich gehe, meine Pflicht werd' ich erfüllen," und verließ den Saal wie vom Satan getrieben. Zu Hause angelangt stellte er das Bauer in eine

Ecke des Gemachs und überließ sich den Ausbrüchen seines Schmerzes und seiner Verzweiflung, zerschulg sich die Brust mit den Fäusten, raufte sich Haare aus, weinte, stöhnte und ächzte die ganze Nacht. Als ihn seine Frau des Morgens in diesem Zustande fand und keinerlei Auskunft darüber, was ihm denn eigentlich widerfahren sei, erhalten konnte, verließ sie ihn und sandte um seine Mutter. Diese kam Nachmittag und erschrak heftig über ihren Sohn. Er schien jeden Augenblick sich ein Leid anthun zu wollen. Sie ermahnte ihn, versuchte ihn zu trösten und bewog ihn endlich mit vieler Mühe ihr den Grund seiner Verzweiflung mitzutheilen. Von der Sachlage in Kenntnis gesetzt sagte sie: „Mein armes Kind! dir kann freilich nur Gott helfen! Aber höre mich und folge mir. Thu ja nichts Unbesonnenes. Berathe dich erst mit Jemand, der deines Vertrauens werth ist. Vielleicht giebt's doch einen Ausweg aus der Klemme, in die du geriethst." Er schluchzte: „Ich kenne Niemand, dem ich mich anvertrauen könnte." — „So geh" sprach sie, „zum Schejch Ebulabid, der außer der Stadt seine Klause hat. Viel Leidende sind schon geheilt, viel Traurige getröstet von ihm heimgekehrt. Zeige ihm den Vogel hier, von dem du sagst daß er auf einmal seine wunderbaren Eigenschaften verloren habe. Er wird dir gewiß irgend einen guten Rath geben." Chodscha Hussam versprach seiner Mutter zum Schejch Ebulabid zu gehen, den er zwar nicht persönlich kannte, aber von dem er nur Gutes gehört hatte. Ein Paar Stunden fehlten noch zum Sonnenuntergang. Er machte sich alsogleich auf den Weg, fand auch den Schejch in seiner Klause allein. Er erzählte ihm seinen ganzen Unglücksfall, wies ihm den stumm und unbrauchbar gewordenen Papagei vor und sah seinem Ausspruche mit banger Erwartung entgegen, wie ein Verbrecher, der nicht weiß ob er gerichtet oder begnadigt wird, dem Urtheil entgegensieht. Der Schejch sprach: „Diesen Vogel kann ich nicht heilen. Der wird nie reden. Merkst du denn nicht daß dieser nicht der deine ist und daß man ihn dir aus-

tauschte?" Chodscha Hussam sperrte Mund und Augen weit auf. „Nun was giebst du mir, wenn ich dir deinen alten Papagei verschaffe?" Chodscha Hussam erwiederte: „Der Sohn des Wesirs hat mir vertragsmäßig seine bewegliche Habe und eine seiner Frauen nach meiner Wahl zugesichert, wenn ich ihm meinen hölzernen, sprechenden Vogel zeige. Verschafft ihn mir wieder, so steht euch alles zu Gebote, was mir vom Wesirssohne verfällt."

Der Schejch überlegte eine Weile und sprach dann: „Geld und Geldeswerth brauche ich nicht und nehme ich daher auch nicht. Aber die Einsamkeit hier behagt mir nimmer. Willst du, wenn ich dir zu deinem Vogel verhelfe, den Wesirssohn verhalten daß er sich von seiner jüngsten Frau scheide, und sie mir zur Hausfrau geben?" Chodscha Hussam schwor daß er es mit tausend Freuden thun werde, nur sehe er nicht ein wie ihm der Schejch seinen Papagei ausfindig machen wolle. Dieser aber wies mit den Augen nach einem Wandschrank und sprach: „Öffne!" Chodscha Hussam öffnete den Schrank und sah im obersten Fach seinen Papagei stehen, der freundlich auf ihn herabblickte und das wohlbekannte Stimmchen erhob:

Gelt, Chodscha Hussam,
Wie prächtig das kam?
Nun wünsche dir Glück
Und nimm mich zurück!

Chodscha Hussam, anfangs sprachlos vor Staunen, hielt den Schejch für einen Wunderthäter. Der Vogel, den wir im Palast des Wesirssohnes verließen, war von diesem, um zu vermeiden daß zufällig Jemand desselben bei ihm ansichtig werde, bevor ein Schiff aus Indien eingelaufen wäre, durch welches er ihn bekommen zu haben vorgeben wollte, zu seiner dritten Frau getragen und ihr anbefohlen worden, ihn auch selbst ihrem Gesinde nicht zu zeigen, sie aber hatte ihn gleich darauf in die Klause gebracht und ihrem Geliebten in Verwahrung

gegeben, meinend daß der Papagei vor neugierigen Blicken nirgend sicherer sein werde als eben da.

Chodscha Hussam eilte nun mit seinem Kleinod in die Stadt zurück, holte sich einige angesehene Männer, die gestern Zeugen seines Vertrages und seiner Beschämung gewesen waren, begab sich mit ihnen gerade in den Palast zum Wesirssohn, der mit einigen vertrauten Freunden, gerade denjenigen tafelte, die über Chodscha Hussam, als ihm das Unglück widerfuhr, am ausgelassensten gejohlt hatten. Als er den Kaufmann siegreicher Miene mit einigen großen Herrn in den Saal treten sah, erregte ihm dies eine unangenehme Empfindung. Chodscha Hussam gieng feierlichen Schrittes bis vor ihn, grüßte, nahm aus der Brust einen hölzernen Papagei und stellte ihn auf die schon geräumte Speiseplatte. „Was soll das?" herrschte aufgebracht der Wesirssohn. Chodscha Hussam legte den Zeigefinger an den Mund wie um Stillschweigen bittend.

Der Papagei blickte mit ein Paar klugen Äuglein auf den Herrn des Hauses. Auf einmal bewegte sich sein Schnabel, ein feines Silberstimmchen wurde recht deutlich vernommen:

Wer sich glaubt
Gar zu schlau,
Der möge wachen!
's ist erlaubt
Manchmal, schau,
Ihn zu verlachen!

Der Wesirssohn wußte weder was er sagen noch was er denken solle. Daß dies wirklich Chodscha Hussams Papagei sei war ihm klar, nur begriff er nicht wie ihn der habe wiedererlangen können.

Chodscha Hussam aber machte nun nicht viel Umstände. „Ihr edlen Herrn," sprach er, „die ihr Zeugen unseres Vertrages wart, ist nun mein gegebnes Wort gelöst?" Die Frage wurde einstimmig bejaht. „Nun, so seid auch Zeugen," fuhr er fort, „daß ich auf das mir verfallene Eigenthum der beweglichen Habe des verehrten Herrn

dieses Hauses Verzicht leiste, aber darauf bestehe daß die gerichtliche Scheidung von seiner jüngsten Frau alsbald vorgenommen werde. Der Wesirssohn mußte sich fügen. Er erhielt nicht nur nicht Chodscha Hussams Frau, sondern verlor auch jene seiner eignen Gemahlinnen, die ihm die wertheste und liebste war. Sie aber vermählte sich bald nach der Scheidung mit Ebulabid.

Du begreifst also, Rachita," schloß unser Papagei, „wie gefährlich es ist, ein Geheimnis zu verrathen und wie anders die Dinge gekommen wären, wenn der Wesirssohn gegen seine Frau reinen Mund gehalten hätte. Doch nun eile zu Mir Selim."

Rachita wollte fort, doch es war schon heller Tag. Seufzend kehrte sie um und legte sich schlafen.

Dreizehnte Nacht.

Die Stunden des Tages waren wie Schnecken vorübergekrochen. Als der schmale Mond ein spärliches Licht auf die Stadt warf, die Häuser wie ein verwischtes Bild grau in grau erscheinen ließ und die Zeit endlich gekommen war, trat die geschmückte Rachita abgehärmt und liebesiech an das Bauer des Papagei's und begann zu klagen. Doch plötzlich verstummte sie und sank wie bewußtlos zu Boden. Der Papagei war sehr übler Laune. Ehe er noch mit sich einig werden konnte, ob die Ohnmacht eine wirkliche oder nur eine eigens zum Behufe sein Mitleid zu erregen veranstaltete sei, erhob sich Rachita langsam, wie aus einer Betäubung erwachend und sprach mit gebrochner Stimme:

„Dies ewige Zurückgehaltenwerden von ihm wirkt nachtheilig auf meine Gesundheit. Ich komme immer zu dir um Trost und Heilung. Sie werden mir aber nie. Gieb mir doch einmal in bündigen Worten Auskunft. Soll ich gehen oder nicht? Ich werde dann schon für mich sorgen. Wenn ich einmal weiß daß ich auf dich nicht zählen darf, wird mein Entschluß bald gefaßt sein. Ich lege dir mein Gemüt bloß und du bleibst daneben ruhig sitzen und stellst behagliche Betrachtungen an. — Ach, hätte ich mich doch gar nie mit dir berathen, ich Unglückliche!"

Er erwiederte scharf und mit schneidender Kälte:

„O Rachita! Warum sprichst du mit der Zunge der Geläufigkeit die Worte des Unverstands. Du fühlst doch selber daß in einer so wichtigen Angelegenheit wie der deinen ohne Berathung zu handeln baare Thorheit wäre. Ein Mensch, sei er noch so klug und scharfsinnig, wenn er sich nicht rathen läßt und alles nur nach seinem Kopfe durchsetzen will, galt den Weisen von jeher nur als ein Thor. Einem Solchen helfen zu wollen war immer noch verlorne Mühe. Die Einzigen, die sich erlauben dürfen ohne frühere Berathung zu Werke zu gehen, sind die gekrönten Häupter. Warum aber? Weil sie und eben nur sie zuweilen Eingebungen von Oben haben. Ihnen tönt oft die Stimme eines unsichtbaren Engels in's Ohr, andern Sterblichen nimmer. 's ist einmal so die himmlische Gepflogenheit. Dagegen läßt sich keine Einsprache erheben. Wem eine Krone zutheil wird, dem wird mit ihr der nöthige Verstand die Rathschläge Untergebner entbehren zu können. Nur deßhalb geschah es so oft daß sich Könige über die Meinung ihrer Räthe hinaussetzten. Gewöhnliche Leute aber, die nicht mit Erleuchtungen bevorzugt sind, müssen fein dem ausgetretenen Pfade folgen und sich in Allem und Jeden hübsch berathen, sonst gelangen sie nimmer an's Ziel. Wie wäre es Huschmend, dem Wesir des Königs Tündru, ergangen, hätte er nicht die Meinung seiner vier Söhne eingeholt?"

Rachita frug seufzend: „Wie gieng dies her?"

Der Papagei erzählte:

(König Tündru und sein Wesir Huschmend.)

„In einem großen, weiten Lande gegen Aufgang herrschte vor vielen Jahren der mächtige und stolze König Tündru, für den die Verwaltung der weitläufigen Landstriche des Reiches ein treuergebner Wesir, Namens Huschmend, gerecht und ehrlich besorgte. Einmal

begab es sich daß der König seinen Sohn vermählen wollte. Er rief den Wesir und sprach: „Ich habe eine des Thronfolgers würdige Braut gefunden. Stelle die Hochzeit an. Sie übertreffe an Pracht und Aufwand, Jubel und Lustbarkeit Alles, was bisher gesehen und gehört wurde.“ Der Wesir berührte mit den Fingerspitzen seiner rechten Hand den untersten Saum des königlichen Gewandes, legte selbe dann auf's Herz, dann auf die Stirne und enteilte den Befehl zu vollziehen. Nun wurde das ganze Land in Bewegung gesetzt. Die Gilden der Kaufleute und Handwerker aller Städte sandten ihre Geschenke ein. Da erschienen massenhaft die zierlichsten Geräthe aller Art und Form, die herrlichsten Stoffe, Linnen feiner wie Spinnengewebe, schwere Atlasse von allen Farben und Farbenabstufungen, reich mit Gold und Perlen durchwirkte Brokate, Teppiche, auf welchen Blumen der paradiesischen Flur prangten, Vasen und Krüge vom feinsten China gefüllt mit Erstlingsfrüchten und Duftkräutern, alles mögliche Küchengeräthe, krystallne Flaschen, Becher und Schalen, große Ballen von Gewürzen und Spezereien, Balsam, Aloe, Ambra, Moschus, Narde in großen Vorräthen, Thronstühle, Kästen und Schemmel von eingelegter Arbeit, Silber- und Goldgeschirre zu festlichem und häuslichem Gebrauch, dann Staatswagen, Prachtpalankine, Sänften u. dgl. m. Huschmend ließ Alles ordnen und zur Schau legen, ferner verschrieb er aus der Fremde, um für die Volksbelustigung zu sorgen, was nur einen Namen hatte von Gauklern, Ringkämpfern, Taschenspielern, Seiltänzern, Kunstreitern, Schattenspielern, Wunderdoctoren und andern derlei fahrenden Künstlern. Unter den Gauklern war einer, auf den er viel hielt, der am rechten Fuße hüpfend mit der linken Kniekehle Ball schlagen und zugleich am rechten Augenzahn eine Leiter balanciren konnte. Dagegen machte einer der Kunstreiter sammt seinem Pferd rücklings galoppirend in gestrecktem Laufe mit demselben Purzelbäume, ohne aus dem Sitze zu kommen. Aber am meisten Erfolg versprach sich

Huschmend von einem Seiltänzer, der mit ausgestreckten Armen und in der Luft umgestürzt bloß auf den äußersten Spitzen seiner beiden kleinen Finger am gespannten Seile auf und ab lief. — Der Wesir verfertigte nun die Liste der Geschenke und der Ordnung beim feierlichen Aufzuge, in welchem sie in den für den Prinzen eben so prächtig als geschmackvoll neuerbauten Palast getragen, so wie aller Gastmahle, Beleuchtungen, Feuerwerke und andern Spectakel, die bei der Gelegenheit zum Besten gegeben werden sollten. Als er damit zu Ende gekommen war, gieng er zum König und überreichte sie. Er war zur unglücklichen Stunde gekommen. Der König war schlechter Laune. Den Grund seiner erhabnen Mißstimmung anzugeben ist eine schwierige Sache. Einige meinen er habe nach einer Stechfliege geschlagen, sie aber nicht getroffen und sich dabei an der Hand weh gethan, Andre behaupten er habe in seinem dunkelbraunen Barte ein Haar zweideutiger Färbung entdeckt, während doch erhoben ist daß er kurz vor Huschmends Eintritt eine Schale Wassers verlangte, und, da sie ihm eine Secunde minder schnell als gewöhnlich gereicht wurde, sie zur Einbringung des Zeitverlustes zu hastig leerte, was ihn fünf Minuten krampfhaft husten machte. —

Huschmend stand das verdiente Lob erwartend vor dem König, der die Liste einer genauen Prüfung unterzog. Nichts war vergessen. Ein Fest stand in Aussicht wie noch keines je gegeben worden war. Der König sann und sann. Es fiel ihm nichts zu bemängeln ein. Endlich sprach er:

„Geh' zum Meer und lade noch das große Meer zur Hochzeit ein! Jenem hohen, aufbrausenden Meere wird es gar nicht schaden, wenn es sich ein wenig in Bewegung setzt. Namentlich soll es auf die Hochzeitsgeschenke nicht vergessen. Du hast sieben Tage Zeit zur Bestellung meines Auftrages. Bin ich dann zufrieden mit dir, so sollst du belohnt werden wie es noch Niemand ward. Vermagst du aber deine Schuldigkeit nicht zu thun, so ist dein Kopf dem Schwerte verfallen."

Huschmend erblaßte, beugte sich zur Erde, gieng betrübt nach Hause, warf sich auf ein Sofa, sann, grübelte und ließ sich von seinen Gedanken martern. Seine vier Söhne waren eingetreten, ohne daß er sie bemerkte. Er rieb zuweilen seine Stirne und seufzte dann aus gepreßtem Herzen schwer auf. Endlich trat der Jüngste vor und bat ihn, nicht so traurig zu sein und den Brüdern und ihm doch mitzutheilen was ihn so schwer kümmere.

„Ach, seid ihr es, meiner Augen Trost,“ sprach Huschmend, „denkt was mir der König thut. Ich veranstalte auf seinen Befehl für den Prinzen die herrlichste Hochzeitfeier und wie ich ihm den Bericht darüber vorlege, sagt er: ich möge auch das Meer dazu einladen, es auf die Hochzeitgeschenke nicht vergessen lassen. Sieben Tage gebe er mir Zeit. Käme ich unverrichteter Dinge wieder, so habe ich es mit dem Kopfe zu büßen. Nun weiß doch Jeder daß man das hohe Meer nicht wie irgend einen großen Herrn einladen kann. Hätte ein Andrer als der König so gesprochen, so wäre ich überzeugt daß er Tollkraut gegessen habe oder wahnwitzig geworden sei. Wenn aber derlei blödsinnig klingende Worte aus dem Munde eines Königs kommen, so versteht sich von selbst daß sie sich immer an einen Hintergedanken hoher Weisheit, ersprießlicher Nutzanwendung, feinsten Scherzes oder urkräftigen Humors lehnen, welche Grundtöne von gewöhnlichen Ohren nur nicht gleich durchgehört werden. Auch hinter dieser Rede des Königs Tündru steckt sicherlich eine Feinheit. Sie klingt mir so ziemlich als habe er sagen wollen: Daß du mein jahrelang erprobter Diener bist, wissen wir beide. Daß du keinen Verrath begehen, keine Dienstnachlässigkeit dir zu Schulden kommen lassen wirst, für die ich dich schicklich zum Tode verurtheilen könnte, steht eben so fest. Andrerseits bin ich allmählich deiner überdrüßig geworden. Also siehst du selber ein daß ich dir diese oder jene unmögliche Leistung unter Androhung des Todes für den Fall des Nichtgelingens auferlegen muß, damit du dich bei mir nicht wieder

blicken lassest, denn sonst würde ich dich nie los. Was kann ich unter solchen Umständen thun als euch, meine Kinder, Gott befohlen sagen."

Die vier Söhne äußerten einstimmig daß König Tündru es mit der angedrohten Hinrichtung nicht so ernst gemeint haben dürfte: „denn," sagten sie, „so gegründet, Vater, eure Ansicht scheint, so konnte er euch ja, wäre ihm bloß darum zu thun sich eurer zu entledigen, gleich wie in einer Zornesaufwallung das Schwert durch den Leib rennen. Was braucht er lange nach Vorwänden zu haschen, er dessen Wille sein Gesetz ist." —

„Wohl bedürfen Könige" belehrte Huschmend seine Söhne „eigentlich keines Grundes um einen oder mehre ihrer Diener dem Tode zu weihen, doch pflegen sie in der Regel einen anzugeben, bloß weil es so Brauch ist, weil es die alte Sitte so erheischt. Ich stehe dem König Tündru gerade so gegenüber wie der Schöps jenem Löwen, der auch einen Grund angab bevor er ihn zerriß." Die Söhne baten um den Hergang und Huschmend sprach:

(Der Löwe und der Schöps.)

„In den Fabelbüchern der alten Weltweisen steht verzeichnet, daß einmal ein großes Schiff in der felsigen Bucht einer Insel strandete. Die Menschen, die darauf waren und aus dem Schiffbruche sich schwimmend retten wollten, giengen alle zu Grunde. Nur ein Schöps blieb lebendig am Wrack, der sich zwischen zwei Riffen einkeilte, stieg über eine bemooste Felskuppe ans Land, sah grünende Wiesen und schattige Wälder und sagte mit dem Ausdrucke des tiefsten Staunens nichts als: Mbä Mbääh! Er ließ sich die Gräser und Futterkräuter schmecken, weidete bis Sonnenuntergang, begab sich wieder an Bord zurück und wollte seine alte Lagerstätte einnehmen, als er am Gestade eine zahlreiche Gesellschaft lustwandelnd gegen das Schiff herkommen sah. In den Gauen und Wäldern der Insel lebte nämlich als unabhängiger Selbstherrscher ein Löwe, der den Tag über

gejagt, von seiner Beute mit seinen Gesellschaftern ein ausgiebiges Mahl eingenommen und ihnen dann einen Spaziergang am Ufer des Meeres vorgeschlagen hatte. Des Königs Blick fiel auf das Schiff. Er bestieg den Bord und ihm folgten die hohen Herrschaften und das Gesinde. Er besah sich die ganze Sache von allen Seiten. Sie gefiel ihm recht wohl. Der Schöps stand aus Ehrfurcht zitternd im Winkel bei seinem Lager. Der König erblickte ihn, sah ihn so demütig dort stehen und da sein Löwenmagen vollkommen gesättigt war, beschlich eine Regung schönen Mitleids sein edles Herz. „Ein Fremdling aus fernem Lande," erläuterte er gnädig seinen andächtig horchenden Wesiren und Kavalieren. „Ja wohl, ein Fremdling, wie schon der grobe weiße Pelz und der gänzliche Mangel eines Fettschwanzes genügend darthun. Er sei Uns willkommen. Sein Leben sei Uns heilig." Der Schöps hopste schleunig hin um des Königs breite Tatze zu lecken. „Wir verfügen" sprach der König, sich an alle Anwesenden richtend, „daß ihm fortan der Zutritt zu Unserer Person freistehe, und nehmen die Bestreitung seines Lebensunterhaltes gänzlich auf Uns." Der bei Hofe eingeführte Fremdling zog sich vergnügt in seinen Winkel zurück seine Gräser wiederzukauen. — Dem Könige gefiel es aber so wohl auf dem Schiffe, daß er sich dafür entschied sein Hoflager bleibend auf demselben aufzuschlagen, dort seine Rathsversammlungen zu halten und nur zur Jagd sich ans Land zu begeben. Der Schöps gieng fortan in des Löwen Gegenwart ab und zu und seine Formen wurden durch gründliches Abrupfen nahrhafter Kräuter immer schwellender, immer üppiger. Eines Abends begab es sich daß die Jäger ohne Beute nach Hause kamen. — Allgemeines Knurren der unbefriedigten Magen. Der Schöps kaute wieder in aller Stille. Der selbe Fall wiederholte sich am nächsten Abend. Der Schöps bemühte sich gar nicht wiederzukauen, aber es gelang ihm nicht. Als nun am Abend des dritten Tages der König und sein Jagdgefolge nach einer emsigen Streifpartie durch

die dichtesten Wälder und Gestrippe der Insel wieder leer, müde und hungrig nach Hause kamen, vereinigten sich die Wesire darüber daß die gewöhnliche Schöpsenkeule eine eben so gesunde als wohlschmeckende Speise sei. Sie traten vor den König und trugen ihm diese Ansicht vor. Er sprach: „Ich will mein Wort nicht brechen, mich mit unschuldigem Blute nicht beflecken, sollte ich auch darüber Hungers sterben." Die Wesire erwiederten: „Des Königs Worte sind geläuterte Weisheit und purer Verstand, jedoch ist seine geheiligte Person schon heute dem Hungertode nahe, und wenn es sich darum handelt diese zu retten, wie käme dagegen das Opfer des Lebens eines einzelnen Dieners in Betracht. Sagten doch schon die alten Weisen:

Wer zwischen zwei Übeln
Das kleinere wählt
Rasch ohne zu grübeln
Hat niemal gefehlt.

Und ist es nicht ein kleineres Übel wenn jener Schöps zu einem Zweckessen verwendet wird, zu einem Essen, welches den Zweck hat uns alle vom Hungertode zu retten, als wenn wir alle zu Grunde gehen?"

Diese Rede schien dem König vernünftig. Er beschloß den Schöps dem Tode zu weihen und sann auf einen schicklichen Vorwand. Da kam dieser gerade von der Weide und gieng am Löwen vorüber nach seinem Winkel. Der König dies gewahrend schrie ihn an: „Ei du sinnloser Schöps! Wirst du dich denn gar nie bei Hofe anständig benehmen? Du gehst weg und kömmst wieder, stehst auf und legst dich nieder, gerade als ob es so sein müßte. Weißt du daß du dich erfrecht hast mein Hoflager zu bestauben?" Der unbefangene Schöps erwiederte: „Des Königs Hoheit beliebe doch nicht so unverständig zu scherzen. Wie soll denn auf einem Schiffe, das halb im Meere steht, ein Staub entstehen?"

Der König war auf diese Antwort nicht gefaßt und schwieg.

Hofmarschall Fuchs sprang aber rechtzeitig schwänzelnd hinzu mit den Worten: „Ei sinnloser Schöps! Dein Benehmen ist empörend. Giebt es eine größere Verruchtheit als die Rede eines gekrönten Hauptes Lügen zu strafen? Siehe zu daß wenn du noch einmal das Maul öffnest deine Entschuldigung nicht abermals hochverrätherischer ausfalle als die Schandthat selber, die an dir haftet, gleich der Ausrede jenes Pferdejungen, die ärger war als sein Verbrechen." Der König wünschte den Fall zu hören. Hofmarschall Fuchs erzählte:

(Die Ausrede des Pferdejungen.)

„Ein Pferdejunge stand eines Abends in seinem Stall. Er hörte Jemand nach Hause kommen und die Treppe hinansteigen. Diese war völlig dunkel, doch glaubte er am leichten Tritt die Frau seines Herrn zu erkennen, bei der er hoch in Gunst stand. Er sprang behende hinzu wie er zu thun gewohnt war wenn die Frau nach Hause kam, unterstützte die hinaufsteigende Person unter dem Arm und konnte sich schon auf der halben Stiege nicht mehr enthalten ihr die Wangen zu kneipen, wobei seine Finger einem mächtigen Schnurr- und Backenbarte begegneten. Oben im erhellten Raume angelangt erschrack er heftig als er sah daß die auf der Stiege gegebenen Zeichen von Zärtlichkeit seinem Herrn, einem griesgrämigen, eifersüchtigen kleinen Manne zu Theil geworden waren. Der Stallknecht stotterte nun um sich zu entschuldigen: „Herr, verzeiht mir um des Himmels willen! Ich hätte mich bei meinem Leben nicht unterstanden so etwas zu thun, hätte ich ahnen können daß Ihr die Treppe hinaufgiengt, doch ich glaubte sicher zu sein Eure Frau am Tritte erkannt zu haben." —

„Gerade wie dieses Stalljungen Ausrede," grinste der Hofmarschall, „so war auch die deine, du Schöps, ein ärgeres Verbrechen als das was sie zu rechtfertigen tölpisch versuchte."

Dem Könige genügten diese Inzichten. Er schritt zur Handhabung der Gerechtigkeit und der wohlgenährte Fremdling wurde zerrissen und verspeist.

Seht ihr, meine Söhne," meinte Huschmend, „gerade so ergeht es mir. Die unselige mir auferlegte Einladung des Meeres ist nur der Vorwand zu meinem Verderben."

Die Söhne aber bemühten sich den Vater zu trösten, zu begütigen und zu widerlegen. Sie sagten: „Könige sind zur Vergeltung, Strafe und Züchtigung nicht immer aufgelegt. Weißt du doch selbst daß Verzeihung und Milde zu üben ihr schönstes Vorrecht ist. Auch können sie alten, treuen Dienern nicht lange zürnen. Scheinen sie ihrer auch einmal überdrüßig, so ist dies nur eine vorübergehende Laune, die nicht lange nachhält. Nur Widerspruch vertragen sie nicht, weil sie gewohnt sind daß ihnen Groß und Klein, Vornehm und Nieder huldige und gehorche. Mutet daher ein König wie Tündru einem Diener wie dir eine Unmöglichkeit zu, so hast du, dünkt uns, nur den redlichen Versuch zu machen ihm zu Willen zu sein. Reise zum Meer einstweilen, vielleicht hast du unterweges oder dort einen guten Gedanken wie sich die Sache ordnen lasse. Oder kömmst du, wie vorauszusehen, unverrichteter Dinge zurück und trittst mit dem Berichte woran die Sache scheiterte vor ihn, so ist zu hoffen daß er den guten Willen für die That nehmen und dir nichts Leides thun werde."

Huschmend folgte dem Rathe seiner Söhne und reiste zwei Tage in gerader Richtung meerwärts. Er nahm die Nacht zu Hülfe und mit Sonnenaufgang des dritten Tages lag es vor ihm das große, schöne, blaue Meer als wollte es sagen: Komm her an meinen Busen!

Komm her und gieb deine Glieder mir,
Dein Herzlein sterblich und wund.
Ich flüstre kühlende Lieder dir
Und schließ deiner Sorge den Mund!

Huschmend war müde und schläfrig. Sein Zelt war bald am Gestade aufgespannt. Das Meer unterhielt sich in langen, flachen Wellen runde Kieselsteinchen bald heran bald zurückzuschwemmen, und das tactförmige Geräusch des Wellenschlages versenkte ihn in tiefen Schlaf.

Er träumte er sehe den Meergeist, einen edlen hohen Greis, aus den Fluten steigen. Er kam freundlich zu seinem Zelte heran, stellte sich vor ihn und sprach: „Du kömmst mich zur Hochzeit bitten, Huschmend, und meinst ich soll die Geschenke nicht vergessen? Nun, ich will dir was zu Liebe thun. Meine Geschenke sollst du gleich erhalten und Tündru, dem Könige, meinen Gruß sagen. Er möge entschuldigen wenn ich selber beim Fest nicht erscheine!" Damit zog sich der Greis zurück und verschwand in den Fluten.

Huschmend erwachte und rieb sich die Augen. Er wußte nicht ob er geträumt oder den Besuch des Meergeistes wirklich erlebt habe, denn, siehe da, am Eingange des Zeltes standen drei große Koffer und an einen der Zeltstricke war ein reich aufgezäumtes Pferd höchster Schönheit angebunden. Huschmend rief seinen Leuten. Sie lagen alle im tiefen Schlafe, er mußte sie selber aufwecken. Keiner konnte Auskunft geben woher das Pferd und die drei Koffer gekommen seien. Diese wurden nun vorsichtig geöffnet. Einer enthielt lauteres Gold, der zweite eitel Juwelen, der dritte Prachtgewande. Huschmend, der mit dem ersten Blick ermessen hatte daß der Inhalt der Koffer und das Pferd zusammen werthvoller seien als Alles was für den Prinzen zu Hause bereitet war, kam außer sich vor Freude, zog heim, brachte dem Könige die Bescheerung, meldete die Entschuldigung des Meeres und verhehlte auch nicht wie er anfangs entmutigt gewesen sei und daß ihn nur der Rath seiner Söhne bewogen habe die Bestellung des königlichen Auftrages zu versuchen.

Tündru war sehr zufrieden mit Huschmend, er sprach: „Ich wollte dich nur prüfen. Da es aber Gott anders gefügt hat und du wirk-

lich etwas zu Stande brachtest, so sei auch eines dieser vier Geschenke dein Lohn. — Wähle! Welches dir am Liebsten ist sei dein!"

Huschmend bat daß er auch hierüber seine Söhne zu Rathe ziehn dürfe. Der König ließ sie vor sich kommen, ließ ihnen das Pferd vorführen, hieß sie den Inhalt der drei Koffer besichtigen und forderte sie dann auf dem Vater zu rathen.

Sie prüften, dachten, wählten und der Älteste sprach:

„Vater, nimm das Gold! Gold ist ein Talisman, mit dem man leicht Pferde, Juwelen und Kleider erlangt. Das Pferd ist heute lebendig, aber es kann morgen todt sein und dann wärst du verkürzt. Die Juwelen dienen nur als Schmuck und Zierath. Sie sind ein todter Werth. Die Kleider werden schnell durch Abnützung zum alten Trödel. — Gold aber, Gold! Das ist die wahre Essenz. Es altert nicht, es braucht nicht todt zu liegen und stirbt nicht. Drum, Vater, nimm das Gold!"

Der Zweite sprach:

„Vater, nimm die Juwelen! Du bist eines mächtigen Königs Wesir und hast des Geldes genug. Juwelen aber wie diese sind nirgend zu finden, nicht in den Schatzkammern aller Könige des Erdenplans. Drum, Vater, nimm die Juwelen!"

Der Dritte sprach:

„Vater, du wähle das Pferd! Das Pferd, nach dem Menschen das schönste Geschöpf, ist dem Manne der kräftigste Freund. Was nützt dir im Schlachtengewühle das Gold, was Edelgestein, was Talar? Zu Pferd nur erreichst du den fliehenden Feind. Drum, Vater, du wähle das Pferd!"

Der Jüngste sprach:

„Vater, nimm die Prachtgewande. Das Pferd ziemt dem Krieger und du bist ein Mann des Friedens. Gold und Juwelen aufzuhäufen ziemt dem Geizhals, du aber brauchst Dank der Huld des Königs danach nicht zu geizen. Die Prachtgewande, ziehst du sie an,

sind eine wahre Feier der Gegenwart, um die sich der Weise mehr als um das „Morgen" kümmert. Sie künden aller Augen des Königs Zufriedenheit, und die muß dir das Höchste sein. Drum, Vater, nimm die Prachtgewande!"

Der König war erfreut über die Reden der vier Jünglinge und sprach zu Huschmend:

„Ich nehme das Geschenk, das ich dir zudachte, zurück und wünsche dir zu deinen vier Jungen Glück. Es sei einem Jeden das geschenkt worauf er deine Wahl gelenkt, und sie bleiben von heute alle Viere in meinem Dienst als Wesire."

Du hast hier, Rachita" sprach der Papagei „ein schlagendes Beispiel vom Nutzen der Berathung, und ich ertheile dir jetzt dringend den Rath zu Mir Selim zu gehen, denn er erwartet dich wahrscheinlich schon sehr lange."

Rachita kam wieder bis zum Öffnen des Hausthors und floh dann vor dem anbrechenden Tage schleunig in ihr Schlafgemach.

Vierzehnte Nacht.

Rachita erwachte früher als gewöhnlich. Sie nahm sich gleich vor nur an Mir Selim zu denken und hoffte damit leichter die Nacht zu erwarten. Unglücklicher Weise fiel ihr aber erst ein ihre Dienerinnen zu fragen ob der Tag jetzt überhaupt zu- oder abnehme. Da erhielt sie die traurige Nachricht, daß der längste Tag erst in drei Wochen falle. Das war zu hart. Sie entließ das Gesinde, warf sich in die Ecke ihres Diwans, schluchzte laut und fieng dann an aller Welt zu grollen — zu erst ihrem Manne, mußte er denn so lange wegbleiben bis sie sich in einen Andern verliebt habe, dann dem Papagei, erzähle er ihr denn nicht schon Nächte lang den abenteuerlichsten Unsinn nur um sie hinzuhalten, dann ihrem Geliebten, könne er ihr denn nicht wenigstens wieder einmal die häßliche Alte schicken, so erführe man doch was von ihm, dann sich selber, habe sie schwächliches Ding doch kaum den gestrigen Tag zu überleben vermocht, und nun den heutigen, der nach dem Bericht der verrätherischen Mägde noch länger sei, wie solle dazu Rath werden? — Indeß so ungefällig langsam die Sanduhr auch floß, am Ende kam auch diesmal der Abend, dann die Putzstunde, die nach gewöhnlichem Zeitmaß, Kämmen mit eingerechnet, bekanntlich 150 Minuten zählt, dann die rechte Zeit. Diese fand Rachita vor dem Bauer des

Papagei's stehend. Sie gab ihm eben die unumwundene Erklärung: „Wir bemerkten gestern deiner Geschichten halber gar nicht wie dabei die gute, schöne Zeit verfloß. Als ich dann gehen wollte war's zu spät. Ich wünsche derlei Versäumnisse für die Zukunft zu vermeiden. Da ich schon den Schritt, den ich vorhabe, nicht thun soll ohne mich mit dir in's Einvernehmen zu setzen, so erkläre also jetzt kurz: soll ich gehen oder nicht?"

Der Papagei erwiederte:

„Aber, schöne Frau! Warum verlierst du denn auch nur eine Secunde mit der Frage? Weißt du denn nicht daß wer die Gelegenheit nicht beim Schopfe erfaßt, leicht in Gelegenheit kömmt sich dafür selber am Schopfe zu fassen?

Die Wolken, sie wechseln, sie ziehen dahin,
Doch eilender wechselt der flüchtige Sinn!

Gehe ohne Säumen zu Mir Selim, dem du schon den Kummer so langen Harrens und Sehnens aufgebürdet hast. Beschränke dich aber nicht darauf mit ihm bloß zu kosen und zu schwatzen, sondern merke auch fein auf, was er sagt. Vermagst du die Nutzanwendung seiner Worte nicht selber zu ziehen, so bewahre sie wohl im Gedächtnis um sie mir wieder zu sagen, denn die Zunge bleibt immer die Dolmetscherin des Herzens. Ob Jemand ein Ehrenmann oder ein Wicht, ob er gut oder böse, wohlwollend oder übelgesinnt sei, ergiebt sich aus seinen Reden haarklein. Ich hoffe daß wir in ihm einen netten Mann, ja mehr noch, einen anständigen Kavalier kennen lernen werden. Sonst, sage ich dir aufrichtig, thäte mir's innigst leid ein zart aufblühendes Röslein wie dich in ein Distel- und Dornengestripp fallen zu sehen."

Rachita frug angelegentlich: „Ach, liebster Papagei, wie erkennt man denn aus Jemands Worten ob er ein netter Mann sei?"

Der Papagei sprach: „Dies läßt sich mit einiger Menschenkenntnis aus Jedermanns Rede recht leicht entnehmen. Glücklicher-

weise ist es ein Naturgesetz daß wer bloß den Ehrenmann spielt ohne einer zu sein, sich in kürzester Zeit, wenn auch nicht dem Sinne seiner Rede nach, doch wenigstens im Tone den er anstimmt oder in der Wahl seiner Ausdrücke verfänglich mache. Wie wäre sonst die Tochter des Königs von Rum dazugekommen jenem Bauer gegen die drei Pilgrime zu seinem Rechte zu verhelfen?"

Nachita wollte wissen wie sie dies bewerkstelligt habe.

Der Papagei erzählte:

(Der Bauer, die drei Pilgrime und die Tochter des Königs von Rum.)

„Ein armer Bauer pflügte einst sein Feld. Er ließ sich die Arbeit recht sauer werden. Der Schweiß rann ihm in großen Tropfen von der Stirne, denn das Feld war harter, steiniger Boden, dessen gewöhnlicher Ertrag kaum hinreichte ihn, sein Weib und seine vielen Kinder kümmerlich zu nähren. An jenem Tage aber war es als ob Jemand seine mageren Rinder mit einem üblen Auge angesehen habe. Sie brachten den Pflug kaum weiter, und auf einmal blieb die Pflugschar ganz stecken. Der Bauer erleichterte sich das Herz mit einem Kernfluche, nahm seinen Spaten um zu untersuchen, stieß auf etwas Hartes, grub nach und förderte ein stark verrostetes, eisernes Gefäß zu Tage, in dessen eine Habe sich die Spitze der Pflugschar festgerannt hatte. Er öffnete das Gefäß. Es enthielt Demante, Smaragde, Rubine und Zahlperlen seltenster Größe und Schönheit. Hocherfreut trieb er nun sein Gespann heim, zeigte seinen Fund der Frau und den Kindern, kündigte ihnen an daß sie von nun an aller Sorge enthoben seien und berieth mit einigen Freunden wie er die unverhoffte Glücksgabe am Besten zu verwerthen habe. Ein alter Nachbar meinte: „Die Perlen und Steine sind so schön und so groß daß sie hier Niemand auch nur beiläufig schätzen kann. Bringst du

sie aber in die Stadt und zeigst du sie den Sachverständigen, so wird man dich als Dieb verdächtigen. Die Sache wird vor unseren König kommen, der bei seiner Habsucht die Hand auf den Fund legt. Du gehst dann im besten Falle leer aus oder wirst gar noch eine Weile in Gefängnissen herumgezogen. Ich an deiner Stelle ließe mich die Mühe nicht reuen in's Nachbarland zum König von Rum zu reisen. Er gilt weit und breit für einen großmütigen, gerechten Herrn, der keinem braven Manne weh thun will. Dem bringe den ganzen Schatz als Geschenk dar und er wird dafür dir und den Deinen so viel Gutes thun daß ihr völlig zufrieden sein könnt." Dem Bauer gefiel diese Rede. Er nahm seine eiserne Urne und machte sich auf den Weg nach Rum. Am Abend vor dem Tage, an dem er die Hauptstadt zu erreichen hoffte, überholten ihn drei Pilger, die lachend und scherzend die Straße einherzogen. Nach den Begrüßungen und nachdem sich ergab daß das Ziel seiner Reise auch das der ihren sei, schloß er sich ihnen an und wünschte sich Glück so gute Gesellschaft gefunden zu haben. Den Pilgern fiel bald auf daß der Bauer öfter mit der Hand an die Brustfalten seines Gewandes griff, um sich wie es schien eines Gegenstandes zu versichern, den er da versteckt trug. Die Nacht brach ein. Herberge war keine in der Nähe, das Wetter war lau und mild, so lagerte man sich auf einen Rasenabhang unter einen Baum. Der Bauer, der ein tüchtiges Stück Weges zurückgelegt hatte, schlief bald fest und ließ sich die vergnüglichsten Dinge träumen von der Huld, mit welcher der König von Rum sein Geschenk aufnehme. Die Pilger gestanden sich nun gegenseitig ihre Neugier zu sehen was der schnarchende Kauz den ganzen Abend sichtbar vor ihren Blicken habe verbergen wollen. Sie holten demnach sachte aus seinem Gewand die Urne hervor, besahen den Inhalt, erklärten einstimmig daß dieser Schatz offenbar jetzt erst in die rechten Hände gelangt sei und verwahrten ihn alsogleich in einem ihrer Reisebündel. Als der Bauer des Morgens erwachte,

griff er nach seiner Brust. Der Schatz war fort. Er warf einen Blick auf seine Gefährten. Einer schlief noch, die andern wünschten ihm guten Morgen und fuhren dann fort unter sich ganz unbefangene Reden zu führen. Der Bauer dachte: „Meine Kleinode kann mir Niemand entwendet haben als diese drei Gesellen, die es nicht einmal für der Mühe werth hielten damit das Weite zu suchen. Sie denken wohl daß ich allein gegen sie nichts ausrichte. Fordre ich sie auf mir mein Eigenthum zurückzustellen, so verlachen sie mich, ja vielleicht erschlagen sie mich, um sich meiner für immer zu entledigen. Am Besten ist's ich thue nichts dergleichen und bleibe ihnen zur Seite, vielleicht kann ich mir dann in der Stadt Recht verschaffen." So gelangte die Reisegesellschaft im schönsten Einvernehmen nach der Hauptstadt. Der Bauer kehrte im selben Chan ein wie seine drei Genossen, gieng von da auf den Markt sich eine Bittschrift schreiben zu lassen, in welcher er die Absicht seiner Reise und den Diebstahl der drei Pilger angab und die er alsogleich dem Könige von Rum einsandte. Der ließ den Bauer vor sich kommen und den ganzen Hergang ausführlich erzählen. Dann wurden die Pilger geholt und ihnen die gegen sie anhängige Klage mitgetheilt. Sie läugneten dreist. „Ein Bauer" sagten sie „hat sich wohl gestern Abends uns zugesellt, wenn er aber derlei Fabeln vorbringt, so scheint er den Verstand verloren zu haben."

Der König ließ sie einstweilen in Haft setzen. Er versank nun in tiefes Nachdenken. „Wenn ich" dachte er „auf des Bauers bloßes Wort diesen Leuten weh thue, so vergehe ich mich vielleicht an Unschuldigen, lasse ich sie aber unbeirrt weiter reisen, so bin ich dadurch möglicher Weise ein Vorschubleister schaamloser Diebe, und wie werde ich eines oder das andre dereinst verantworten?"

Je länger der König nachdachte desto trüber wurde er gestimmt. Da trat sein Töchterlein Fehime, ein blühendes sechszehnjähriges Mädchen ein, küßte den Vater auf die Stirne, suchte mit der kleinen,

weißen, weichen Hand die Falten derselben zu glätten und frug endlich was ihn denn so traurig mache. Er erzählte den Fall. Fehime, nachdem sie ihm aufmerksam zugehört hatte, sprach: „Väterchen, überlaß mir die Entscheidung dieses Handels. Gieb mir nur ein paar Tage Zeit. Ich will sicher herausbringen wer die Wahrheit spricht, der Kläger oder die Geklagten.“ Der König kannte seine Tochter als ein scharfsinniges, schlaues Kind und gieng auf den Vorschlag ein. Die Prinzessin dankte für sein Vertrauen, begab sich in ihre Gemächer und ließ die drei Pilger vor sich kommen.

Als sie erschienen, redete sie dieselben huldreichst an: „Ihr seid von jetzt auf freiem Fuße. Verzeiht daß mein Vater, der König, durch die lügnerische Anklage eines Bauers getäuscht bald mit Strenge gegen euch verfahren wäre. Seit dem wurden genaue Erhebungen gepflogen und eure Unschuld hat sich sonnenklar erwiesen. So lange ihr euch in dieser Stadt aufhaltet wird es mich freuen wenn ihr mich täglich besucht. Ihr seid weitgereiste Männer, habt viel Merkwürdiges gesehen, viel Wissenswerthes erlernt, und ich wünsche recht sehr aus dem Umgange mit euch Nutzen zu ziehen. Habt ihr irgend ein Anliegen, so wendet euch nur gerade an mich.“ Die Pilger dankten der Prinzessin bestens für ihre Gnade und Herablassung, erschienen auch täglich auf ein Paar Stunden bei ihr und verkürzten ihr dieselben mit Reiseberichten, Erzählung von Abenteuern u. s. w. Als sie am dritten Tage zur Prinzessin kamen und ihr eine Weile von merkwürdigen Erlebnissen in fernen Landen gesprochen hatten, sagte sie: „Ihr seid so kluge und erfahrne Leute. Was denkt ihr denn von dem Fall, den ich euch vortragen will, über den ich mit mir selbst nicht ins Reine kommen kann und den ich auch von den Vielen, an die ich mich wandte, nie genügend beurtheilen hörte.“ Die Pilger baten um klare Darlegung des Fragepunctes und die Prinzessin sprach:

(Die Kaufmannstochter und der Gärtner.)

„In Damask lebte einst ein reicher Kaufmann, der eine wunderschöne Tochter Namens Dilfurus hatte. An einem Frühlingsnachmittag wollte sich diese einmal mit ihren Sclavinen im Freien erlustigen und gieng mit ihnen in einen großen, dem väterlichen Hause ziemlich entlegenen Garten lustwandeln. Die Mägdlein setzten sich unter einen Baum. Da fiel Dilfurusens Blick auf eine rothe Rose, die gar lieblich vom Aste eines hohen, schlanken Bäumchens auf sie herablächelte. Sie wünschte sie zu haben. Die Sclavinen eilten hin, langten nach der Blume, streckten sich auf den Fußspitzen, hüpften darnach, aber wo reichten sie hin und wo war die Rose? Sie zerstachen sich alle die Finger an den Dornen und kehrten mißmutig zur Herrin zurück. Diese aber rief mutwillig: „Wer mir die Rose bringt darf sich von mir etwas ausbitten, ich halte sicher Wort.“ Der Gärtner, ein junger Mann hoher Gestalt und edler Miene, der unbeachtet von den Mädchen den Vorgang mit angesehen und Dilfurusens Worte gehört hatte, sprang nun herbei, schwang sich auf die unteren Äste eines Aprikosenbaumes, erreichte von dort mit Leichtigkeit die schöne Blume, pflückte sie, ließ sich wieder zur Erde hinab und überreichte sie der lächelnden Jungfrau. Sie sah ihm forschend ins Antliz und sprach: „Nun Gärtner, was bittest du dir aus von mir?“ Er verbeugte sich und erwiederte: „Ich erbitte mir in deiner Hochzeitnacht bevor du des Bräutigams Lager theilst eine Zwiesprache mit dir hier in diesem Garten.“ Dilfurus sah sich noch einmal seine edlen Züge an und sagte: „Gut, die sei dir zugestanden. Ich will bei Gott, der Alles hört, mein gegebnes Wort nicht brechen.“ Hierauf verließ sie mit ihren Sclavinen den Garten und wandelte nachdenkend heim.

Einige Monde waren hierüber vergangen, als ihr Vater einmal in ihr Gemach trat und sprach: „Kind, du bist groß geworden. Es

ist Zeit daß wir auf deine Vermählung denken. Ich komme dir als künftigen Gatten Edib, den Sohn meines alten Geschäftsfreundes vorzuschlagen. Du sollst Gelegenheit haben ihn bevor du dich entscheidest zu sehen. Ganz Damask weiß nur Gutes und Löbliches von ihm. Ich lege deinen Gefühlen keinen Zwang auf, aber ich gestehe offenherzig daß du mir bei meinem schon vorgerückten Alter keine größere Freude machen kannst als die, seine Bewerbung anzunehmen." Sie besah sich dann ein paar Male durchs Fenstersieb den empfohlnen Bräutigam und erkannte in dem stattlichen Jüngling wieder jenen 10- oder 12jährigen Knaben, der noch zu Zeiten ihrer seligen Mutter ins Harem kommen durfte um mit ihr, der kleinen damals 6jährigen Dilfurus zu spielen. Er sah noch immer so gutmütig und treuherzig, so gesund und blühend aus wie in jener Zeit. Dilfurus begab sich demnach zum Vater und erklärte daß seine Wahl die ihre sei. Nun wurde die Verlobung vorgenommen, dann die Hochzeit mit all dem Gepränge gehalten, das nicht fehlen darf wo reicher Leute Kinder einen Ehebund schließen. Der Tag gieng vorüber, die Nacht kam heran. Man führte Dilfurus bräutlich geschmückt in Edib's Gemach und ließ sie bei ihm. Da fiel ihr ein daß sie geschworen habe in der heutigen Nacht jenen Gärtner aufzusuchen und ihm eine Zwiesprache zu gewähren. Sie nahm keinen Anstand alsogleich Edib von der Verpflichtung, die ihr obliege, zu verständigen. Er sprach: „Thue wie deine reine Seele dich thun heißt. Du kannst nur Gutes wollen und der Himmel wird dich schützen." Dilfurus gieng noch mit dem bräutlichen Schmucke angethan fort. Die Nacht war dunkel. Beim ungewissen Sternenlicht verfehlte sie ihren Weg und kam ins Freie vor Damask hinaus. Da sprang ein hungriger Wolf auf sie zu. Sie hielt sich für rettungslos verloren und wandte den Blick um Hülfe nach oben. Der Wolf stand witternd mit vorgestreckter Schnauze zum Sprunge bereit vor ihr. Nun bat sie ihn flehentlich: „Lieber Wolf! Laß mich nur mein Wort lösen! Thu

mir den Seelenzwang nicht an meineidig werden zu müssen. Willst du, so komme ich später wieder her, dann zerfleische mich wenn's dir gefällt." Der Wolf schien sich die Sache wohl zu überlegen. Da beschlich eine großmütige Regung sein Herz. Er gab seine Beute auf und verschwand ins nächtliche Grauen. Sie verfolgte ihren Weg, war aber nicht weit gegangen als ihr ein Räuber entgegenkam. Der dachte: Das trifft sich ja herrlich daß mir so ein Fang in die Arme läuft. Er wollte ihr gleich ihre Juwelen und kostbaren Überkleider nehmen. Sie fieng zu weinen an, sagte ihm wer sie sei, wie sie dazu komme hier nächtlich zu wandeln, wie ihr Mann großmütig gewesen sei, wie sich der Wolf edel benommen habe und, beschwor ihn sie ihres Weges ziehen zu lassen, nur um ihr Versprechen zu erfüllen, dann wolle sie, wenn er es verlange, wiederkommen und ihm ihre Juwelen selber bringen. Der Räuber erwiederte: „Nicht so, mein Mägdlein! Dein Weg ist frei. So schlimm steht's um Schirkjar noch nicht daß er sich durch eine elende Bestie an Edelmut beschämen liesse." Sie wanderte eilig fort. Der Mond gieng auf. Nun war der Garten bald gefunden, auch der Gärtner. Er lag auf einer Bank, war eingeschlafen und schien zu träumen. Ein wehmütiges Lächeln spielte um seine Lippen. Sie rief: „Gärtner!" Er sprang auf und stand vor ihr, ein Bild hoher Männlichkeit. „Heute" sprach sie „ist meine Brautnacht, mein Gatte wartet daheim. Was hast du mir zu sagen?" Der Gärtner sprach mild doch ernst: „Ich habe dir zu danken daß du mir den Glauben an Menschenwerth, an Treue und reinen Sinn erhieltst. Ziehe hin. Gott schütze euren Bund!" Dilfurus kehrte heim und lebte viele, viele Jahre glücklich und gesegnet mit Edib. —

Nun habt wohl acht," sprach Fehime zu den drei Pilgern. „Über diese Geschichte, die in den Chroniken verzeichnet steht, erhob sich einmal die Frage: Wer von den Vieren lobenswerther gehandelt habe, der junge Ehemann, der Wolf, der Räuber oder der Gärtner?

Diese Frage ist es, die ich an euch richte, denn sie wurde mir bisher nie genügend beantwortet. Was sagt ihr?"

Der Eine sprach: „Edle Prinzessin, mich will bedünken daß jener Wolf, wenn er wirklich hungrig war, der sich einen so leckern Bissen entgehen ließ, entweder keine Zähne mehr hatte um ihn anzubeissen oder in seinen Muskeln nimmer die Kraft spürte sich einer so schmackhaften Beute zu versichern, kurz daß er altersschwach oder schon kindisch war, denn eine Handlungsweise wie die seine pflegt man in der Welt nicht als gütig oder edelmütig, sondern geradezu als dumm und blödsinnig zu bezeichnen."

Der Andre fiel ihm ins Wort: „Ach, reden wir doch nicht vom Wolf, der als unverständiges Beest nicht zurechnungsfähig sein kann. Aber der Räuber gefällt mir. Der Räuber, dessen Beruf ist sich mit fremdem Eigenthum zu bereichern und der eine mit Perlen und kostbarem Gestein bedeckte, in Prachtgewande gekleidete Maid unbeirrt fortgehen läßt, weil sie ihr Wort halten will, weil sie einem sauberen Gärtnerburschen ganz unabsichtlich wie es scheint ihre Jungfrauenschaft verpfändet hat: ist so ein Räuber nicht hochkomisch?"

„Der Räuber" sprach jetzt der Dritte „scheint mir noch lange nicht so albern als der Gärtner. Denkt euch nur" wandte er sich an die zwei Vorsprechenden „eine laue, stille Mondnacht, weit und breit keine lästigen Zeugen, eine unternehmende Jungfrau, die für die Hoheit männlicher Gestalt, für den Adel der Züge und die Melancholie des Lächelns empfänglich ist, die klopfenden Herzens da steht, und er schickt sie nach Hause zu einem Andern. Ja, so eine Unschuld nennen wohl alle Männer dieser Welt baare Thorheit, und ich wüßte mir keinen einfältigeren Mann vorzustellen als diesen Gärtner, wenn nicht die Palme des Unsinns dem Bräutigam selber gebührt, der seine Liebste aus dem Brautgemach zu einem Andern sendet um zu warten ob sie ihm dieser unversehrt zurückschicken werde."

Fehime dankte für die Auskunft, entließ die drei Pilger, eilte zu

ihrem Vater und sprach: „Lasse die drei Fremden, die gerade aus meinem Gemache gehen, ins Gefängnis werfen. Sie haben den Schatz des Bauers sicherlich gestohlen."

Der König befahl ihre Verhaftung. Man sandte in den Chan um ihre Reisebündel, untersuchte sie und fand in jedem derselben in ein hübsches Päckchen zusammengebunden ein Drittel des Inhalts, und in einem derselben auch noch den Deckel der Urne, die sie dem Bauer entwendet hatten. Der König von Rum ließ nun den Dieben die verdiente Strafe werden, nahm des Bauers Geschenk gnädig an und sorgte für ihn und die Seinen all ihr Lebtage königlich.

Du entnimmst hieraus, Rachita, wie viel sich aus eines Menschen Reden errathen läßt und fühlst wie wichtig es dir sein muß auf die deines Geliebten acht zu haben. Doch um dies thun zu können mußt du vor allem mit ihm zusammenkommen. Drum beschleunige nun deine Schritte."

Rachita schlüpfte die Treppe hinab, öffnete das Thor, da sah sie einen langen, garstigen, frechen Streif des unverschämtesten Sonnenlichts vor ihren Füßen sich recken. Sie schlug das Thor wieder zu und gieng schmollend zu Bette.

Funfzehnte Nacht.

Rachita schlief lange und hatte beim Erwachen die Tochter des Königs von Rum in lebhafter Erinnerung. Sie beneidete die Prinzessin um den Scharfsinn, mit dem sie die Reden der Pilger beurtheilt, um die Sicherheit, mit der sie dieselben des Diebstahls beschuldigt hatte. Sie beschäftigte sich nun damit sich ihren Geliebten sprechend vorzustellen und aus den ihm von ihr selbst in den Mund gelegten Worten Folgerungen auf seinen Charakter zu ziehen, die alle zu dem Schlusse führten daß er ein edler, herziger Prachtjunge sei, ein wahres Kleinod unter allen Männern. Dies beruhigte sie indessen nicht, denn der Gedanke: „Wie aber, wenn er anders spricht als ich erwarte" war doch zu nahe liegend. Ihre Phantasie versetzte sie endlich in eine fieberhafte Aufregung. Die Sclavinen hatten Abends beim Anziehen, das Rachita sonst mit wähligster Genauigkeit zu überwachen pflegte, leichtes Spiel, sie ließ sie gewähren, gieng als die Stunde gekommen war zum Papagei und sprach:

„O Freund, deine Worte sind meinem Gemüte Nahrung, deine Reden sind meiner Seele Trost. Du sprachst gestern davon wie sich aus Jemands Äußerungen sein Inneres erkennen lasse. Ich gehe

nun zu meinem Liebsten, fürchte aber daß ich der Aufgabe ihn nach seinen Reden zu beurtheilen nicht gewachsen bin. Ich hatte noch gar wenig Umgang mit Menschen, sprach noch kaum je mit einem Fremden. Könntest du mir darum nicht irgend ein leichteres Mittel angeben ihn zu erproben? Denn prüfen will ich ihn, will mich auf Gnade und Ungnade nur einem Würdigen hingeben."

Der Papagei erwiederte:

„Die Weisen haben ein sehr einfaches Mittel erfunden eines Menschen Werth oder Unwerth zu Tage zu bringen. Vielleicht ist es in deinem Falle anwendbar. Wenn du bei ihm bist, so veranlasse ihn Musiker holen und aufspielen zu lassen. Das wird dich erheitern und ergötzen und giebt dir Gelegenheit Tiefblicke in seine Seele zu thun. Ist er für Musik und ihre Schönheiten wahrhaft empfänglich, dann ist er ein guter Mensch, dann kannst du mit ihm gefahrlos verkehren. Verhält er sich gegen sie gleichgültig, so ist er ein Mensch, dem der höhere Funke fehlt, eine gemeine Natur, mit der jede Berührung zu vermeiden ist. Stellt er sich aber nur als ob er Antheil nehme, schlägt er z. B. einen falschen Tact, schneidet er bei minderhübschen Stellen Gesichter, die sein Behagen ausdrücken sollen, und läßt die schönen Momente unbeachtet vorübergehen, dann laß ihn gleich laufen, dann ist er ein elender Schwächling, ein nichtswürdiger Schandgeck. Merke dir dies wohl. Es ist stichhaltig. Wie hätten sonst die Großen zu Esfahun des Thronfolgers Tauglichkeit zur Herrschaft, als er noch in der Wiege lag, zu prüfen vermocht?"

Rachita frug wie das hergieng. Der Papagei erzählte.

(Der Kronprinz von Esfahun.)

„Vor undenklich langer Zeit starb in Esfahun der greise König, der über hundert Jahre gelebt hatte und keinen männlichen Sprossen hinterließ als einen Urenkel, der noch an der Mutter Brust lag. Die

Großen und Angesehnen des Reiches beriethen nun. Sie meinten: „Wenn wir jetzt unsere Hoffnungen auf dies Kind bauen, es mit aller Mühe und Sorgfalt heranziehen lassen, seine Entwicklung überwachen, und es entspricht dereinst als Mann unsern Erwartungen nicht, so haben wir dem Lande einen schlechten Dienst erwiesen. Rufen wir hingegen Jemand anderen auf den Thron, der durch seine Geburt nicht dazu berechtigt ist, so laufen wir Gefahr daß er, wie dies bei Emporkömmlingen schon zu gehen pflegt, sich übernimmt, uns drückt und schindet, die Unterthanen aussaugt und auspreßt. Wenn wir nur etwas ausfindig machen könnten, eine Art Probe, die mit dem Knäblein anzustellen wäre, um uns darüber zu beruhigen daß es wirklich ein frisches, lebensfähiges Reis vom alten, edlen Stamme ist." Die Weisen und Philosophen, die Gelehrten und Doctoren des ganzen Landes wurden einberufen. Der Reichsrath theilte ihnen seine Verlegenheit mit und beauftragte sie ein Mittel zu ersinnen, wie man prüfen könne ob der kleine Prinz zum Throne befähigt sei. Die gelehrten Herrn tagten ein paar Male und hatten die lebhaftesten Verhandlungen. Die Einen schlugen vor: man solle die Menge der Milch, die er zur Nahrung nehme, vergleichen mit der Milchmenge, die andre Säuglinge seines Alters verzehren. Brauche er mehr, so werde er dereinst ein Genußmensch, ein Lüstling und schlechter Herrscher sein. Die Andern meinten: man solle die Schreie, die er täglich ausstoße, zählen. Schreie er öfter als andere Kinder, so werde er einmal ein unruhiger Kopf sein, der das Reich ins Verderben stürzen könnte. Die Ärzte und Naturforscher der Versammlung wollten durchaus die Absonderungen des Kindes chemisch untersuchen, um auf die Mischung seiner Säfte und sein Temperament Licht zu werfen, wurden aber von den Illuminaten und Metaphysikern alsogleich überstimmt. Endlich brachte eine große Majorität für das abzugebende Gutachten folgende Fassung siegreich durch: Man bringe so viele Kinder, genau seines Alters, als man aufzu-

treiben vermag, an einem Orte zusammen und lasse an demselben eine schöne Musik aufführen. Dann wird jenes der Kinder, das sich durch dieselbe am Angenehmsten erregt zeigt, am würdigsten sein dereinst den Thron zu besteigen. Die Großen und Angesehnen ließen sich dies zur Richtschnur dienen. In den Thronsaal wurden nahe hundert Wiegen, jede mit ihrem kleinen, lebenden Inhalte gestellt und dann eine einschmeichelnde, sanfte Musik gemacht. Die eine Hälfte der Kinder fieng alsogleich zu schreien an, die andre schlief unverzüglich ein. Nur der kleine Prinz fieng gleich nach den ersten Tönen an Händchen und Füßchen zu bewegen, und als die Musik dann einen heiteren, aufregenden Charakter annahm, ward er so lebendig in seiner Wiege daß er sie schaukeln machte. Hiermit war des Knäbleins Talent und Fähigkeit klar erwiesen. Der Reichsrath setzte einen Vormund ein, und als der Prinz später auf den Thron gelangte, beglückte er Land und Volk wie selten ein Herrscher.

Wenn du also Mir Selim keiner anderen Probe unterziehen willst, so stelle wenigstens diese mit ihm an ob er für Musik empfänglich ist. Du siehst daß man von jeher darauf hielt."

Rachita frug: „Ist die Musik so eine alte Erfindung?"

Der Papagei sprach:

(Erfindung der Musik.)

„Die Indier behaupten sie sei indischen Ursprungs. Ein Brahman habe in einem Walde zwischen den Ästen eines Baumes von der Luft getrocknete Eingeweide eines Affen gefunden, der wahrscheinlich von Ast zu Ast gesprungen war und sich dabei den Bauch aufgeschlizt hatte. Diese Eingeweide seien die ersten gespannten Saiten gewesen, die vorkamen, und erklangen, wenn der Wind darüber strich, in lieblichen Tönen. Der Brahman, hiedurch aufmerksam gemacht, habe dann eine Art Lyra verfertigt, deren Form und Bespannung später in allen Weisen geändert und fortgebildet wurde.



Die beglaubigtere Ansicht ist aber die, daß die Flöte das erste bekannte musikalische Instrument war, zu deren Erfindung der längliche, von einer Reihe kleiner, runder Löcher durchbrochne Schnabel des Vogels Phönix noch im grauen Alterthum Anlaß gegeben haben soll, da, so oft dieser Vogel ausathmete, aus seinem Schnabel verschiedne wunderbare Töne hervorklangen.

Doch lassen wir die Musik. Darüber sprechen ist eine müßige Sache. Musik muß man hören oder selbst machen. Gespräche darüber liefern wenig Ergebnis. Sie sind ein Meer, aus dem man nicht immer gleich zum Ufer findet. Inzwischen könnte es sich ergeben daß Said von der Reise zurückkömmt. Du würdest dann nimmer dazu kommen deinen Geliebten zu erproben und dies würde dir gewiß so leid thun als es dem Kater Purrmiao, nachdem es zu spät war, leid that daß er sich durch sein Söhnlein Kittipust im Amte hatte vertreten lassen."

Nachita frug wie das zugieng.

Der Papagei erzählte:

(Kater Purrmiao und sein Söhnchen Kittipust.)

„In Indien war eine schöne Gegend voll Blumen und Blüthen, voll Bäumen und Büschen, voll Hügeln und Thälern, voll Grotten und Klüften und sprudelnden Bächen. Schattige Forste hoben und grünende Matten senkten sich abwechselnd. Wild war so reichlich vorhanden wie nirgend. Dort herrschte ein Löwe als ununschränkter König. Alles reißende Gethier der Umgegend nahm Dienste bei ihm oder fügte sich seinem Befehle. Darüber vergiengen Monde und Jahre. Der Frühling seiner Jugend und der Sommer seiner Reife verstrichen und der Herbst seines Alters stellte sich ein. Da erschwachten allmählich seine ehemals so kräftigen Glieder. Augen und Zähne verloren ihre Schärfe. Er aß zwar noch mit gutem Appetit, um

aber mit der Verdauung zu rechte zu kommen mußte er immer schon sein Lager suchen und sich ein Schläfchen gönnen. Da geschah es dann daß sich im Schlafe seine Lippen öffneten und herabhiengen wie die eines Opiumfressers, und die Mäuse der Höhle, die sein Hoflager war, benützten diese Gelegenheit um aus ihren Erdlöchern hervorzukommen und sich die Überbleibsel des königlichen Imbißes zwischen seinen eignen Zähnen keck und flink hervorzuholen. Dies weckte ihn gewönlich auf. Er brüllte, schlug mit der Tatze nach einer oder der andern. Sie aber flüchteten sich und er konnte nie einer habhaft werden. Dann schlief er brummend ein um bald wieder auf ähnliche Weise gestört zu werden. Die Sache wurde immer verdrießlicher, denn das Mäusepack gieng in der Unverschämtheit so weit, den Weg über seinen geheiligten Leib zu nehmen und auf Seiner Majestät geradezu herum zu tanzen. Eines schönen Nachmittags kam der Wolf, den er mit den Functionen eines Wesirs betraut hatte und der frei zu und abgehen durfte, zur Aufwartung. Der Löwe klagte ihm über die Plage, die ihm die Mäuse täglich verursachten und ergoß sich in den bittersten Bemerkungen darüber daß und wozu es überhaupt Mäuse gebe. Der Wesir grinste theilnehmend daß des Königs Fall ganz der jenes Abbasiden-Chalifen sei und berichtete aufgefordert daß ein mächtiger Chalife in Bagdad, gerade als ein weiser Mann bei ihm auf Besuch war, unendlich von den Fliegen belästigt worden sei. Der Chalife, der sich der Fliegen nicht erwehren konnte, habe den Weisen gefragt wozu es denn Fliegen gebe. Er sehe den Zweck dieser unausstehlichen, Alles beschmutzenden Insecten nicht ein. Der Weise habe aber geantwortet: Der Schöpfer habe nichts umsonst erschaffen. Die Fliegen, wären sie auch zu nichts andrem gut, könnten doch z. B. ihm, dem Chalifen, als eine Andeutung der Ohnmacht aller irdischen Größe gelten, indem er, ein so mächtiger Herrscher, dessen Gebote sich ringsum Alles beuge, sich im Augenblicke von einem kleinen Schwarme so verächtlicher Dinger

überwunden fühle. „Übrigens,“ sprach der Wolf, der sah daß dem Löwen der Vergleich mit dem Abbasiden-Chalifen geschmeichelt und ihn etwas getröstet hatte, „übrigens läßt sich, wenn ich auch persönlich nicht abhelfen kann, die Sache vielleicht doch bemaßregeln. Mir fällt eben der Kater Purrmiao ein, den wir bisher, maßloser Genäschigkeit halber, dann weil der alte Sünder die Gewohnheit hat im Frühling die Gegend eine Viertelstunde im Umkreis mit seinen Liebesgesängen zur Verzweiflung zu bringen und überhaupt weil sich schon Viele beklagten daß er immer gleich nach den Augen kratze, zu nichts verwenden konnten. Wenn deine Herrlichkeit ihn trotz seines anrüchigen Charakters als Kämmerer zu Hofe ziehen wollte, denke ich daß er sich als der Situation gewachsen erweisen dürfte.“ Also wurde Purrmiao gerufen und ihm angeboten sich alsogleich als Kammerherr in Eid und Pflicht nehmen zu lassen. Nach den drei unvermeidlichen Katzenbuckeln, die er mit angeborner Eleganz abfertigte, fieng er leise an allerhand Redensarten zu spinnen von „wenn auch großer doch längst erwarteter Ehre,“ von „unverschuldeter Zurücksetzung trotz uralter Stammverwandtschaft.“ Der König meinte „Wie so?“ Purrmiao erwiederte: „Die Verwandtschaft geht eigentlich bis auf die Arche Noas zurück. Vorsündflutliche Katzen gab es bekanntlich nicht. Als aber die Thiere auf dem Schiffe von den Mäusen sehr viel auszustehen hatten, machte Noa mittelst eines Druckes auf das Haupt des Löwen aus dessen Nasenlöchern zwei Kätzlein hervorspringen, die dann die Mäuse der Arche im Zaume hielten und zu welchem dem Löwenhirne entsprungenen ersten Katzenpaare die von Purrmiao ihre Genealogie zurückführen.“ Der König, lächelnd über des kaum aus dem Staube hervorgezogenen Abenteurers Ansprüche auf einen Stammbaum, sprach: „Es soll Uns recht freuen, lieber Purrmiao, dich näher kennen zu lernen. Einstweilen kannst du keinen besseren Beweis deiner erlauchten Abkunft geben als den, während der Stunden unseres königlichen Schlafes die

nöthige Ruhe zu schaffen und herzuhalten." Der Wesir empfahl sich. Der König stärkte sich mit einem leichten Mahle, streckte sich auf's Lager und schlief ein, und Purrmiao hatte sein Amt zu verwalten. Purrmiao war aber ein practischer Kopf. Seine unläugbare natürliche Schlauheit und die diplomatischen Erfahrungen, die er auf vielen Streifzügen nach auswärtigen Höfen gesammelt hatte, waren mehr als ausreichend ihn keinen Augenblick darüber im Unklaren zu lassen daß er seine jetzige ehrenvolle und einträgliche Stellung nur dem Vorhandensein der Mäuse am königlichen Hoflager verdanke. Als daher die Mäuse aus ihren Löchern hervorkamen um die Lockspeise, die sie zwischen den Zähnen des mit offnem Munde schnarchenden Löwen gewahrten, zu holen, begnügte sich Purrmiao sie mit einem Sprunge nach ihnen oder mit einer sanften Maulschelle zurück zu scheuchen und machte sich zur Regel keine derselben todt zu beißen. — Als König Löwe nach einem Stündchen erwachte, fühlte er sich durch den gesunden, ruhigen Schlaf völlig gestärkt und äußerte seinem Kämmerer seine hohe Zufriedenheit. Diese vermehrte sich von Tag zu Tag und Purrmiao erfreute sich immer höherer Gunst beim Könige. Endlich kam der Frühling und mit ihm erwachte in Purrmiaos Seele manche jugendliche Regung, manche sehnsüchtige Anwandlung. Das Amt die Mäuse der Höhle zu bewachen wurde ihm in den schönen Mondnächten sehr sauer. Er sann hin und wieder, und als er eines Tages den Löwen bei recht guter Laune wußte, sprach er: „Wenn deine Herrlichkeit mir dringender Familienangelegenheiten halber auf ein Paar Tage gnädigst Urlaub geben wollte, so würde dadurch dem allerhöchsten Dienst kein Eintrag geschehen, denn ich könnte für die Zeit mein Söhnchen Kittipust, einen flinkhandigen, kleinen Junker, als Pagen herstellen und mir geschähe dadurch ein unendlicher Gefallen." Der König gab seine Einwilligung. Kittipust wurde von einer Wanderung nach Vogelnestern abgerufen, vorgestellt und gefiel höchsten Orts durch sein unbefangenes,

drolliges Auftreten. — Purrmiao reiste nun vergnügt ab und Kittipust hatte bald 'statt seiner Dienst zu thun. Die Idee im königlichen Dienst zu stehen regte seinen jungen Ehrgeiz mächtig an. Er war Diensteifer von der Schnautze bis zum Schwanz. So oft sich nur eine Maus blicken ließ, sprang er auf sie hin und fertigte sie mit einem scharfen Biß ins Genick für immer ab. Dies trieb er so emsig, daß schon am zweiten Tage von den vielen Mäusen der Höhle keine mehr am Leben war. Am Abend des dritten Tages, als Purrmiao von seinem Ausfluge ermüdet zurückkehrte, fand er den Löwen in der Höhle schlafend. An der Seite desselben war auch Kittipust eingeschlafen. Purrmiao weckte den pflichtvergessenen Pagen und wollte ihm eben über das Ungebührliche seiner Nachlässigkeit einen derben Verweis ertheilen, da sprach der Junker: „Gemach Vater, kommt nur mit." Hierauf führte er ihn außer die Höhle, zeigte ihm einen kleinen Hügel von Mäuseäsern und versicherte stolz „'s ist keine mehr übrig." Purrmiao einem Schlagfluß nahe stammelte: „Unglückskind! Und das hast du mir gethan? Geh' mir aus den Augen, du unbesonnener Laffe, du unverantwortlicher Ausbund der sinnlosesten Tölpelei! Mußte ich in meinen alten Tagen endlich zu Ehren und Verdienst kommen, um Alles wieder durch dich, dummer Junge, zu verlieren. Fort! Mir aus den Augen, Lotterbrut!" So zürnte und schrie Purrmiao, und da Kittipust beinahe zu gleicher Zeit auf beiden Wangen die väterliche Pfote brennen fühlte, verließ er eilig und betrübt das Hoflager, um die unterbrochenen Vogelnesterstudien wieder aufzunehmen.

Als König Löwe erwachte, war Purrmiao bei ihm und vernahm seufzend die Lobeserhebungen, die er dem Fleiße und guten Benehmen des jungen Kittipust spendete. Nach ein Paar Tagen aber geschah es daß der König an Schlaflosigkeit litt und Gelegenheit hatte zu bemerken, daß gar keine Mäuse mehr in der Höhle seien. Er ließ am folgenden Tage den Wesir Wolf kommen und äußerte:

„Ich sehe nicht ein wozu wir eigentlich noch Purrmiao besolden. Mäuse, die mich im Schlafe stören könnten, giebt es keine mehr hier. Was sagst du zu seiner Entlassung? Ihn länger hier zu behalten als gerade unumgänglich nothwendig ist, widerstrebt mir. Grausame, blutgierige Gemüter verletzen mich, und er hat gewiß alle die armen Mäuschen schonungslos mausetodt gebissen." — Der Wolf pflichtete dieser Ansicht bei und Purrmiao wurde seines Amtes entsetzt und vom Hoflager für immer verwiesen. — Er bereute den Rest seines Lebens sich auf sein Söhnchen verlassen zu haben. Aber die Reue kam zu spät und fruchtete nichts.

Ebenso, Rachita, wirst du einst, wenn Said zurückgekommen ist, umsonst bereuen, eine Nacht nach der andern den Besuch bei deinem Geliebten versäumt zu haben."

Sie machte sich eilig auf, kam zum Hausthor, öffnete es und sah den Morgen grauen. Darüber erschrak sie so heftig wie Purrmiao über den grauen Mäuseleichenhügel und zog sich ins Schlafgemach zurück.

Sechzehnte Nacht.

Als Rachita erwachte erinnerte sie sich der meisten Einzelnheiten der Geschichte, mit der sie der Papagei vorige Nacht hingehalten hatte. Da ihr aber der Ausgangspunct und die Nutzanwendung nimmer einfielen, wurde ihre Entrüstung wegen alten und jungen Katern und wegen Mäusen, die todtgebissen oder nicht todtgebissen werden sollten, Mir Selim nicht gesehen zu haben immer heftiger und steigerte sich bis zur Stunde des Besuches auf einen solchen Grad, daß sie zorngeröthet an sein Bauer herantrat und sprach:

„Pflichtvergessener Lügenvogel! Jede Nacht hältst du mich mit einer andern albernen Geschichte hin, raubst mir den Schlaf und vereitelst meinen Zweck. Ich komme um Rath und Aufmunterung zu dir und du sinnst nur darauf mir elende Hindernisse in den Weg zu schieben. Denkst du denn gar nicht daran daß ich die Sache kurz machen und dich deiner Papageiin nachschicken kann?"

Der Papagei sah Rachitas Zornesaufwallung, sah ein daß reden und schweigen beinahe gleich mißlich sei, weil zu fürchten stand daß man ihn im ersten Falle nicht anhöre, im zweiten ohne weiters erdroßle. Er entschloß sich mit äußerster Demut zu sagen:

„Ach Rachita! Was erwächst dir aus meinem harmlosen Dasein für ein Schade daß du es bedrohst. Ist denn mein Zweck ein andrer

als der deine? Auf was sinne und denke ich denn Tag und Nacht als wie du ihn erreichen kannst ohne dir Unannehmlichkeiten zu bereiten und ohne daß Jemand um dein Geheimnis erfahre? Mein Fehler ist nur der, daß ich keine Umwege nehme, nicht weiß was Complimente sind und meine Gedanken immer gerade und ehrlich heraussage. Und wenn ich Geschichten und Gleichnisse vorbrachte, so geschah dies gewiß nie ohne Bezug auf dein Verhältnis, gewiß nur um dich über manches aufzuklären, das zu wissen dir unumgänglich nothwendig war."

„Aufklären? Wissen? Unumgänglich nothwendig?" spottete nun Rachita. „Wie kannst du vernunftloses Geschöpf von der lieben Welt etwas wissen? Wie willst du begreifen was Liebe ist und wen darüber aufklären?"

Der Papagei erwiederte:

„Edle Gebieterin! Wie magst du nur mit solcher Rede deinen treuen Diener kränken? — Willst du dir denn selber ein Zeugnis geistiger Armut mit der Behauptung ausstellen: du habest Nächte lang sinnlosem Gewäsche zugehorcht? Sagten nicht die Weisen schon:

Merke nur was Jemand spricht,
Wer es spricht drum frage nicht.

Wie wäre es denn der Tochter jenes Großen in Chorassan ergangen, hätte sie den Rath jenes Fuchses nicht befolgt? Hätte die damals gedacht „Was mir ein unvernünftiger Fuchs sagt, brauche ich nicht zu thun," wie wäre sie dem Gelächter und Gespötte der Welt verfallen!"

Rachita wurde ein klein wenig sanfter und verlangte zu erfahren wie das hergegangen sei.

Der Papagei erzählte:



(Die Schöne und der Fuchs.)

„Ein König von Chorassan hatte einst einen Wesir, der Piri Memalik hieß, und dieser hatte einen Sohn und zwar einen Sohn ganz eigener Beschaffenheit. Wie nämlich der egyptische Josef immer als Muster und Vorbild aller männlichen Schönheit galt und gelten wird, so war als Gegenstück Piri Memaliks Sohn ein Ausbund und Muster der abschreckendsten Häßlichkeit. Er hatte einen unmäßig entwickelten Schädel mit struppigem, brennrothem Haar, glanzlose, blaßgrüne, auswärts schielende Augen, eine eingedrückte Nase, an der Oberlippe eine Hasenscharte, die untere hieng wulstig herab. Ein großes Feuermaal dehnte sich von seiner rechten Schläfe über das ganze pockennarbige Gesicht zum linken Ohrlappen. Überdies war er nach vorne und nach hinten ausgewachsen, säbelbeinig und plattfüßig. Für diese unschöne Außenseite bot auch sein Geist keinen Ersatz, denn dieser schien zu gleichen Theilen aus Dummheit und Bosheit zusammengesetzt. Selbst die zahmsten Hausthiere wurden, wie er sich ihnen näherte, scheu und ergriffen die Flucht. Das hinderte Piri Memalik, der außer ihm keinen Sohn hatte, nicht ihn schön und liebenswürdig zu finden, noch ihn, als er zwanzig Jahre alt wurde, mit einem wunderlieben Fräulein, der Tochter eines der Großen des Reichs, zu vermählen, deren Schönheit ebenso hervorragend war als die Häßlichkeit seines Sohnes. Wenn sie wie eine Cypresse schwankend sich aufrichtete und süß wie die Nachtigall flötet zu reden begann, setzte sie die Herzen aller jungen Leute, die sie sehen oder hören konnten, in Brand. —

Ein paar Tage nach der Hochzeit glaubte sie die Schrecken des Umgangs mit ihrem Gemahl und den fortwährenden Anblick seiner Häßlichkeit nicht mehr ertragen zu können. Er war an ihrer Seite eingeschlafen und schnarchte wie eine Sägemühle. Es war ungefähr Mitternacht und der Vollmond schien hell durch's Fenstergitter. Sie

erhob sich vom Lager, gieng in den anstoßenden Saal, der die Aussicht ins Freie hatte, und weinte bitterlich. Da ließen sich in der Ferne liebliche Töne vernehmen, die immer näher kamen. Endlich stand der Sänger, ein schöner, junger Mann, unter ihrem Fenster und sang mit klangreicher Stimme und vielem Ausdruck ein Liebeslied. Die Ärmste war alsogleich in ihn verliebt. Sie rief hinab, stellte ihm ihre Lage vor und beschwor ihn sie aus den Armen eines Scheusals zu retten. „Dazu“ erwiederte der Jüngling „kann leicht Rath werden. Nimm nur mit was du brauchst und komm herab zu mir, ich führe dich weit fort.“ Sie verschwand nun, gieng ins innere Gemach, zog schnell schöne Gewande an, nahm eine Menge Juwelen, kurz von ihren Habseligkeiten Alles was werthvoll und nicht schwer war zu sich, ließ sich, um das Gesinde und den Thorwächter nicht zu wecken, an einem Schal beim Fenster hinab, wurde in den Armen ihres neuen Geliebten aufgefangen und nun wanderten sie beide fort und lange fort, bis sie an das Ufer eines Stromes kamen, an dem sie weder Brücke noch Fähre zu entdecken vermochten. Tagesanbruch war nahe. Die schöne, junge Frau ängstigte sich sehr wegen der Verfolger, die, wie sie meinte, nicht lange ausbleiben würden. Der Jüngling that alles Mögliche, um sie zu beruhigen. Er sprach: „Ich bin ein verläßlicher Schwimmer und entkleide mich jetzt, thue desgleichen. Dann binde ich Alles zusammen, nehme es auf den Rücken und schwimme hinüber. Haben wir einmal die Kleider und Kostbarkeiten im Trocknen, dann komme ich wieder herüber dich abzuholen. Du brauchst im Wasser nur gerade hinter mir zu bleiben und dich mit den Händen an meinem Nacken zu halten, so wird es mir ein Leichtes dich schwimmend hinüber zu ziehen.“ — Die junge Frau schämte sich zwar sehr, aber was wollte sie thun. Der Plan ihres nunmehrigen Geliebten war doch besser als sich von den Eunuchen des Wesirssohnes wieder einfangen zu lassen. Nun wurde rasch zur Ausführung geschritten. Sie behielt nur ihren Kopfbund,

den sie, als der Jüngling ins Wasser gegangen war, auflöste, um ihre Lenden zu bedecken. Bald sah sie ihn mit kräftigem Armschlage die Wellen theilen und bald darauf mit dem trocknen Bündel jenseits ans Ufer steigen. Der Jüngling aber als er drüben war dachte: Was soll ich da zwischen Eheleuten Unfrieden stiften und mir die Rache eines großen Herrn an den Hals ziehn. Wenn sie nur die Frau wieder finden, werden sie mir des Bißchens Schmuckes halber doch nicht weiter nachschwimmen und nachlaufen. Drauf zog er sich gemütlich an, steckte die Kleinode der Geliebten zu sich, vergrößerte mit ihrem Schal seinen Turban, warf ihre Kleider in ein Gebüsch und gieng mit dem fröhlichen Bewußtsein einer sittlichen Handlung seiner Wege.

Nach einer kleinen Weile stieg die Sonne majestätisch empor und beschien am andern Ufer die jungen, nackten Glieder eines Fräuleins, das im Grase saß und laut schluchzte und weinte. In diesem Zustande gewahrte die Unglückliche einen Fuchs, der ein großes Bein zwischen den Zähnen haltend, an dem noch manch guter Bissen Fleisches hieng, wahrscheinlich um zu frühstücken ans Wasser kam. Da schnellte ein großer Fisch auf. Der Fuchs wollte seinen Speisevorrath bereichern und schleuderte das Bein nach dem Fisch, um ihn todt zu werfen. Es verfehlte ihn und wurde vom Strome mitgerissen und fortgeführt. Da schnitt der Fuchs ein so bittersüßes Wehmutsgesicht, daß die Schöne auf all ihren Schmerz vergessen und laut auflachen mußte. Nachdem dies geschehen war, sah sie keinen Grund ihre Gedanken zu verbergen und sagte ihm: „Füchse gelten sonst für schlau und listig. Wie konntest du denn was dir sicher war für das Ungewisse auf's Spiel setzen? Kennst du nicht der Väter Wort daß heute ein Ei besser ist als morgen eine Henne? Du scheinst mir zur Gattung der unschlauen Füchse zu gehören," und hierauf lachte sie abermals von ganzem Herzen.

Der Fuchs erwiederte kleinlaut: „Wie kömmts daß man, mit

Verlaub zu sagen, in naturalibus dasitzt und sich die Äuglein roth geflennt hat?"

Sie erzählte ihm ihre Verhältnisse und das nächtliche Abenteuer.

Nun war die Reihe zu lachen an ihm. Er ließ seiner Heiterkeit freien Lauf und sagte dann: „Dabei muß man wohl an die zwei Nachtwandler denken." Als sie wissen wollte was es mit diesen für eine Bewandtnis habe, erzählte er daß ein Mann einmal spät in der Nacht nach Hause gieng und auf der Straße einem Bekannten begegnete, den er ohne ihn zu grüßen gleich ganz ernstlich anrief: „Wie kömmst du um die Zeit daher, wenn keine ehrliche Seele mehr auf der Gasse ist!" worauf Jener antwortete: „Merke dir Freundchen, die dümmsten Dummköpfe sind die, welche so dumm sind sich selber zu schelten ohne es zu wissen!"

Die junge Frau erwiederte gereizt: Sie könne sich nicht erinnern je in ihrem Leben eine so kühle Anekdote gehört zu haben. Ihre finstre Miene hätte ihn beinahe verscheucht, schon begann er die Flucht zu ergreifen, doch auf einmal näherte er sich ihr wieder und sprach beschwichtigend: „Damit der guten Meinung, die du vom Verstande der Füchse im Allgemeinen zu haben scheinst, durch mich kein Eintrag geschehe, so höre meinen Rath. Die saubre Patsche, in der du dich befindest, ist dein eignes Werk. Dein Mann mag gut oder bös, hübsch oder häßlich sein, so lange euch nicht die Gerichte scheiden, bleibt er dein rechtmäßiger Mann, und du hast dadurch, daß du nach verbotnen Früchten Gelüste trugst, dadurch daß du ihm mit einem Andern entliefst dich ins Unrecht gesetzt, in ein Unrecht, wofür dich die anständige Frauenwelt auf mitleidigtheilnehmendem oder höhnischverächtlichem Wege all deine Lebtage die Stufenleiter aller Verzweiflungsgrade durchmachen zu lassen das vergnügliche Recht hat. Dies zu vermeiden hast du nur einen Ausweg. Stelle dich wenn deine Verfolger, die ich dort kommen sehe, da sind, wahnsinnig. Bringt man dich dann nach Hause, so schlucke

geduldig alle Arzneien, die sie dir eingeben, werde allmählich, aber nicht zu schnell, wieder vernünftig und die Sache ist gut.“ — Mit diesen Worten empfahl sich der Fuchs. Die Verfolger langten eben an. Die junge Frau sah zu ihrem Glück ein daß sein Rath Gold werth sei, spielte ihren Irrsinn meisterlich und es kam wirklich Alles so wie es der Fuchs vorhergesagt hatte.

Du siehst, Rachita,“ bemerkte der Papagei, „wie gut es war daß sie dem Rathe eines für vernunftlos geltenden Wesens Folge leistete.“ Er schien nicht aufgelegt weiter zu sprechen.

Sie aber glaubte in den Worten des Fuchses „weil du nach verbotnen Früchten Gelüste trugst und mit einem Andern entliefst“ eine unschickliche Anspielung auf ihr Verhältnis zu Mir Selim entdecken zu sollen und nahm selbe daher sehr ungütig auf. „Elender Intrigant!“ rief sie ihm erzürnt zu, „deine Schwindeleien werden immer handgreiflicher. Die Lästerzunge im Gelbschnabel verräth dich und sagt mir deutlich an daß du mich vom Besuche Mir Selims zurückhalten willst. Auch recht! Ich brauche weder ihn noch dich! Aber du sieh zu wie du lebendig davon kömmst!“ Mit dieser Drohung verließ sie ihn und legte sich nieder. Sie wälzte sich aber den Rest der Nacht auf ihrem Lager herum ohne daß sich der Schlaf einfand. Erst gegen Morgen genoß sie ein Stündchen unruhigen Schlummers.

Siebzehnte Nacht.

Bis wieder der Abend kam hatte Nachita alle Muße den gestrigen Vorfall zu überlegen. Sie machte sich Vorwürfe gegen den Papagei zu hart gewesen zu sein. Am Ende ist doch er, dachte sie, mein einziger Vertrauter, ist das einzige Wesen, dem ich meine Liebe klagen, mit dem ich von Mir Selim sprechen kann. Sie gelobte sich, ihm ihrer Heftigkeit wegen Abbitte zu thun und mit ihm hinfür gutes Einvernehmen herzuhalten. Zur gewöhnlichen Zeit begab sie sich also zu ihm und grüßte ihn freundlichst. Er hatte seit sie ihn letzte Nacht verließ in Todesangst geschwebt. Sie war ihm noch nicht nahe gekommen, als er schon zu seiner Beruhigung merkte daß sich ihr Zorn völlig gelegt habe. Er nahm daher gleich das Wort und sprach:

„Du Ideal der Dame wie sie sein soll! Wie ist's nur möglich daß du mich, deinen treusten Diener, kränken und verletzen konntest? Liegt mein Verbrechen vielleicht darin daß ich dein Vertrauter, der Mitwisser deines Geheimnisses wurde? Worin habe ich gefehlt, womit deine Härte und Grausamkeit verdient? Stelle meinem Betragen aus was du willst. Ich harre ja sehnsüchtig nur eines Winkes, um dir in Allem genehm zu sein!“

Nachita erwiederte mild:

„Entschuldige mich, ich weiß daß du es redlich meinst. Die Liebe ist's, die mich von Sinnen bringt, die mich bald dir bald mir selber zürnen macht. Verzeihe meine gestrigen raschen Reden. Sie thun mir herzlich leid und ich kam dich zu bitten daß du mir deine Rathschläge nicht vorenthalten und mir zum Gelingen meiner Pläne behülflich sein mögest. Ich habe zwar allen Grund zu glauben daß du meine Sache zur deinen machst, willst du aber alle Zweifel für immer aus meiner Seele bannen, so schwöre mir daß ich mich auf dich ganz verlassen kann."

Der Papagei erwiederte:

„Erhabne Freundin! Meine Treue ist eine solche, die sich durch Eide nicht befestigen läßt. Doch du verlangst meinen Eid und wenn er dich beruhigen kann, so vernimm:

So wahr als Turteltauben girren,
Als Schwalben schnellen Fluges schwirren,
So wahr als Sterne nächtlich funkeln,
Als Bäche murmelnd traulich munkeln,
So wahr als Morgens Hähne krähen,
Zephyre durch die Fluren wehen,
Die Engel nur im Himmel wohnen,
Gefühle nur im Herzen thronen,
Will ich nur deinem Dienst mich binden,
Zu deinem Besten Mittel finden!
Der Pflicht Gebot nicht ganz zu hören
Soll mich hienieden nichts bethören.

Ja sollte ich je eidbrüchig werden, so geschehe mir was dem Jünglinge geschah, der Chodscha Mansur's Gestalt annahm." —

Nachita erkundigte sich sogleich was dem geschehen sei.

Der Papagei erzählte:

(Chodscha Mansur.)

„In einer Stadt des Landes Habesch lebte ein reicher Kaufmann, der Chodscha Mansur hieß und in seiner Frau einen wahren

Schatz von Schönheit, Liebreiz und Anmut besaß. Man nannte sie Saliha (die Fromme) und es war schwer zu entscheiden, ob bei ihr leibliche oder geistige Schönheit überwiege. Der Ruf ihrer Schönheit war in der Stadt verbreitet, obwohl nur ihre wenigen Blutsverwandten sie je enthüllt gesehen hatten. Chodscha Mansur mußte einmal in Geschäften verreisen. Er ließ seine Bündel schnüren, umarmte seine Frau, befahl sie dem Schutze des Himmels und zog fort. In der selben Stadt hielt sich damals ein junger Mann Namens Fer'i auf, ein recht lockerer, wüster Geselle, der seiner Sinnlichkeit gewöhnlich die Zügel schießen ließ bis sie sich auf der Bahn der Gottlosigkeit und des Skandals mit ihm in die Sackgasse der Beschämung verrannte. Was ihm jedoch gestern geschehen war, das pflegte der Schamlose heute zu vergessen, ja er veranlaßte selbst öffentliche Tänzerinnen durch sein Betragen oft ihn um besseren Ton zu bitten. Als Fer'i die Schönheit Saliha's mehrmal rühmen hörte, fieng er Feuer und brannte alsbald lichterloh. „Das Ohr verliebt sich zuweilen vor dem Auge" ist ein gar altes Sprichwort und auf ihn fand es volle Anwendung. Nachdem alle seine Annäherungsversuche an der eingezogenen Lebensweise Saliha's gescheitert waren, fand er endlich eine empfindsame ältliche Dame, die sich für Geld und gute Worte herbeiließ in seinem Namen Saliha Eröffnungen zu machen. Sie begab sich zu dem Ende zu ihr und wurde empfangen wie ein fremder Besuch in einem anständigen Hause empfangen zu werden pflegt. Die Reden der Besuchenden liefen anfangs kreuz und quer, endlich nahmen sie eine entschiedne Richtung. „Ach wie glücklich bist du, schöne, junge Frau" sprach sie „und wie namenlos unglücklich bin ich. Wie mißlich ist meine Lage vor dir einen peinlichzarten Gegenstand in Anregung bringen zu müssen. Doch die Mutterpflicht gebietet und ich bin gedrängt bei dir meine Zuflucht zu suchen. Mein Pflegesohn Fer'i, ein lieber, reicher. hübscher und herziger Junge, der einzige Trost meines Lebens, die einzige Freude meines

Alters, härmt und grämt sich in Liebe zu dir ab, ist nur mehr ein Schatten seiner selbst und wird unfehlbar bald am gebrochnen Herzen sterben, wenn du dich seiner nicht mitleidig annimmst. — Denke nur wie leicht es dir fällt das junge, ehrliche Blut am Leben zu erhalten, und welches Verdienst du dir erwirbst einen Menschen vom Tode zu erretten. — Wie sollte dein Mann, der sich schon den Fünfzigen nähert, der abwesend ist und nie etwas zu erfahren braucht, hiedurch beeinträchtigt werden. Was thut es dem Meere wenn ihm eine Welle, was der Wüste wenn ihr ein Sandkorn abhanden kömmt? Laß mich nicht unerhört flehen! Gieb meinem armen Mutterherzen nur einen kleinen Hoffnungsschimmer."

Saliha hatte der mit großer Zungenfertigkeit vorgetragenen Rede der Alten bis hieher sprachlos staunend zugehört. Nun erhob sie sich, die Röthe edlen Unwillens im Antlitz von ihrem Sitze und rief: „Fort, schändliches Weib! Mache dich fort so schnell als du kannst! Dich schützt nur einen Augenblick noch das Gastrecht. Dann lasse ich dich wie du es verdienst durch meine Mägde mit Spülicht übergiessen und fortstäupen." Die Alte sah gleich daß dies Saliha's völliger Ernst sei und hielt es daher für gerathen sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen. Sie begab sich zu Fer'i, sagte ihm daß sie gar nichts ausgerichtet habe, auch nie in ihrem Leben so einem hartnäckigen, hochfahrenden Weibe begegnet sei, und rieth ihm sein Glück anderswo zu versuchen. Fer'i belohnte sie reichlich und schickte sie weg. Er sah ein daß er Saliha auf gewöhnlichem Wege nicht beikommen könne, war aber von jener Gattung Menschen, die sich durch Nichterfolg nicht gleich zurückschrecken lassen. Er hatte vor Kurzem von einem wunderthätigen Klausner in der Umgegend gehört. Durch diesen hoffte er nun seine Pläne zu fördern. Er begab sich zu ihm, stellte sich als habe er mit der Welt abgeschlossen, als wolle er sich bloß mehr dem beschaulichen Leben hingeben und bat als Diener aufgenommen zu werden. Der fromme Mann hatte bald

seine Freude an dem Eifer und der Andacht des neuen Lehrlings, und als einige Monde verstrichen waren und sie eines Abends im traulichen Gespräche beisammen saßen, sprach der menschenfreundliche Greis: „Edler Sohn! Ich bin ganz beschämt von der Selbstverläugnung, mit der du dich willig niedrer Dienstleistung bei meiner armen Person unterziehst. Ich kann dies länger nicht zugeben. Du bist noch zu jung um da bei mir abzuwelken. Geh' in die Welt und lebe mit den Menschen. Zu einem Leben wie ich es führe hast du noch in 40 Jahren Zeit. Ich will dir auch für deine Leistungen meine Dankbarkeit beweisen, nicht mit Geld — du weißt ich habe keines — aber einen Spruch will ich dich lehren, wenn du ihn vor dich hinsagst, so verwandelt sich deine Gestalt in die jedes beliebigen anderen Menschen, den du im Sinne hast. Der Spruch lautet: Ja hasa beddelni. Ich sage dir dies weil ich dich kenne und hoffe daß du nur guten Gebrauch davon machst. Hüte dich vor jedem Mißbrauch, denn er würde dich zu Schaden und Schanden bringen." Fer'i dankte dem ehrwürdigen Vater, sagte er wolle auf seinen Rath es wieder mit dem weltlichen Leben versuchen und empfahl sich vergnügt. Als er die Klause einige hundert Schritte hinter sich hatte, nahm er kraft seines Spruches die Gestalt Chodscha Mansur's an, eilte in die Stadt zu Saliha, erzählte ihr daß er auf der Rückkehr von seiner Reise im Gebirge von Räubern überfallen worden sei, die ihm alle seine Habe weggenommen und seine Diener erschlagen hätten. Mit genauer Noth habe er sein Leben durch die Flucht gerettet. Dann fieng er an über den schweren Verlust an Geld zu jammern. Saliha tröstete ihn: „Wenn du nur lebendig da bist, dafür sei Gott gelobt. Es bleibt dir noch genug zu neuen Unternehmungen. Wie schauerlich daß deine armen treuen Diener das Leben einbüßten!" Sie sprachen noch eine Weile. Er mußte von der Reise erzählen, und es war schon spät als er sich mit ihr schlafen legte und die Rechte eines Gatten üben wollte. Saliha hatte ihn schon länger scharf im

Auge. Sie dachte: Weiß Gott, ich habe meinen Mann vor mir und kann mich doch in ihm nicht zurecht finden. Er sieht völlig so aus und ist doch so ganz anders als sonst. Sie schützte einen Zustand vor, durch welchen sie sich für einige Nächte Ruhe verschaffen konnte. Als die vorüber waren und ihr scheinbarer Gemahl immer dringender wurde, stellte sie sich, da sie ihren Augen zum Trotz ihr Herz nicht beruhigen konnte, krank. Nun pflegte er sie, reichte ihr Arzneien und saß fortwährend zu Häupten ihres Lagers. So vergiengen sechs, sieben Tage, als eines Morgens der wirkliche Chodscha Mansur von der Reise zurückkam, sich augenblicks in das Gemach Salihas verfügte und da seinen Doppelgänger mit einer Arzneiflasche in der Hand bei ihrem Bette sitzen fand. Er sprang auf Fer'i zu, faßte ihn mit der Rechten am Barte, mit der Linken am Kragen und donnerte: „Mensch! Was suchst du in meinem Harem!" Der Andre aber schrie: „Zu Hülfe! Einbruch! Diebe, Räuber, Mörder!" Das Gesinde lief zusammen und sah zwei Chodscha Mansure, die sich in den Haaren lagen und gegenseitig schimpften und schalten. Der Lärm wurde immer ärger, keiner wollte nachgeben, endlich führte man beide vor Gericht. Der Richter sah sich die streitenden Männer an, die beide die selbe Klage führten, beide Schutz für ihr Hausrecht verlangten und sich auf's Haar gleich sahen. Er gebot ihnen still zu schweigen, sandte nach Saliha und bat sie um's Himmelswillen sich die Beiden zu betrachten und dann zu sagen welcher ihr rechtmäßiger Mann sei. Sie betrachtete beide lange und aufmerksam und schwor dann daß sie nicht im Stande sei es zu sagen. Der Richter war nun in großer Verlegenheit, die Anwesenden aber waren höchlich gespannt zu vernehmen welchen Spruch er fällen werde. — Glücklicher Weise war ein kluger Mann bei der Hand, der bat man möge ihm die Entscheidung übertragen. Der Richter ließ sich dies gern gefallen. Der Stellvertreter hieß nun die beiden Chodscha Mansure ins Nebengemach treten und nahm Saliha leise in besonderes Verhör. „Du

weißt" sagte er „daß was zwischen Neuvermählten in der Hochzeitnacht vorfällt, gewöhnlich von Beiden geheim gehalten wird, so daß nur sie Beide davon wissen können. Fällt dir gar kein Umstand aus jener Nacht ein, sei er auch noch so klein und unerheblich, den du uns mittheilen könntest und aus dessen Kenntnis sich ergeben müßte welcher der beiden Männer, die wir abgesondert vernehmen werden, dein Gemahl ist?"

Saliha sprach tieferröthend: „Als ich das Lager meines Gemahls das erste Mal theilen sollte, erinnere ich mich einen kleinen Schrei des Entsetzens ausgestossen zu haben, denn ich glaubte bei dem ungewissen Licht der Nachtlampe auf seinem Hemde am Hals einen großen Floh sitzen zu sehen. Ich bat ihn ja unbeweglich zu bleiben, griff nach meinem Pantoffel und führte damit einen kräftigen Streich nach dem Unthier, mußte aber dann sehr lachen weil ich bei näherer Untersuchung fand daß was ich für einen Floh gehalten hatte, nur ein kleines, rundes wie vom Stich einer großen Stecknadel hinterlassenes Loch im Hemde war. Auch mein Mann lachte sehr und neckte mich wegen der Tapferkeit, mit der ich gegen den Floh zu Felde zog." —

Saliha durfte nun abtreten, und die Reihe des Verhörs traf zuerst Fer'i. Er wurde aufgefordert genau die Umstände seiner Hochzeitnacht anzugeben und ergieng sich in einer so allgemein als möglich gehaltenen, aber schamlos schlüpfrigen Schilderung der Freuden, die er in jener Nacht genossen haben wollte. Darauf wurde er entfernt und Chodscha Mansur über den selben Gegenstand zu sprechen veranlaßt. Der fieng natürlich bei dem Floh zu erzählen an, der nur ein Loch in seinem Hemde gewesen sei. Die Wahrheit lag nun klar am Tage. Saliha wurde Chodscha Mansur ausgeliefert, Fer'i aber nach der vollen Strenge des Gesetzes bestraft. Man gab ihm hundert Peitschenhiebe und gebot ihm die Stadt unverzüglich zu verlassen.

Siehst du, Rachita," schloß der Papagei seine Geschichte, „Schimpf und Schande wie sie jenem Fer'i zu Theil wurden mögen mich treffen, wenn ich je vergessen sollte was ich dir schwor. Nun aber trachte dir die schöne Zeit zu Nutzen zu machen und begieb dich eilig zu Mir Selim, denn die einmal versäumte Gelegenheit läßt sich nie im Leben wieder einbringen."

Rachita eilte die Treppe hinab, öffnete das Hausthor, da schnitt ihr die Sonne vom östlichen Rande des Horizonts eine gluthrothe Fratze. Sie glaubte des gepeitschten Fer'i's Gesicht erblickt zu haben, lief die Treppe wieder hinan und warf sich auf's Lager.

Achtzehnte Nacht.

Den Tag über mußte sich Rachita so gut es gehen wollte die Zeit vertreiben. Abends kam sie zur gewöhnlichen Stunde zum Papagei. Sie sah ihn regungslos im Bauer sitzen und sprach lächelnd: „Ei du Schlafhaube! Mir scheint gar du wiegst dich schon in süßen Träumen."

Er erwiederte: „Edle Herrin! So gut wird mir nicht. Strenge ich doch fortwährend meine Gedanken für dich an. Ich habe mir eben deine Lage reiflich überlegt und glaube daß du nichts Klügeres thun kannst als zu deinem Geliebten zu gehen. Ich kann dann wenigstens ruhig sein und mir sagen daß ich treu und redlich zu deinem Glück mitwirkte, so wie Chalis und Muchlis ihrem Herrn, dem Prinzen von Babel, getreulich zu seinen Erfolgen verhalfen."

Rachita frug: „Wer waren die und was thaten sie?"

Der Papagei erzählte:

(Prinz Ferachbacht und seine Diener Chalis und Muchlis.)

„In Babel lebte einst ein greiser König, der zwei Söhne hatte. Der ältere hieß Humajunbacht, der jüngere Ferachbacht. Die beiden Prinzen liebten sich brüderlich. Als der König eines Tages die



Augen schloß um sie nimmer zu öffnen, bestieg Humajunbacht den väterlichen Thron und ließ bei Erhöhung seiner Würde sein Verhältnis zu seinem Bruder in der selben Innigkeit wie zuvor fortbestehen. Ferachbacht wohnte in einem eignen herrlichen Palaste an der Seite des königlichen, dessen schöne, umfangreiche Gärten von den anstoßenden des Königs nur durch eine die Gränze bezeichnende Schranke getrennt waren. Er hatte überdies eignen Hofstaat, eigne Beamten, eigne Dienerschaft, eignen Marstall, brachte aber den größten Theil seiner Zeit mit dem Könige zu, dem er die Hälfte der Regierungssorgen brüderlich abnahm und dem er in Mußestunden ein immer gleich heiterer und liebenswürdiger Gesellschafter blieb. Dies schöne Band brüderlicher Eintracht und Harmonie sollte wie Alles Schöne auf Erden nicht lange halten. Eines Tages kam ein Kaufmann aus fernen Landen zum Prinzen Ferachbacht und bot ihm einen milchweißen, schwarzgestreiften Esel zum Verkaufe. Ein solcher Esel war im Lande noch nie gesehen worden. Es gab viel weiße und viel schwarze Esel, aber keinen gestreiften. Der Prinz, froh zu einer Seltenheit zu gelangen, zahlte den verlangten Preis, ließ dem Thier einen reichen Sattel auflegen, es mit vergoldeten Zügeln aufzäumen und unternahm darauf Abends einen Spazierritt im Garten. Er war außerordentlich beliebt sowohl bei seinen als des Königs Dienern. Diese liefen denn alle zusammen und begrüßten gleichsam die Einweihung des gestreiften Esels mit dreimaligem Jubelruf. König Humajunbacht hörte den Lärm und erkundigte sich was es gebe. Man theilte ihm die Veranlassung des Geschreis mit. Er zuckte die Achseln und meinte fragend: „Es wird ein Zebra sein?" Die Diener schwiegen ehrfürchtig. Der König sprach nun: „Gesteht es nur, es ist ein Zebra?" Da nahm der Wesir demütig das Wort: „Deine Majestät geruhe zu entschuldigen, es ist ein wirklicher, wunderschöner, milchweißer, mit glänzenden, schwarzen Streifen gezeichneter Esel, wie man noch nie einen sah." Der König rümpfte die

Nase und wurde verdrießlich, denn es wurmte ihn sehr daß sich der Prinz vor ihm durch irgend etwas auszuzeichnen vermöge. Der Wesir, den Grund der üblen Laune seines Herrn errathend, sann die ganze Nacht wie da abzuhelfen sei. Am andern Tage ließ er einen schönen, schwarzen Esel auftreiben, ihn prachtvoll satteln und zäumen und mittels einer Kreideauflösung mit weißen Streifen bemalen Als der König Abends den Garten besuchen wollte, ließ der Wesir den neuen Esel vorführen. Der König nahm die zarte Aufmerksamkeit sehr beifällig auf. Er bestieg ihn alsogleich und ritt den Garten die Runde. Hatte sein Bruder ein seltnes Reitthier, so hatte er selbst jetzt ein vielleicht noch seltneres. Dies versetzte ihn in gnädige Stimmung und als dann das vom Wesir der Dienerschaft angesagte pflichtschuldigste Jubelgeschrei stürmisch losbrach, war er vollkommen befriedigt. Alles wäre nun wieder in der schönsten Ordnung gewesen, da kam ihm der unglückliche Gedanke den Esel weiden sehen zu wollen. Er ließ ihm Kopfzeug und Sattel abnehmen. Unter dem Sattel, fiel dem Könige gleich auf, hatte der Esel keine weißen Streife. Er untersuchte nun die am Halse befindlichen, faßte das Fell wo es weiß war zwischen seinen Fingerspitzen, fühlte daß sich zwischen selben etwas zerreibe, schien auch eine Weile der Beschäftigung des Kribbelns und Knüllens an den eingetrockneten Kreidestreifen vielen Geschmack abzugewinnen. So bald ihm aber gelungen war einen der Streife ganz verschwinden zu machen, hielt er plötzlich inne, richtete sich hoch auf, hüllte sich in seinen purpurnen Kaftan, warf einen Blick unsäglicher Verachtung auf seine Diener und den Wesir an ihrer Spitze — einen Blick wie man selben etwa einer Horde entmummter Bösewichte zuwirft, und entfernte sich stolzen Schrittes nach dem Innersten seiner Gemächer. Von dem Augenblick an hatte der Prinz keine gute Stunde mehr bei Hofe. Wohldiener trugen das Ihre bei. Die Spannung zwischen den beiden Brüdern wurde alle Tage ärger und Ferachbacht fand den Aufenthalt in Babel bald so unausstehlich, daß

er eines schönen Morgens Juwelen, Gold und einigen Mundvorrath zu sich steckte, seinen Schwarzgestreiften satteln ließ und auf und davonritt. Am nächsten Tage in der Mittagschwüle erreichte er einen Teich, an dessen Ufer der Schatten einer mächtigen Platane ihn zur Ruhe einlud. Er lagerte sich unter dem Baume, ließ den Esel seine Nahrung an den Sträuchern suchen und sprach selber seinen Mundvorräthen zu. Auf einmal hörte er ein klägliches Gequacke. Eine Schlange hatte einen Frosch erhascht und wollte mit der Beute im Rachen hart am Prinzen vorbei ihren Rückzug nehmen. Der Frosch sang ein erbärmliches Klaglied. Ferachbacht schwang drohend seinen Stab ober der Schlange. Sie ließ den Frosch fallen, der sich eilig ins Schilf verlor, und blickte, es schien fast, vorwurfsvoll zum Prinzen hinan, als wolle sie sagen: „Schlag mich lieber gleich ganz todt! 's ist eine fürstliche That, wenn man selber schwelgt, einem armen Ding, wie mir, sein Bißchen Nahrung zu nehmen!" Der Prinz, ein kindliches Gemüt, ertrug den Blick der Schlange nicht. Er schnitt von seinem kalten Braten ein Stück, doppelt so groß als jener Frosch war, ab und warf es ihr zu. Sie faßte es lustig und schoß wie der Pfeil in den Teich zurück. Als die Stunden der drückendsten Hitze vorüber waren, setzte Ferachbacht seine Reise fort und gelangte Abends auf eine weite Ebene. Der Esel, der ihn trug, war mit der Reiselust des Herrn nimmer recht einverstanden und schritt trübsinnig und langsam einher. Da holten den Prinzen zwei wunderliche Gesellen ein, die sich ehrfürchtig vor ihm zur Erde warfen und sprachen: „Gottes Gruß dem edlen Prinzen Ferachbacht. Möge er uns treuergebne Sclaven der Aufnahme in seinen hohen Dienst würdigen." Der Prinz dachte sie seien etwa Söhne ehemaliger Diener seines Vaters. Dem Esel eine Rast zu gönnen war ihm nur willkommen. Er stieg ab, setzte sich zur Erde und frug sie um ihren Namen. Sie nannten sich der eine Chalis, der andre Muchlis.

Chalis hatte um seinen Namen zu nennen den Oberleib vom Boden erhoben. Er hockte bei ausgespreiteten langen Schenkeln auf seinen Fersen, stützte die Hände vorne mit gestreckten Armen auf die Erde, trug ein knapp anliegendes, gelbgrünes Wamms und Beinkleider der selben Farbe, hielt den ungewöhnlich großen und breiten Mund in die Höhe und glozte mit hervorquellenden Augen, als er den Namen Chalis quackte, den Prinzen treuherzig an. Muchlis schien viel geschmeidiger und gewandter. Er war sehr dünnen, biegsamen Leibes, trug buntschillernde, gleißende, eng anschließende Kleider, umschlängelte Ferachbacht, allerhand unglaubliche Krümmungen, Wendungen und Bücklinge geräuschlos ausführend, ließ, als er seinen Namen aussprach, die Endsylbe eine halbe Minute nachzischen, und heftete dabei einen Blick auf den Prinzen, von welchem dieser, als sein Auge ihm begegnete, dasselbe nimmer abzuwenden vermochte. Der Prinz dachte: Wer weiß wozu mir die sonderbaren Jungen helfen können! und nahm sie als Diener auf. Nach vielen, vielen Nachtlagern kamen sie bis nach Egypten. In der Hauptstadt wurden eben Feste mit Aufzügen und aller Art Schaugepränge gefeiert, denn es war die Zeit der Nilhöhe. Der Prinz besah sich unter den vielen andern Zuschauern die Herrlichkeit, und wie der König zufällig seiner ansichtig wurde und an seiner hübschen Gestalt und vornehmen Haltung Gefallen fand, ließ er ihn zu sich entbieten, erfuhr wer er sei und lud ihn nebst seinen Dienern als Gast zu Hofe. An einem der nächsten Tage nahm der König den Prinzen allein mit sich, gieng mit ihm an das Nilufer, wo eine herrliche, mit goldnem Schnabel prangende Barke, die mit sieben Paaren kräftiger Ruderer bemannt war, ihrer wartete, und hieß ihn sich an seiner Seite auf die in selber zurecht gelegten Teppiche und Seidenpfühle lagern. Die Barke kreuzte nun den Strom, fuhr das linke Ufer entlang stromaufwärts, kam dann ans rechte herüber und schoß mit der Strömung wieder bis an

den Ausgangspunct zurück. Während der Fahrt machte der König dem Prinzen die Ehren seiner Hauptstadt, zeigte und nannte ihm die verschiednen Tempel, Monumente und Bauten, wie sie der Reihe nach aus der gelben Nilwelle stiegen. Man wollte eben landen, als der König dem Gaste den Palast seiner Tochter, der wunderschönen Meliha, der sich neben der königlichen Burg erhob, mit dem Finger wies, wobei ihm der Ring vom Finger glitt und ins Wasser fiel. Der König stieg bestürzt ans Land, ließ gleich alle Taucher der Stadt rufen und setzte, als sie herbeigeeilt waren, eine hohe Summe Goldes dem zum Preis, der ihm den Ring wiederbrächte. In diesen war nämlich ein Talisman gefaßt, den der König von seinem Urahn geerbt hatte und der dem Besitzer, so gieng die Sage, die glückliche Herrschaft über Egyptens gesegnete Landstriche verbürgte. — Die Taucher strengten ihre Lungen aufs Äußerste an. Die Stelle, wo der Ring der Hand des Königs entfallen war, konnte ihnen genau angegeben werden. Sie stürzten sich in die Fluth, durchwühlten den Schlamm nach allen Richtungen, kamen athemlos wieder empor, erneuten ihre Versuche, umsonst! Keine Bemühung war im Stande da was auszurichten. Endlich kehrten sie an den Strand zurück und betheuerten: der Ring sei nimmer zu finden, die Strömung habe ihn weiß Gott schon wohin gerollt. Der König gieng nun tief erschüttert und trauererfüllt mit dem Prinzen heim, begab sich in seine Kammer und überließ sich seinem Schmerze. Prinz Ferachbacht aber rief seinen Diener Chalis und sprach: „Der König ließ da unten seinen Ring ins Wasser fallen, sieh doch nach mein Junge und bring ihn.“ Da trollte sich der Gelbgrüne in lustigen Sprüngen zum Ufer. Plumps war er im Wasser und hops wieder heraußen, dann eilte er in fröhlichen Sätzen heim und wies dem Prinzen schon von Weitem den Ring an seinem langen, klebrigen Zeigefinger. Ferachbacht küßte ihn auf den breiten, ehrlichen Mund, nahm ihm

den Ring ab und brachte ihn dem König, der im Übermaß der Freude ihm um den Hals fiel, ihn ans Herz drückte und betheuerte daß ihm Niemand einen größeren Dienst je werde leisten können. Doch dem war nicht so, denn alsbald kam ein Eilbote aus dem Palast Meliha's und berichtete, die Prinzessin sei eben im Garten lustwandelnd von einer giftigen Schlange in die zarte Hand gebissen worden und sei gleich darauf in Ohnmacht gefallen. Man habe sie in ihr Gemach auf ihr Lager getragen, fürchte aber die Wunde werde schwellen und dann sei die Prinzessin, meinten alle die drüben schon zusammengelaufenen Hofärzte, rettungslos verloren. Vor Schreck erblassend stammelte der verzweifelnde Vater: „Mein Augenlicht! mein einziges Kind! Meine Meliha! Eilt! Rennt! Laßt ausrufen in der ganzen Stadt daß ich ihre Hand dem gebe, der sie mir erhält!" Der Prinz verschwand nun auf eine kleine Weile. Im Vorgemach rief er seinem Diener Muchlis und sprach: „Des Königs Töchterlein da drüben leidet an einem Schlangenbiß. Sieh doch nach mein Junge und sauge ihr das Gift aus." Da glitt und schlüpfte der Diener geräuschlos und blitzschnell aus der Burg in den Palast und ins Gemach der Prinzessin, die regungslos da lag und deren Lager dicht von jammernden Zofen und kopfschüttelnden Ärzten umdrängt war. Leise war er ins Gemach gerutscht, Bst! Bst! zischelnd schob er das spitze Haupt und den langen Hals zwischen zwei Zofen, die erschreckt auseinanderfuhren, und drückte nun wie es schien einen langen, langen Kuß auf die wunde Stelle des Händchens der Prinzessin, dann schob er sich zum Fenster, spritzte das ausgesogne Gift durch die Zähne hinaus und entfernte sich eben so still und eilig als er erschienen war, um dem Prinzen das Gelingen der Kur zu melden. Dieser küßte ihn herzlich auf die rückspringende, flache Stirne, begab sich dann zum König und sprach: „Weine nimmer um deine Tochter, ich trug schon Sorge für ihre Heilung." Der König, dem diese Worte des Trostes zu lieblich klangen um ihnen gleich zu glauben,

warf dem Prinzen eben einen ängstlich fragenden Blick zu, als schon die Jubelboten, entsendet aus dem Palaste Meliha's, eintraten und dem König die frohe Kunde brachten: ein Diener des Prinzen von Babel habe auf seines Herrn Befehl das Gift aus der Wunde der Prinzessin entfernt. Sie sei gleich darauf wieder zum Bewußtsein erwacht, fühle sich ganz wohl und entbiete dem Vater ihren kindlichen Gruß. Der König, überglücklich, umarmte jetzt Ferachbacht, führte ihn alsogleich selber zu Meliha und stellte ihn ihr als ihren Retter und bestimmten Gemahl vor. Dann gieng er mit ihm in den Diwanssaal, wohin inzwischen alle Großen des Reiches beschieden worden waren, gab in dem Prinzen von Babel der Versammlung seinen Eidam und Thronfolger zu erkennen und befahl die Feier einer des jungen fürstlichen Paares würdigen Hochzeit. Ferachbacht, sterblich verliebt in seine junge Braut und beinahe betäubt von den wechselnden Eindrücken der Tagesereignisse, war in sein Gemach zurückgekommen und sann eben über sein Glück und wie sich Alles so schnell habe fügen können, da traten Chalis und Muchlis bescheiden heran und baten beurlaubt und ihrer jetzt entbehrlichen Dienste entlassen zu werden. Der Prinz frug befremdet: „Wie, Kinderchen, ihr wollt mich verlassen? Ich meinte es solle euch nun erst recht gut bei mir ergehen. Wem danke ich denn meine hiesigen Erfolge als nur euch Zweien?" Muchlis aber säuselte! „Schöner Schechsade! Sei so gütig uns zu entschuldigen. Sieh milde auf uns, deine Sclaven, die sich dir nur angeschlossen hatten, sehnsüchtig einen sehr geringen Theil ihrer Dankes-Schuld zu sühnen." Und hiermit empfahlen sich beide und wurden nie wieder gesehen.

Erkenne demnach in mir, Rachita," schloß der Papagei, „einen dankbaren Diener, der so treu bemüht ist dir zu deinem Glücke zu verhelfen, als Chalis und Muchlis redlich das ihre thaten den Prinzen von Babel in eine seiner Ansprüche würdige Stellung zu bringen. Nur säume auch du nicht länger zu thun was dir obliegt."

Rachita gieng nun eilig zum Hausthor. Tages Anbruch war schon da. Der lichte östliche Horizont mit seinen paar dunklen Wolkenstreifen kam ihr recht wie ein großer, weißer Esel mit schwarzen Streifen vor. Ärgerlich kopfschüttelnd kam sie wieder zurück ihr Lager zu suchen.

Neunzehnte Nacht.

Nachdem Nachita den Tag wieder mit Erwartung der Nacht zugebracht hatte, kam sie zu rechter Zeit im Glanze eines prachtvollen, neuen Anzuges zum Bauer heran und sprach:

„Sei nicht böse, lieber Papagei, daß ich dich gestern so lange erzählen ließ und so lange wach hielt. Die Liebe ist doch ein wahres Unglück. Sie kömmt mir vor wie ein Gewitter, das immer schwärzer, immer finstrer heranzieht."

Er erwiederte: „Erhabne Herrin! Wie magst du doch die Liebe so schmähen?

Des Menschenlebens Zweck ist Liebe,
Des Seelenadels Zoll ist Liebe,
Des Geistermeeres Perle — Liebe!
Ein Schönheitssonnenstrahl ist Liebe,
Des Weltgelages Leuchte — Liebe!
Den Schah eint mit dem Bettler Liebe.
Sie ist das große eine Band
Der Wesen in der Allmacht Hand!

Ja sie ist sicher eine große Gnade des Himmels, nur muß man sich ihrer würdig zeigen und sie fein geheim halten, nicht dem und jenem offenbaren. Denn ist die Sache einmal bekannt, so können sich höchst fatale Zwischenfälle ergeben."

„Ach," sagte Rachita, scheinbar erschreckend, „wenn ich wüßte daß meine Leidenschaft für Mir Selim je andern bekannt werden könnte, ich zöge es wahrhaftig vor ihm zu entsagen." — Sie horchte auf die Antwort hin.

Der Papagei war aber zu sehr auf seiner Hut um eine Blöße zu geben. „Schöne Gebieterin," sprach er, „in dem Falle daß das Unvorhergesehene geschähe, daß ein Dritter um dein Geheimnis erführe und es verriethe, müßtest du schlau die Folgen des Verrathes von dir abzuwenden und auf den Verräther zurückzulenken bedacht sein, und müßtest dich gegen diesen ungefähr so benehmen wie sich Sejjars Frau Sarisa gegen ihren bösen Stiefbruder Antar benahm."

Rachita wollte die Geschichte Sarisa's hören und der Papapei erzählte:

(Sarisa.)

„Im Lande Chorassan in der Stadt Tus lebte einst ein reicher Mann Namens Sejjar, der eine schöne, kluge Frau hatte, die Sarisa hieß. Sie lebten sehr glücklich zusammen, nur war ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet. Sejjar erkundigte sich bei jedem, der ihm begegnete, wie dem Übelstande abzuhelfen sei, aber alle Mittel, die man ihm vorschlug, blieben fruchtlos. Einmal hatte er einen griechischen Arzt zu Gaste, der im Rufe großer Erfahrenheit stand. An diesen wandte er sich sehr dringlich mit seinem Anliegen und bat ihn sehr inständig ihm doch eine wirksame Arznei zu verschreiben. Der Arzt prüfte seinen Puls, hieß ihn die Zunge herausstrecken, richtete einige Fragen über sein gewöhnliches Befinden an ihn, versetzte ihm einige Faustschläge auf die Brust und nachdem er sich überzeugt hatte daß Sejjar ein gesunder, starker Mann sei, dem gar nichts fehle, sprach er: „Ich werde dir aus meiner Wohnung ein Fläschchen mit einer dunkelrothen Flüssigkeit senden, darin hast du eine

wohlgereinigte Pfauenleber dämpfen zu lassen und mit deiner Frau dieselbe zu verzehren." Hierauf verließ ihn der Arzt und sandte Abends wirklich das versprochne Elixir. Nun war guter Rath theuer, denn in ganz Tus und der Umgegend war kein Pfau aufzutreiben. Einer war wohl vorhanden, doch der stolzirte im Garten des Königs herum, der ihn so lieb hatte, daß er ihn kaum aus dem Auge verlor. Sejjar und Sarifa beriethen sich lange. Endlich überwog die Sehnsucht nach einem Kinde alle Bedenken. Sie machten sich noch dieselbe Nacht mit Leiter und Strick auf den Weg, überstiegen die Mauer des königlichen Gartens, fiengen den Pfau, der über eine solche Behandlung entrüstet gerade ein abscheuliches Geschrei anstimmen wollte, als sie ihm die Kehle zuschnürten. Sie nahmen ihn mit nach Hause, stachen ihn ab, wuschen die Leber rein, ließen sie im bewußten rothen Safte dämpfen, verzehrten sie fröhlich und wohlgemut miteinander und legten sich dann schlafen. Am andern Morgen war Sarifa bester Laune. Sie hoffte sicher auf einen Knaben, und als ihr Stiefbruder Antar sie besuchen kam, vermochte sie nicht über den nächtlichen Vorfall und die Hoffnung, die sie darauf gründete, zu schweigen. Sobald er fort war bereute sie zwar nicht reinen Mund gehalten zu haben, da Antar nichts weniger als verläßlich war, sich sein Charakter auch hie und da schon in unschönem Lichte gezeigt hatte. Doch was wollte sie thun? Verrathen war das Geheimnis einmal, so bemühte sie sich weiter nicht mehr daran zu denken. Indessen herrschte im königlichen Palaste große Aufregung. Der König hatte gleich beim Morgenspaziergang in den Garten den Pfau vermißt. Niemand wollte von ihm gehört oder gesehen haben. Da ergrimmte er sehr, ließ den Wesir holen und befahl ihm in Tus ausrufen zu lassen daß wer über den Pfau Auskunft geben könne eine Belohnung von tausend Dinaren erhalte. Antar hörte im Basar einen der Ausrufer, begab sich geradeaus zum König und sprach: „Deinen Pfau hat Sarifa, die Frau Sejjars, heute Nacht aus deinem Garten gestohlen,

ihn abgestochen und seine Leber verzehrt. Doch nun befehle, erhabner König, daß man mir die versprochnen tausend Goldstücke auszahle." Der König als er dies vernahm zürnte über die Maßen. Er ließ den Wesir kommen und gebot ihm Sarifa, Sejjars Frau, hinrichten, ihrem gegenwärtigen Ankläger aber den versprochnen Lohn zahlen zu lassen. Der Wesir hieß Antar im Vorgemache warten und bemühte sich den König zu besänftigen. „Einer armen Frau das Leben zu nehmen auf die bloße Aussage eines einzelnen Menschen hin, der ihr vielleicht übelwolle, der sie möglicherweise boshaft verläumde," meinte der Wesir, „sei doch ein zu unregelmäßiges Verfahren. Der König möge" bat er „wenigstens untersuchen womit der Angeber seine Aussage zu erweisen im Stande sei" Er mußte nun Antar wieder holen und der König frug ihn: „Bürgst du mir mit deinem Kopfe für die Wahrheit dessen was du mir sagtest?" Antar antwortete: „Ich habe die Thatsache aus dem Munde der Thäterin erfahren und bin bereit, wenn mir der König zwei vertraute Männer mitgiebt, sie ihr Bekenntnis vor ihnen wiederholen zu machen." Der König befahl nun zweien seiner Diener Antar zu folgen. Antar ließ zwei leere Truhen bringen, verschloß in jede derselben einen der Männer und brachte mit Hülfe zweier Lastträger die Truhen in Sarifa's Gemach, wo er sie in einen Winkel zur Erde stellen ließ. Zu Sarifa sagte er, als sich die Lastträger entfernt hatten: „Ich hinterlege dir hier meine besten Habseligkeiten. Ich muß auf ein Paar Wochen verreisen und will die Sachen nicht in meinem unbewachten Hause zurücklassen. Sei also so gut und hebe sie mir auf bis ich wiederkomme." Dann fieng er an über allerhand zu sprechen und kam endlich auf den Pfau. Unter anderem sagte er: „Was war das für eine Geschichte mit dem Pfau des Königs, die du mir erzähltest? Ich hatte den Kopf voll eigner Geschäfte, so daß ich die Hälfte überhörte. Es wäre doch hübsch wenn du einen Jungen bekämst. Sage doch wie gieng's mit dem Pfau her?" Sarifa, der die Gezwungenheit seines ganzen

Wesens aufgefallen war, dachte: Wer weiß was der im Schilde führt. Sie erzählte ihm hierauf die ganze Geschichte vom Pfauenraub und der verzehrten Leber genau mit denselben Worten wie das erste Mal, nur setzte sie zum Schlusse hinzu: „und da wachte ich mit einem Male auf und wunderte mich wie mir so tolles Zeug habe träumen können. Das thut jedoch nichts. Ich weiß daß in allen Traumauslegungen für einen Pfau immer etwas Hübsches ins Haus steht, und bekomme ich einen Jungen, so wird er gewiß hübsch sein." — „Ja um Gotteswillen," stammelte Antar, „hast du denn nicht Alles selbst erlebt? Ist es denn nur ein Traum gewesen? Besinne dich nur!" Sarifa aber rief lachend: „Ei, kennst du mich so schlecht? Ich, die ich keinen Sperling zu tödten im Stande bin, ich sollte einen wirklichen, lebendigen Pfau, und noch dazu den einzigen Pfau unsres Königs erwürgen? Wo denkst du hin? Bist du bei Troste?" Antar gieng nun verzweifelnd nach Hofe zurück. Bald darauf ließ der König die Truhen abholen und nachdem er die Aussagen der darin versteckten Männer gehört hatte, mußte Antar seine schmähliche Gewinnsucht mit dem Leben büßen. Sarifa aber beschenkte Sejjar nach neun Monaten mit einem bildschönen Jungen.

Hätte sie" fuhr der Papagei fort „sich nicht so listig gegen die Folgen ihres eignen Leichtsinnes zu sichern gewußt, so wäre sie unfehlbar verloren gewesen. Kömmst du daher einst in eine ähnliche Lage, so kann ich dir nur sehr anempfehlen dir an ihrer Geistesgegenwart ein Beispiel zu nehmen. Doch ich weiß nicht wie du mir heute lässig vorkömmst. Du mußt nicht wirklich verliebt sein, sonst hättest du längst deinen Weg zu Mir Selim gefunden. Oder willst du vielleicht die sinnliche Liebe ganz aufgeben wie Dschemila, die drei Freier ausschlug und ihr Leben in Einsamkeit beschloß?"

Nachita wünschte Näheres über Dschemila zu erfahren und der Papagei berichtete:

(Dschemila und ihre drei Freier.)

„In Chorassan war einst ein frommer Mann Namens Abdallah, der die Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen beabsichtigte. Vor der Abreise berief er seine Frau und seinen Sohn zu sich und sagte ihnen: „Meine Tochter Dschemila hat Gott sei Lob ihre Mannbarkeit erreicht. Wenn sich in meiner Abwesenheit ein annehmbarer Freier darbietet, so gebt sie ihm, denn mein Leben ist in Gottes Hand, ich weiß nicht ob mir beschieden ist wieder heimzukehren oder nicht." Hierauf umarmte er sie und gieng seiner Wege. Auf der Reise lernte er einen jungen Mann Namens Redschib kennen, dessen Aussehen und Benehmen ihm unendlich wohl gefielen. Er gewann ihn bei näherer Bekanntschaft so lieb, daß er ihm die Hand seiner Tochter antrug. Redschib nahm das Anerbieten dankbar an und begleitete einstweilen den Schwiegervater nach Mekka.

Abdallahs Sohn hatte indessen auch Chorassan verlassen und war in Handelsangelegenheiten verreist. In der Fremde machte er Bekanntschaft mit einem sehr netten jungen Manne Namens Arif. Er dachte: das wäre ein Schwager, der mir, und ein Gemahl, der meiner Schwester zu Gesicht stünde! Sie wurden bald Freunde. Einmal kam die Rede auf Dschemila. Ihr Bruder trug Arif ihre Hand an. Arif nahm den Antrag an und sie setzten ihre Reise gemeinschaftlich fort. Abdallahs Frau hatte indessen ihrer Tochter daheim selber einen künftigen Gemahl ausgesucht, der Nasif hieß, einen von der Natur und vom Glücke begünstigten jungen Menschen, den sie mit ihr verlobte und ihm versprach daß Hochzeit gemacht werden solle sobald nur ihr Mann oder ihr Sohn, die nun abwesend seien, wieder heimgekehrt wären. Nun geschah es daß Abdallah und Redschib von der Pilgerfahrt am selben Tage zurückkamen, an welchem des ersteren Sohn und Arif von der Handelsreise eintrafen. Nasif, der die Rückkehr des Vaters oder des Bruders seiner Braut ungeduldig

erwartete, war auch zugegen und somit waren die drei Bräutigame Dschemila's in einem Hause beisammen. Vater, Mutter und Sohn geriethen in unsägliche Verlegenheit. Niemand hatte den Andern einen Vorwurf zu machen und so herrschte große Rathlosigkeit.

Nedschib sprach zu seinen Mitbewerbern: „Mir ist Dschemila durch ihren Vater verlobt, meine Ansprüche gehen den euren vor."

Arif sprach: „Ich bin durch ihren Bruder, der mit Ermächtigung und im Auftrage des Vaters handelte, mit ihr verlobt und kann von meinen Rechten nicht abstehen."

Nasif sprach: „Mich hat die Mutter eigens für ihre Tochter auserwählt. Sie war zur Wahl von ihrem Manne und von ihrem Sohne aufgefordert, ich habe daher das gegründetste Recht auf Dschemilas Hand."

Die drei Fremden begannen nun mit einander zu streiten und wurden immer heftiger. Die Ältern und der Sohn verzagten immer mehr den Streit schlichten zu können. So vergiengen ein Paar Tage, während welcher die Geschichte von dem Mädchen mit den drei Bräutigamen stadtruchtbar wurde. Da man allenthalben davon sprach, konnte es nicht fehlen daß auch Dschemila durch ihre Freundinnen wieder erfuhr wie sie ins Gerede gekommen sei und wie man sich überall unzarte Bemerkungen über den Vorfall erlaube. Das war zu viel für ihr weiches Gemüt. Sie nahm sich die Sache so zu Herzen, daß sie erkrankte. Ihr Übel wurde schnell schlimmer und einmal in der Nacht stürzten ihre Mägde heulend zur Mutter und schrieen das Fräulein sei gestorben. Jammer und Klagen herrschten nun im Hause Abdallahs. Die Ältern waren untröstlich. Man wusch den schönen erstarrten Leib Dschemilas, sargte sie ein, hielt ein Leichenbegängnis und begrub sie. Am allertraurigsten waren die drei Bräutigame. Sie giengen Abends miteinander Dschemilas Grab besuchen und als sie hinkamen sprach Nedschib: „Ich war in Dschemila verliebt ohne je ihr schönes Antlitz gesehen zu haben. Könnte ich es

nur einmal sehen, ich habe sonst keine Ruhe hier und jenseits." — „Bruder," sagten die Andern, „wenn du sie sehen willst, so öffne das Grab und sieh sie jetzt an, denn ob sie dir am jüngsten Tage zugesprochen wird ist fraglich. Du hast nicht mehr Recht auf sie als wir."

Redschib öffnete das Grab, hob Dschemila's leblose Glieder auf die Erde heraus, kniete hin und sah wehmütig auf das bleiche, stille Antliz. Die Thränen rollten ihm fortwährend über die Wangen. Die Andern sahen auch aufmerksam hin. Da sprach Arif, der ärztliche Kenntnisse hatte, mit einem Male: „Die ist nicht todt. In dem Körper muß noch Leben sein. Sie sieht gerade aus als ob sie nur in einem Starrkrampfe läge. Da wäre zu helfen. Man muß ihr zur Ader lassen. Das allein hälfe aber nichts. Man müßte ihren Leib früher tüchtig durchbläuen. Dadurch kommen die stockenden Säfte in Bewegung, und wenn man ihr dann Blut nimmt, kehrt vielleicht die natürliche Lebenswärme wieder. Aber wer wäre im Stande diese lieben, zarten Glieder so zu mißhandeln. Mir graut vor dem bloßen Gedanken." Redschib seufzte bejahend. Da trat Nasif vor und sprach: „Ei, ein wenig geprügelt zu werden ist doch bei weitem weniger schlimm als zu sterben. Da will ich recht gerne auf mich nehmen zu helfen. Habt nur eine kleine Geduld." Er lehnte nun Dschemila mit dem Gesichte an einen Baum, band sie um die Mitte mit seinem Turbanschal daran fest, schnitt einige Gerten ab und fieng an sie unbarmherzig zu geißeln. Ihr Leib, der anfangs wie Marmor aussah, wurde bald an vielen Stellen rosenroth. Endlich nahm man ein schwaches Zucken in den Gliedern wahr. Nun eilte Arif herbei, öffnete mit der Spitze seines Dolches eine Ader, das purpurfarbne Blut sprang im Bogen heraus und Dschemila war dem Leben wiedergewonnen. Sie hüllten sie schleunig ins Leichentuch und trugen sie nach Hause zu den Ältern. Unter den drei Bräutigamen gieng aber nun der Streit von Neuem an. Redschib sprach: „Hätte ich

ihr Grab nicht geöffnet, so würdet ihr sie nie wieder lebend erblickt haben, sie gehört mir.“ Arif sprach: „Hätte ich euch nicht gesagt daß sie nur scheintodt ist, so würdet ihr sie noch für todt halten. Mir verdankt sie ihr Leben und mir soll sie gehören.“ Nasif sprach: „Ihr hattet keiner den Mut sie zu schlagen. Ihr hättet sie beide, ihr schwachherzigen Thoren, zu Grunde gehen lassen. Nur ich habe es gewagt sie zu retten und deßhalb soll sie auch nur mein sein.“ Dschemila hörte durch ihren Vater, der überselig war sie wieder am Leben zu haben, von dem Streite. Sie ließ die drei Freier zu sich kommen und sprach: „Ihr Männer! Ihr habt mich vormals zum Märchen der Stadt gemacht und als ich starb selbst im Grabe nicht ruhen lassen. Da ich durch eine wunderbare Fügung nun ein neues Leben zu beginnen habe, auch keinen von euch in seinen Rechten kränken will, so bitte ich euch alle drei: behelft euch ohne mich so gut ihr könnt, denn mein Leben ist von nun an nur mehr den Übungen der Andacht und Buße geweiht.“ Und damit entließ sie die armen drei Jünglinge und führte ihr Vorhaben getreulich durch.

Wenn du, Rachita,“ bemerkte hier der Papagei, „nicht auch Neigung zum beschaulichen Leben hast, so denke ich wäre es höchste Zeit deinen Geliebten aufzusuchen.“

Rachita kam bis zum Hausthor, öffnete es, sah die Tageshelle, schloß es wieder und gieng in ihr Schlafgemach.

Zwanzigste Nacht.

Nach einigen Stunden unruhigen Schlafes erwachte Nachita und trat mit sehr weniger Ergebung in ihr Schicksal das alte Tagewerk des Harrens und Seufzens an. Sie machte sich selber manchen Vorwurf. Der Papagei, dachte sie, ist jetzt mit mir auf bestem Fuße. Er räth mir schon eine geraume Weile nichts anders als schnell zu Mir Selim zu gehen. Was bin ich doch für ein leichtsinniges Wesen! Wie konnte ich jetzt schon so oft, nur um den Ausgang irgend einer langweiligen Geschichte zu hören, meinen einzigen, großen, edlen Zweck zu erreichen versäumen! Als der Abend gekommen und ihr Anzug sorgsam geordnet war, begab sie sich zum Bauer des Papagei's und sprach:

„Du hast wohl das beste Leben, weil du von Liebe nichts weißt. Wärst du verliebt wie ich, so könntest du dir doch ein wenig einbilden, was in mir vorgeht.

Wozu auch klag' ich dir?
Was weißt von Liebe du?
Wahnsinnig bin ich schier,
Brauch' keinen Rath, nur Ruh'!"

„Es ist nicht fein von dir, edle Herrin," erwiederte der Papagei, „und nicht verbindlich für mich, wenn du mir sagst, daß ich von

Liebe nichts verstehe. Weißt du wie Bestami die nennt, die von der Liebe nichts wissen?"

Nachita verneinte.

„So vernimm," fuhr der Papagei fort, „daß Bestami, der berühmte Prediger dem alle Moscheen, in welchen er seine Weisheit verkündete, wegen ungeheueren Zudrangs der Stadt- und Landleute zu eng und zu klein wurden, einst in der großen Moschee von Damask eben über Liebe sprach und ihr Wesen auseinanderzusetzen im Begriffe war, als sich ein Bauer bis zur Kanzel vordrängte, ihn unterbrach und anredete: „Herr! Ihr seid so weise und gütig. Ihr wißt und vermögt Alles. Ich bin ein armer Mann und besaß auf der Welt nichts als einen Esel. Der hat sich gestern, als ich ihn weiden ließ, verlaufen. Nun habe ich gar nichts mehr. Könntet ihr mir nicht wieder zu meinem Esel verhelfen?" Bestami winkte dem Bauer zu gedulden, verfolgte seine begonnene Darstellung und sprach: „Ihr lieben Leute! Ist Einer unter euch, der in seinem Leben nicht verliebt war, der trete hervor und sage es frei!" Nach einer ziemlich langen Pause trat ein ältlicher Mann hervor, eine hagre, trockne Figur mit geistlosen Zügen und verdrießlicher Miene. Er bekannte, mit einem verachtenden Blick die Gemeinde überschauend, nicht ohne innere Befriedigung wie es schien, daß er nie in seinem Leben geliebt habe. Da rief Bestami zum Bauer gewendet: „He Freund! Hier hat sich ein Esel gefunden. Siehe zu, vielleicht ist er der deine." Mit diesen Worten ertheilte Bestami der ganzen Gemeinde eine gute Lehre und dem Bauer durch Erheiterung einen kleinen Trost. Den besseren Trostgrund hob er dem letzteren aber bis nach der Predigt auf, denn als sich dieser ihm am Ende näherte und meinte: sein Esel sei viel schöner gewesen, ließ er ihm die Summe zum Ankauf eines andern zustellen.

Hieraus erhellt daß wer nicht liebt sich selber zu ewiger Unbedeutendheit verurtheilt.

Sei sie erst auch eitle Lust,
Birg die Liebe in der Brust.
Klärt sich doch der Traube Naß
Schön zum Weine erst im Faß.

Mich zumal trifft dein Vorwurf gar nicht, denn ich denke, sinne, brüte und athme nur Liebe, bin daher auch wohl im Stande dir zu rathen dich bei einer Zusammenkunft mit Mir Selim ja nicht lüstern zu zeigen, sondern lieber zu sehen, wie du mit Anstand wieder fortkömmst. Gier und Lüsternheit haben schon vielen schlimme Händel zugezogen. Jener Kaufmann Sadri — hätte er seiner Gier halber nicht bald das Leben eingebüßt?"

Nachita wollte wissen wie das hergegangen sei, und der Papagei erzählte:

(Sadri und der Löwe.)

„In der Fabelchronik steht geschrieben daß in Ketschruan einst ein Kaufmann lebte, den die Leute Sadri hießen. Das Schicksal wollte daß viele seiner Unternehmungen fehl schlugen, so daß er anfänglich in Verlegenheit, später in recht bedrängte Umstände gerieth und endlich eingedenk des alten Spruches:

Dich zu bewegen
Bringt dir nur Segen

eine Reise unternahm, um sein Glück anderwärts zu suchen. Als er so eines Tages seinen Weg verfolgte, führte ihn dieser in einen Eichenwald, den nebst der ganzen Umgegend ein Löwe in Besitz genommen hatte. Fremde ließen sich dort selten blicken. Unter den Wesiren des königlichen Löwen befanden sich ein Hirsch und ein wilder Büffel, die Ehrenleute waren und nur immer zum Guten riethen. Diese beiden standen gerade in der Nähe des Löwen, als Sadri ihn gewahrte. Der Kaufmann erschrack heftig, fieng an allen Gliedern zu zittern an und war endlich vom Entsetzen wie gelähmt.



Lauf' ich davon, dachte er, so ist das Ungeheuer mir mit zwei Sprüngen auf dem Genicke, und geh' ich vorwärts, so komme ich geradeaus in seinen Rachen! Er blieb rathlos stehen und glozte den Löwen mit starren Augen an. Der Hirsch und der Büffel, die den Löwen gut genug kannten, um zu wissen, daß er mit einem Male hinspringen und den Menschen zerreissen werde, fühlten als gute, sanfte Gemüther Mitleid mit dem armen Wanderer und schlugen, um etwas zu seiner Rettung zu thun, den Weg der List ein. Sie traten zum Löwen heran, grüßten ihn ehrfürchtig und sprachen:

„Gott möge das Reich des Beherrschers der Thiere von Tag zu Tag mehren! Daß im Schatten deiner Huld alles Wild und Gethier glücklich und froh lebt scheinen selbst die Menschenkinder gehört zu haben. Sieh hier einen Mann, der auf deine Gnade hofft. Nur hat ihn die Majestät und Furchtbarkeit deiner Erscheinung so verwirrt, daß er sich in seiner Befangenheit vorzutreten schämt. Auf einen Wink der Erlaubnis wird er es thun, um sein Antliz in den Staub vor deine Füße zu legen." —

Dem Löwen behagte diese Rede sehr. „Er mag kommen," sprach er gnädig, und auf einen Wink der Wesire trat Sadri nun wirklich heran und fürchtete sich so sehr, daß er den Erdboden küßte und sich vor dem Löwen ganz nach dem Hofceremoniel benahm. Durch den Wald war aber ehemals eine Karawanenstraße gegangen. Damals hatte der Löwe viele Menschen erwürgt und ihre oft sehr werthvollen Habseligkeiten in seine Höhle geschleppt. Er winkte nun Sadri sich davon zu nehmen so viel ihm gefiele. Sadri ließ sich dies nicht zweimal sagen, belud sich mit Kostbarkeiten und Juwelen so gut er konnte, empfahl sich dann dem Löwen demütigst und trachtete nur schnell wieder nach Hause zu kommen, wo er mit dem Erlöse eines Theiles seines Schatzes seine Schulden zahlte und seine Handelsgeschäfte wieder begann, den Rest aber in die Erde einscharrte. Da Sadri sehr geldsüchtig und habgierig war, konnte es nicht fehlen

daß er sich bald Vorwürfe machte aus der Höhle des Löwen zu wenig mitgenommen zu haben. Dieser Gedanke ließ ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe, und brachte ihn endlich zu einer abermaligen Wandrung nach dem Eichenwalde. Der aber kennt des Schicksals Tücken schlecht, der glaubt daß was einmal gelang ein andres Mal nicht fehlschlagen könne. An jenem Tage befanden sich beim Löwen von seinen Rathgebern nur der Wolf und der Schakal, die ihn ihrer gehässigen, mordlustigen Natur halber nur immer zum Bösen anzureizen suchten. Sobald sie Sadri's ansichtig wurden, wandten sie sich zum Löwen und sagten: „König der Thiere! Wie kömmts daß du dein Gebiet nimmer zu schützen vermagst? Ein Mensch hat die Stirne sich ohne Erlaubnis hier einzufinden. Er thut dies offenbar nur um dich zu demütigen oder deine Fahrlässigkeit zu höhnen. Dies Menschengeschlecht ist überhaupt ein keckes, freches Gesindel, immer dabei sich zu übernehmen, immer geneigt Übergriffe nach allen Richtungen zu versuchen. Eine Züchtigung scheint hier angezeigt."

Der Löwe, wuthentflammt, sprang auf Sadri zu. Da merkte dieser daß er zur unrechten Stunde gekommen sei und kletterte schleunig auf die nebenstehende Eiche. Der Wolf und der Schakal hielten es für gerathen sich zu entfernen. Der Löwe, beim Baum angelangt, hielt inne, streckte sich zu seiner vollen Höhe, gieng langsam und brüllend um den Stamm herum und peitschte ihn mächtig mit dem Schweife. So standen die Sachen als der Hirsch und der Büffel herbeikamen. Sie sahen Sadri in Todesangst auf dem Baume, erriethen was vorgefallen sein mochte und hatten wieder Mitleid mit ihm. „König des Wildes," sprachen sie, „es ist eine der auffallendsten Segnungen deiner milden und gerechten Herrschaft daß nicht nur alle Wege und Klüfte, alle Wiesen und Felder ringsum dein Lob aus dem Munde derer wiederhallen, die so glücklich sind von dir beherrscht zu sein. Siehe, selbst auf die höchsten Laubkanzeln steigen die Preisredner und Prediger deiner Macht und Größe." Der

Löwe war durch diese Wendung im höchsten Grade befriedigt. „Bald," sagte er nun freundlich grinsend, „hätte ich mich vom verläumderischen Geschwätz des Wolfs und des Schakals zu einer raschen That verleiten lassen. Doch sagt dem Manne da droben daß ich ihm in Gnaden geneigt bleibe. Er möge mich in sein Gebet einschließen!" Damit zog er sich majestätisch in seine Höhle zurück. Der Hirsch und der Büffel winkten nun Sadri herabzusteigen und so schnell als möglich seiner Wege zu gehen. Er that dies ohne Verzug und war von seinem Gelüste nach den Schätzen der Löwenhöhle für immer geheilt.

Du siehst hieraus, Rachita, wie gefährlich es ist lüstern zu sein. Was wäre mit Sadri geschehen, hätten ihm der Hirsch und der Büffel nicht geholfen?

Eine andere Klippe, die du bei deiner Zusammenkunft mit Mir Selim sorgsam zu vermeiden hast, ist die der überflüßigen Ziererei. Nur wahr, nur einfach, nur natürlich sein, dies ist die erste Umgangsregel unter Liebenden. Mache es darum ja nicht wie die Frau Assim's, die sich vor einer Narzisse verschleierte, wenn du dann nicht wie sie in namenlose Verlegenheit kommen willst."

Rachita wollte den Hergang erfahren. Der Papagei berichtete:

(Der Rosenlacher und Assim's Frau.)

„In Tebris war ein König, der einen verständigen, rechtschaffenen Wesir Namens Assim hatte, dem er in Verwaltung des Reiches ganz freie Hand ließ. Einmal kamen Gesandte des Königs von Indien nach Tebris. Assim räumte den Gästen einen Palast ein und veranstaltete, um sie zu ehren, ein großes Freudenmal. Um ihnen etwas zu zeigen, was sie noch nie gesehen haben konnten, befahl er auch einem Diener des Königs, der Gülfeschan (Rosenstreuer) hieß, sich dabei einzufinden. Dieser hatte nämlich die Eigenschaft daß, so oft er lachte, ihm von Wangen und Lippen die schönsten, frischesten Ro-

sen hervorsprossten und vor ihn hinfielen. Wenn Gülfeschan irgendwo eine Weile gelacht hatte, sah's dort aus wie in einem Rosenbeet. Er war gerad im Begriffe sich zum Gastmal zu begeben, als er auf seinem Weg einem breitschulterigen, dickköpfigen Burschen begegnete, der sich wie toll geberdete, sich bald auf einem, bald auf dem andern Beine wiegte, dabei in die Hände klatschte, bald wieder einen Rundsprung machte, dann sich auf den Rücken zur Erde warf mit den Füssen in der Luft zappelnd und aus voller Kehle Hai und Hui jubelnd. Gülfeschan frug ihn, was ihn denn zu gar so übermäßiger Lustigkeit stimme. Der Bursche, der Gülfeschan nicht kannte, schlug eine widrige Lache auf, als er sich vom Boden erhob. „Wie," rief er, „soll ich nicht singen und tanzen? Heute geht's hoch her. Sind ja die indischen Herren da. Beim Wesir wird geschmaust und gebechert — Herr Gülfeschan ist auch geladen. Möge er ihnen Rosen lachen bis sie sich nimmer aus den Blättern finden. Aber mein Spaß dabei ist daß mir sein niedliches Weibchen recht wohl will und daß er erst spät nach Hause kommen kann. Heut ist mir das Himmelreich offen."

Gülfeschan verfärbte sich, als er dies hörte. Er wollte augenblicklich umkehren, aber der Befehl des Wesirs war gemessen und die Stunde des Gastmals schon da. Gefolterten Herzens eilte er in den Saal, wo schon Alles versammelt war, und kam gerade zurecht den ihm angewiesenen Platz einzunehmen. Das Gastmal lief prachtvoll ab. Die Speisen waren verzehrt, die Becher kreisten, da winkte der Wesir bedeutungsvoll den fremden Gesandten, als wolle er sagen: „Gebt acht, was jetzt kömmt," wandte sich dann mit herablassendster Freundlichkeit zu Gülfeschan und sprach: „Lange seh' ich dir schon zu, armer Junge, wie du dir Mühe giebst deinen Frohsinn und deine Heiterkeit im Zaume zu halten. Wozu diese Selbstüberwindung? Wir sind bei einem Fest der Freude. Laß daher deiner Lustigkeit freien Lauf. Unsre verehrten Gäste werden dich gern ent-

schuldigen." Bei diesen Worten des Großwesirs brach unter allen einheimischen Anwesenden, die Gülfeschans Eigenschaft wohl kannten, ein jubelndes Gelächter aus. Nur er selber zog eine noch längere Miene als bisher, kniff die Lippen sprachlos übereinander und sah nicht sowohl einem Menschen gleich, der seine Lachlust bekämpft, als vielmehr dem Manne, den ein Krokodil eben verschlingt, der nur mit dem Kopf mehr aus dessen Rachen hervorguckt und der schönen Gotteswelt den letzten Scheideblick zuwirft. Der Großwesir nahm nun unverdrossen mehre Anläufe, um Gülfeschans tacktlosen Ernst zu verscheuchen, ihn zum Lachen zu bringen und den Gesandten da Wunder zu produeiren, nannte ihn seinen lieben, heimtückischen Jungen, sein Goldhähnchen von einem Gülfeschändchen, stand selbst von seinem Sitze auf, gieng zu ihm hin, streichelte ihm die Wangen und kneipte sie — ein bei den diplomatischen Festessen des Hofes von Tebris unerhörter Vorfall — umsonst, der arme im Herzen blutende Ehmann schnitt immer weinerlichere Gesichter und da konnte denn vom Rosenlachen keine Rede sein. Allmählich stellte sich nun unter den Gästen jene Flauheit, jenes Mißbehagen ein, die allenthalben die Folge eines mit Fleiß und Liebe eingeleiteten und dann elend im Sande verronnenen Scherzes zu sein pflegen. Der Wesir gab das Zeichen zum Aufbruch, geleitete die Fremden bis an die Schwelle ihrer Gemächer, begab sich hierauf zum König und verklagte Gülfeschan in rohem, jeder Bemühung halsstärrig widerstehenden Eigensinn, durch eben so absichtliche als verschmitzte Langweiligkeit und unverschämte Flegelei dem vom König für die fremden Ehrengäste befohlnen Bankete hochverrätherisch-stumpfsinniger Weise die Spitze abgebrochen zu haben. Diese schwere Anklage brachte den König, der Gülfeschan sonst gern leiden mochte, außer sich. Werft ihn in's Gefängnis, ich will ihn gar nicht sehen, herrschte der erzürnte Gebieter den Wesir an. Dieser eilte zu gehorchen, ließ Gülfeschan in eine Kammer des obersten Geschosses seines eignen Palasts

einsperren und zwei Schildwachen an die Thüre stellen. Gülfeschan hatte nun Muße seinen trüben Gedanken nachzuhängen. Am meisten Sorge machte ihm daß ihn der König gar nicht hatte vor sich rufen lassen." Er wird mich doch nicht verurtheilen, ohne mich zu hören, sonst gestaltet sich die Sache sehr schlimm für mich!" Mit diesem unerquicklichen Gedanken trat er zum Fenster seiner Kammer und sah in den weiten Hofraum hinab. Er gewahrte den Ober-Elephanten-Führer des Wesirs, der eines seiner größten Thiere bestiegen hatte, das ein Thürmchen auf dem Rücken trug in dem ein Ruhbett stand. Er ritt gerade unter Gülfeschans mit einem schweren Eisengitter wohl gesichertes Fenster heran. Hierauf öffnete sich das Fenster des nächst unteren Geschosses. Ein leichtes, breites Bretgefüge wurde als Brücke auf die Fensterbrüstung einerseits und auf den Rücken des Elephanten andrerseits gelegt und nun huschte mit behenden Füßchen Assim's Frau Mehisar zum Elephantenführer hinüber und die gleich darauf sorgsam zugezogenen Vorhänge des Thürmchens umhüllten was drinnen vorgieng mit tiefem Geheimnis.

Als Gülfeschan dies sah, kam ihm sehr komisch vor daß es dem Wesir um kein Haar besser ergehe, als ihm selber. Er lachte bis ihm die Thränen in den Augen standen und mußte, so oft er nach dem Thürmchen mit den geschlossenen Vorhängen blickte, immer wieder vom neuen lachen, so daß das Estrich seiner Kammer bald einem Rosenteppich glich, und lieblicher Rosenduft in alle Räume des Palastes drang. Als der Wesir Abends heimkehrte und gleich um Gülfeschans Verhalten frug, sagte man ihm: „Der arme Mensch scheint den Verstand verloren zu haben. Erst ließ er sich einsperren, weil er keine Rosen lachen wollte, und kaum war er gefangen, so gieng ein ganzer Rosenschauer nieder." Der Wesir wunderte sich hierüber und meldete es am nächsten Morgen dem König. Auch dieser wußte sich Gülfeschans Benehmen nicht zu erklären. Nun besuchte der Wesir die fremden Herrn, fand sie mit Berichterstattung

an ihren Hof beschäftigt, gieng wieder nach Hause und wollte diesen Tag ganz seinem häuslichen Glücke weihen. Er lustwandelte eine Weile mit Mehisar, bestellte dann ein gewähltes Mal in ihr Gemach und war mit ihr fröhlich und guter Dinge. Nach Tische trat eine Sclavin ein mit einem wunderschönen Narzissenstrauß in der Hand. Mehisar wandte alsogleich den Rücken und verschleierte sich eilig. Assim nahm der Sclavin die Blumen ab und winkte ihr sich zu entfernen, dann sprach er zur Frau: „Wo um des Himmelswillen witterst du ein fremdes Auge, daß du dich hier verschleierst?“ Mehisar lispelte mit übersittsamer Geziertheit: „Ich will mich ganz nur deinem Blicke erhalten und mag nicht leiden daß die losen Narzissenaugen*) so dreist nach mir lugen.“ Diese Rede hätte ihm bald einen hohen Begriff gegeben von dem Kleinod, das er an Mehisar besitze, doch stand neben ihr ein hohes, aus Golddraht geflochtenes Bauer, in dem eine Taube seltener Art saß. Als die seiner Frau scheinheilige Lüge hörte, fieng sie mit einem Male laut zu lachen an und so zu lachen, daß sie sich schier nimmer erholen konnte. Mehisar wurde hochroth und kam aus einer Verlegenheit in die andre. Selbst in der arglosen Seele des Wesirs dämmerte nun die Ahnung auf: es sei hier nicht Alles wie es sein sollte. Er kratzte sich verdrießlich den Kopf, gieng auf sein Zimmer, ließ alle weisen und gelehrten Männer der Stadt zu sich entbieten, erzählte ihnen den Vorfall und forderte sie auf den Grund deßelben auf streng wissenschaftlichem Wege zu ermitteln. Hierauf entfernte er sich und die studierten Herrn steckten die Köpfe zusammen und beriethen und disputirten mehre Stunden ernst und eifrig in geschlossenem Raume. Einer der anwesenden Naturforscher wollte freilich behaupten: die Wissenschaft kenne sogenannte Lachtauben, deren Natur es sei auch ohne Anlaß

*) Die Narzisse wird in morgenländischen Liebesliedern häufig mit dem Auge des oder der Geliebten verglichen.

zu lachen. Dieser Meinung traten jedoch einstimmig die Andern entgegen. „Die Wissenschaft," sagten sie, „kann einer sogenannten Lachtaube zu Liebe nicht von dem feststehenden Grundsatz abgehen: daß es keine Wirkung ohne Ursache giebt, und könnte sie es, so wäre damit wenig geholfen, denn es bliebe dann zu erklären warum die Frau des Wesirs, angenommen die Taube habe ohne Grund gelacht, durch der Taube Gelächter in große Verlegenheit gestürzt worden sei." Kurz, wenn die Wissenschaft neben den Lachtauben nicht auch Schämfrauen, d. h. Frauen, die sich von selbst und ohne Grund schämen, statuire, so sei mit seiner Angabe nichts geleistet und der Fragepunct durch selbe nicht gelöst sondern umgangen.

Der Naturforscher erwiederte trocken: Das sei barer Unsinn. Er habe von „Schämfrauen" seine Lebtage nichts gehört. Nun wurde die Formfrage verhandelt: wie der Wesir von der Niederlage der Wissenschaft, die unumwunden einzugestehen immer schwer falle, anständiger Weise zu unterrichten sei? Nach langem Hinundherreden entschieden sie sich ihre Ansicht dem Schriftführer in folgender Fassung anzusagen:

„In Anbetracht des Umstandes daß die jeweiligen Ursächlichkeitsbeziehungen eines thierischen Lachmuskelreizes auf die jedenfalls den Rückwirkungen eines jedem Folgerichtigkeitsansinnen entschlüpfenden weiblichen Ideenganges einzureihende als Röthe der Stirn- und Wangenepidermis angegebene Erscheinung den wissenschaftlichen Forschungsbehelfen der Jetztzeit brauchbare Ausgangspuncte zu liefern völlig ermangeln,"

„in Erwägung ferner des Umstandes daß die Wissenschaft nicht eingeladen werden kann ihren dermaligen hohen Standpunct klarer Gegenständlichkeit zu verlassen, um die dunklen Irrgänge der seelischen Zustände einer bezeichneten Sonderthierheit oder das Labyrinth eines unzurechnungsfähigen Launengemengsels, als welches sich die weibliche Geistesanlage erweist, tappend zu betreten,"

„in billiger Bedachtnahme endlich auf die von der Geschichte aller Zeiten unumstößlich festgestellte Thatsache daß wahre Weise auf solche Fragen, deren Beantwortung ihnen füglich nicht hätte zugemutet werden dürfen, sich in den undurchsichtigen Mantel gewiegter Schweigsamkeit zu hüllen von jeher berechtigt waren"

„sind wir gegenwärtige Gelehrte und Professoren von Tebris in der Lage die uns gestellte Frage dahin zu bescheiden: daß wir bei dem erlauchten Wesir die Ermittlung der gewünschten Auskunft durch umsichtige Befragungsvornahme an den betroffenen Wesen selber — so weit eine solche auf dieselben anwendbar ist, wärmstens befürworten."

Dies urkundliche Gutachten wurde Assim überreicht und die Versammlung zerstreute sich.

Der Wesir las die Schrift, dachte: „Daß mir meine Frau, wenn sie will, sagen kann, warum sie in Verlegenheit gerieth, hätte ich selber gewußt" und griff unwillkührlich hinter das Ohr, um sein jetzt sorgenschweres Haupt durch heftiges und anhaltendes Krauen zu erleichtern.

Sei es nun daß die Gelehrten in der Stadt erzählten, warum sie zum Wesir berufen worden waren, sei es daß er sich noch selber an Andre um Aufklärung wandte: der Vorfall wurde allgemein ruchtbar und gelangte auf Umwegen selbst dem König zur Kenntnis, bei dem das Räthsel, das wie es hieß Niemand zu lösen im Stande sei, lebhafte Neugierde erweckte, so daß er anbefahl alle möglichen Nachforschungen anzustellen, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Endlich hörte auch Gülfeschan in seiner Haft den Gefangenwärter davon reden wie die Frau des Wesirs, als man ihr Narzissen brachte, sich verschleiert habe, worauf sie von ihrer Taube ausgelacht worden sei, wie alle Gelehrten den Grund des Gelächters nicht aufzuweisen vermögen, und der König eifrig bemüht sei ihn in Erfahrung zu bringen.

Gülfeschan sprach: „Meldet dem Könige von mir daß ich ihm die Sache aufklären kann." Der Gefangenwärter that wie ihm ge-

heißen war. Wenig Minuten darauf wurde Gülfeschan vor den König gerufen, der ihn zürnenden Aussehens empfieng und sprach: „Habe ich an dir nicht eine Schlange im Busen genährt? Was bewog dich neulich beim Gastmahl, das ich durch den Wesir den indischen Gesandten geben ließ, zu einem so schmählichen Benehmen? Darüber verantworte dich zuerst und wenn du es vermagst und mir noch dann den Grund angeben kannst, warum jene Taube lachte und Assim's Frau in Verlegenheit kam, so will ich diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen."

Gülfeschan sprach: „Hoher königlicher Herr! Ich konnte neulich bei dem Feste nicht lachen und hätte es mein Leben gegolten, weil ich am Hinwege einem Burschen begegnete, der eben zu meiner Frau gieng mir einen sehr unangenehmen Dienst zu leisten, während ich nicht mehr an der Zeit war es zu verhindern. Die Taube der Wesirsfrau mag aber wohl lachen wenn diese ihre Ziererei und Scheinheiligkeit so weit treibt sich vor Narzissen zu verschleiern, denn die Schändliche unterhält, wie ich mit eignen Augen sah, hinter dem Rücken ihres Mannes einen Liebeshandel mit seinem Elephantenführer."

Der König war nun befriedigt und nahm Gülfeschan wieder zu Gnaden auf. Dem Wesir theilte er unter vier Augen den Sachverhalt mit. Mehisar und Gülfeschan's Frau wurden verstoßen und schleppten ihre Schmach durch's Leben mit sich. —

Lasse dir dies zur Warnung vor aller Ziererei dienen. Ich hätte dir noch eine Geschichte zu erzählen, doch die wollen wir für morgen aufheben, denn du mußt nun schnell zu Mir Selim gehen."

Rachita gieng zum Hausthor, öffnete es und sah gerade das Sonnenantliz aus dem Wolkengitter des Ostens eine Rosenfluth glühender Strahlen ins Firmament lächeln. Sie schloß das Thor und legte sich schlafen.

Einundzwanzigste Nacht.

Der Tag gieng ohne merkwürdige Zwischenfälle vorüber. Als die Sterne vom Nachthimmel blinkten trat Rachita, in schweren, weißen Atlas gekleidet, von Juwelen funkelnd vor den Papagei. Sie trällerte eben das Liedchen:

Daß ich des Nachts alleine
Mich auf den Weg gemacht,
Dazu hat mich der Meine
Mit seiner Lieb' gebracht!

„Erzähle mir noch schnell“ sprach sie dann „die Geschichte, die du mir gestern schuldig bliebst.“

Er erwiederte: „Sie ist der letzten völlig ähnlich und macht wie sie anschaulich daß Ziererei und Gleisnerei gefährlich ausschlagen können, darum wäre es vielleicht besser du giengst gleich zu Mir Selim.“

Rachita bestand aber darauf sie zu hören.

Er dachte: „Da die Verrätherin offenbar in der Heuchelei Unterricht nehmen will, benütze ich dies ungefährdet zu schwatzen was mir durch den Sinn läuft“ und begann zu erzählen:

(Der Todtenschädel.)

„Im Lande Jemen lebte vor langer Zeit ein Kaufmann. Sein Name war Dschewherschinas (Juwelenkenner) und er hatte außer Frau und Tochter keine Angehörigen. Als er einst durch die Felder spatzieren gieng, fiel sein Auge auf eine rundliche, weiße Stelle des Bodens. Er stocherte mit der eisernen Spitze seines Stabes die Erde auf und grub nicht ohne Mühe einen Todtenschädel heraus. Bei näherer Besichtigung entdeckte er auf der weißen, glatten und sehr starken Hirnschale eine eingeritzte oder eingeschnittene Schrift. Die Züge waren alterthümlich aber noch vollkommen lesbar. Es stand geschrieben:

Achtzig Menschen macht' ich todt
Seit ich auf der Erde wandre.
Durch des Schicksals Machtgebot
Tödt' ich, todt, noch achtzig Andre.

Über den möglichen Sinn dieser Worte nachdenkend hüllte er den Schädel in sein Schweißtuch und trug ihn mit sich. Der mag bei Lebzeiten auf den Schultern eines Scharfrichters, eines Verläumders, eines Angebers oder vielleicht eines wackeren Kriegers gesessen sein, oder etwa einem unglücklichen Steuermann angehört haben, der sein Schiff scheitern ließ. In jedem dieser Fälle könnte er lebend wohl 80 Menschen zu Grunde gerichtet haben. Wie er aber jetzt noch, nach seinem Tode, anderen 80 zu Leibe gehen will, das ist mir zu hoch. Hart schiene seine Schale freilich genug um noch einige lebende Köpfe blutig zu schlagen, doch dem will ich vorbeugen. Zu Hause angelangt holte er einen metallnen Mörser und einen schweren Stößel, schloß sich in sein Gemach ein und zerstieß und zerrieb den Todtenkopf zu eitel feinem, weißem Knochenmehl, schüttete es in eine Büchse, klappte ihren Deckel zu und verwahrte sie in einer seiner Truhen. Bald darauf mußte er in Geschäften verreisen.

Seine Tochter, ein liebes, unschuldiges Kind von 15 Jahren, machte sich einmal seine Abwesenheit zu nütze um in seinem Zimmer herum zu kramen, die Laden des Vaters zu durchsuchen, die Truhen aufzumachen und manche Kostbarkeit, manches Geschmeide, das da sorgsam aufgehoben war, neugierig zu beschauen. Endlich fiel ihr jene Büchse in die Hand. Sie öffnete sie, besah sich eine Weile das weiße Pulver schüttete ein wenig davon ins hohle Händchen und brachte es mit demselben zum Munde. In dem Augenblicke trat ihre Mutter ins Gemach. Das Pulver schmeckte weder süß noch bitter und sie beeilte sich es zu verschlucken. Die unmittelbare Folge war ein leichtes Unwohlsein. Bald darauf stellten sich bei dem Mädchen die Anzeichen einer beginnenden Schwangerschaft ein und nach 9 Monaten war ein frischer, kleiner Schreihals im Hause, dem die bestürzte Großmutter, die den Hergang wußte und sicher war daß ihre Tochter von keinem Manne berührt worden sei, Ibn ul Ghaib oder den Niemandssohn nannte. Der neue Ankömmling hatte einige Jahre Zeit lustig heranzuwachsen und war schon ein recht verständiges Knäblein bis Dschewherschinas von seinen Reisen zurückkam. Dieser frug augenblicklich wem der hübsche Junge gehöre und als ihm die ganze leidige Geschichte erzählt wurde, war er sehr betroffen und sprach dann nachdenklich vor sich hin: „Ja das Schicksal! Das geht seinen Weg und läßt sich nicht aufhalten.“

Als Ibn ul Ghaib zwölf Jahre alt war kamen Kaufleute aus der Stadt Simak, die Juwelenhändler wie Dschewherschinas waren, zu diesem und verkauften ihm allerhand Edelsteine. Als sie sich entfernt hatten, kam Ibn ul Ghaib ins Zimmer gesprungen, stellte sich zu Dschewherschinas, als er ihn mit neuen Steinen herumhantbieren sah, faßte dieselben scharf ins Auge und sprach: „Ei, Großväterchen, an dem Handel magst du nicht viel verdient haben.“ — „Wie so, vorlauter Junge,“ erwiederte der Alte verdrießlich, „willst du mich mein Gewerbe lehren?“ — „Sieh nur,“ sprach der Knabe, zwei

grüne Steine aus den andern mit dem Finger herausschiebend. „Zahltest du die zwei matten Dinger für Smaragde? Sieh sie nur selber gut an. Die sind doch nur schlechtes Glas.“ Dschewherschinas prüfte die zwei ausgesonderten Steine lange und sorgfältig und erkannte sie endlich als falsch. Er steckte sie zu sich, suchte die fremden Kaufleute auf, traf sie in ihrem Chan, stellte ihnen die zwei Steine zurück und bat um Rückerstattung des Kaufschillings. Sie wurden sehr verlegen, denn sie waren ehrliche Leute und selber getäuscht worden. Sie besichtigten nun die zwei angeblichen Smaragde mit äußerster Genauigkeit, mußten zugeben daß sie nicht echt seien, entschuldigten sich hierauf, gaben ihm das Geld zurück und wünschten ihm Glück sich bei seinen Jahren noch eines so scharfen, verläßlichen Blickes zu erfreuen. „Danke schönstens, ihr Herrn,“ sprach der Alte schmunzelnd. „Ich habe zwar in meinem Leben schon mit gar manchem funkelndem Steinchen geliebäugelt, versteh' mich auch noch so ziemlich darauf, wie viel sich für eines oder das andere der glitzernden Dingerchen geben läßt, doch um die Wahrheit zu sagen war es diesmal ein viel jüngeres und schärferes Auge als meines, das mir den Liebesdienst erwies mich vor Schaden zu wahren.“

Die Kaufleute frugen gleich angelegentlich wer es entdeckt habe daß die Smaragde falsch seien. Dschewherschinas antwortete: „Ein Knabe von zwölf Jahren, mein Enkel Ibn ul Ghaib.“ Da beriethen sich die Kaufleute eine Weile und baten dann Dschewherschinas ihnen doch den Jungen nach ihrer Heimat mitzugeben. Sie sagten: „Ihr seid ein Mann, der ein sehr bedeutendes Vermögen besitzt, dessen Name von Tibet bis nach Buchara bekannt ist und der nun in Ruhe verzehren kann was er sich in rüstigen Jahren erwarb. Wir andre sind Anfänger und haben noch eine lange Wanderung vor uns, um des Gewerbes goldnen Boden zu finden. Überlaßt uns den Jungen nur ein Paar Jahre, so ist unser Glück gemacht. Es wird ihm bei uns vortrefflich ergehen. Wir wollen ihn wie einen Bruder halten.

Und was soll's denn dem Junker schaden, wenn er etwas fremden Brauch und fremde Sitte kennen lernt und ein Bißchen Welt sieht?"

Da wurde Dschewherschinas traurig und sprach seufzend: „Vermissen würde ich ihn jeden Falls recht schmerzlich, wenn er mit euch zöge, doch ist er in so wunderbaren Verhältnissen geboren, daß ich mir längst zur Regel machte ihm in Allem seinen Willen zu lassen. Wendet euch mit eurem Antrag an ihn selber. Hat er Lust mit euch zu gehen, so geb' ich ihm dazu meinen großväterlichen Segen, hat er keine, so erwartet nicht daß ich ihn überrede, denn ich darf ihn auf seinem Lebenswege in keiner Weise beirren."

Die Kaufleute begleiteten nun Dschewherschinas nach seinem Hause und traten unmittelbar mit Ibn ul Ghaib in Unterhandlung, dem ihr Antrag gleich unendlich gefiel. Er sagte: „Die andern Jungen hier höhnen und necken mich. Sie fragen mich immer wer mein Vater ist und schneiden dabei tölpische Gesichter. Ich kenne meinen Vater nicht und kann nichts dafür ihn nicht zu kennen. Laßt mich mit den fremden Herrn auf ein Paar Jahre fortgehen, Großväterchen, dann komme ich wieder zu euch und die dummen Jungen werden indeß klüger geworden sein."

Dschewherschinas ließ ihn gewähren und er reiste mit ihnen nach Simak. Dort lebte er einige Zeit mit seinen neuen Freunden und brachte durch seine genaue Kenntnis alles edlen Gesteins ihr Handelsgeschäft zu rascher Blüthe. In der Stadt kannte ihn bald Jedermann. Sie nannten ihn allgemein den klugen Jemanenser. Simak gehörte aber einem mächtigen Könige, der sich dort durch einen einsichtsvollen Wesir vertreten ließ. Kjambin, so hieß der Wesir, hatte nur eine Schwäche. Er huldigte dem Frauenvolk allzusehr. Er hielt vierzig Sclavinnen, deren schönster, Namens Dildschui, er das Regiment über ihre neun und dreißig Gefährtinnen anvertraut hatte. Eines Abends saß er mit ihr im Lusthause eines seiner Gärten neben einem Springbrunnen und großen Wasserspiegel. Die

andern Sclavinnen unterhielten sich damit Goldfische zu angeln. So oft sich einer so fieng daß ihm der Angel genommen und daß er lebendig erhalten werden konnte, wurde er einstweilen in ein großes mit frischem Wasser gefülltes silbernes Waschbecken gelegt. Als die Mädchen des Fischens müde waren, trugen sie das Becken mit den lebendigen Fischen, um ihren Fang vorzuweisen, ins Lusthaus vor den Wesir und Dildschui und zerstreuten sich dann im Garten. Dildschui, als sie die Fische sah, zog schnell den Schleier doppelt über ihr Antliz. Von Kjambin befragt warum sie dies thue, sprach sie: „Siehst du, die Fische sind alle lebendig. Gewiß sind auch Milcher darunter. Der Gedanke daß sie begehrliche Blicke nach meiner Schönheit werfen, verletzt mich ins Innerste und . . . .“ Die Goldfische, als sie die Rede Dildschui's bis hieher gehört hatten, schnellten alle mit einem Male aus dem Wasserbecken in die Höhe, überpurzelten sich wieder hinein, schnalzten und schmazten, kurz gaben sich plötzlich einer auffallenden Munterkeit und Lustigkeit hin. Dilschui's Wort aber erstarb auf der Zunge, als sie es bemerkte. Es schien ihr etwas sehr Unangenehmes begegnet zu sein und sie blieb auf einige Fragen Kjambin's stumm wie ein Fisch. Als sie sich ein wenig gesammelt hatte, behauptete sie die Abendkühle schade ihr, und zog sich zurück. Der Wesir machte sich sonderbare Gedanken über die große Schamhaftigkeit seiner Dildschui und die unzurechtfertigende Lustigkeit der Goldfische. Er theilte den Vorfall einigen seiner ältesten Freunde und Vertrauten mit, sagte: er lasse sich nicht nehmen daß hinter der Sache etwas stecke, und bat um ihre Meinung. Sie erwiederten: „Wer kann wissen ob Goldfische etwas meinen, wenn sie schnellen und schnalzen? Über so was ein Urtheil abzugeben ist höchst mißlich.“ Er aber ließ sich hiermit nicht beruhigen. „In der Sache“ sprach er „muß ich klar sehen und gelt' es was immer. Sagt nur was ihr denkt. Ich weiß ja daß ihr irren könnt!“ — Da fiel ihnen ein zu sagen: „Wenn dir Jemand Aufschluß geben kann, so

ist nur Einer hier, der kluge Jemanenser. Der versteht was der Hund bellt und was die Katze miaut. Er weiß wie roth die Rose blühen wird und wie laut die Nachtigall klagen darf. Er durchschaut des Edelsteins Gefunkel und liest jeden Talisman wie seine eigne Unterschrift." —

Kjambin ließ Ibn ul Ghaib holen und befrug ihn. Er verlangte die Fische zu sehen. Sie wurden gebracht und trieben, als sich Ibn ul Ghaib dem Becken näherte, einen ähnlichen Tanz, nur minder heftig als unmittelbar nach Dildschui's züchtiger Äußerung. Es sah fast aus als hätten sie ihm die Geschichte erzählen wollen. Er verlor sie während ihrer Bewegung nicht aus dem Auge. Als sie sich beruhigt hatten, bat er den Wesir alle Zeugen zu entfernen und nachdem dies geschehen war sprach er: „Herr, die Fische wurden so überlustig als Dildschui sich vor ihnen verschleierte, weil sie wissen oder zu wissen glauben daß Dildschui dich betrügt, daß jede deiner Selavinnen mit ihrer Erlaubnis einen jungen, hübschen Mann in ihrer Kammer verborgen hält und daß der Hübscheste von Allen in ihrer eignen Kammer steckt."

Der Wesir ließ nun untersuchen und die Sache verhielt sich wirklich so. Die vierzig Paare wurden darauf sämmtlich dem Schwerte der Gerechtigkeit überliefert, und der Schicksalsspruch, den Dschewherschinas in den Todtenschädel eingegraben gefunden hatte, war somit in Erfüllung gegangen. —

Hätte Dildschui" bemerkte der Papagei hier „ihre Ziererei und Scheinheiligkeit nicht so weit getrieben sich vor Fischen, weil Milcher dabei sein konnten, zu verschleiern, so wäre ihr's wahrscheinlich lange noch recht wohl ergangen." —

„Warum" erkundigte sich hier Nachita „ist denn die Ziererei, die sich, scheint mir, in vielen Fällen mit Maß recht zweckmäßig anwenden ließe, gar so verpönt?"

„Der Grund liegt darin," versetzte der Papagei, „weil sie mei-

stens als ein sicheres Zeichen von Treulosigkeit gilt. Wer's ehrlich meint braucht sich nicht zu zieren. Treulosigkeit aber ist der ärgste Vorwurf, der sich überhaupt gegen Jemand erheben läßt. Hüte dich Mir Selim je zu diesem Vorwurfe zu berechtigen. Dein Ruf würde dabei so sehr leiden wie unter Frauen jener der Hemenas, wie unter Männern jener des Muchtar litt."

Nachita wollte wissen was man den Genannten Übles nachrede. Der Papagei erzählte:

(Hemenas.)

„Auf Serendib*) lebte einst ein Mann, der Bichsad hieß und eine sehr schöne Frau Namens Hemenas hatte. Um eine Erbschaft zu beheben mußte er einmal auf einige Wochen verreisen. Hemenas wollte sich indessen zu Hause nicht langweilen. Sie knüpfte ein Verhältnis mit einem jungen Manne an, der täglich sie zu besuchen kam, mehrentheils die Nächte auch bei ihr zubrachte und sie so vortrefflich zu unterhalten verstand, daß sie gar keine Freude hatte als ihr Mann wieder zurückkam, weil nun die Zusammenkünfte mit ihrem Geliebten unterbleiben mußten. Diesen in die Länge zu entbehren war mehr als sie sich auferlegen zu können meinte. Sie sann auf Mittel ihn wieder zu sehen und verfiel auf das sehr einfache, in den Trunk, den sie ihrem Manne allabendlich, gleich nachdem er sich auf's Lager gestreckt hatte, reichen mußte, einmal eine mäßige Beigabe von Opium zu mengen. Ihr Mann schlief bald fest. Sie kleidete sich wieder an, steckte zum Schutze ihrer Person bei der beabsichtigten nächtlichen Wanderung einen kleinen aber sehr scharfen Dolch Bichsads zu sich und machte sich auf den Weg zum Geliebten. Zufällig hatte sich jedoch jene Nacht ein Dieb in Bichsads Schlafgemach geschlichen und

*) Zeilon.

dort versteckt das Thun seiner Frau beobachtet. Als sie das Haus verließ, gieng er ihr nach und sah wie sie in das Haus eines einzelnen jungen Mannes, der als Wüstling bekannt war, trat. Der Dieb rief die Nachtwache und zeigte an daß ein verbotner Liebeshandel im Werke sei. Das bezeichnete Haus wurde umringt, durchsucht und Hemenas mit ihrem Geliebten auf der That ertappt. Nun war auf Serendib der Obrigkeit Brauch, wenn sie Liebesleutchen auf verbotnen Wegen erwischte, die Weiblein laufen zu lassen und die Männchen aufzuknüpfen. Die Nachtwache führte also den Jüngling vor sein Haus hinaus, knüpfte ihn an den nächsten Baum und gieng ihrer Wege. Hemenas, um die sich Niemand weiter gekümmert hatte als der Dieb — der sie von einiger Entfernung beobachtete und wahrscheinlich wissen wollte was sie nun thun werde — trat zum Baume, schnitt den Strick ab und hoffte den Geliebten zu retten. Er hatte noch Leben in sich. Als sie ihr Antliz über das seine beugte, um es mit Küssen zu bedecken, schnappte er auf einmal nach ihrer Nase, biß ihr dieselbe rein ab und verschied dann wirklich. Sie entfloh heulend, fürchtete sich aber bald die Nachtwache noch einmal herbeizuziehen, und lief dann, ihren Schmerz so viel als möglich bewältigend, nach Hause. Am Lager neben ihrem Manne dachte sie nun nach, wie sie vor ihm bei seinem Erwachen den Verlust ihrer Nase rechtfertigen könne. Ihr Plan war bald gemacht. Als er spät am Morgen erwachte, erhob sie ein unmäßiges Geschrei, behauptete er habe im Erwachen plötzlich durch einen Biß nach ihrem Gesichte dasselbe furchtbar verstümmelt, dann schrie sie und lärmte: sie werde sich von ihm scheiden lassen und jedenfalls den Ersatz ihrer Nase gerichtlich fordern. Bichsad erwiederte: „Du bist von Sinnen. Ich schlief nie so gut und so ruhig wie heute Nacht. Sie ließ dies nicht gelten und zog durch ihr Geschrei alle Nachbarsleute herbei, die endlich sich nicht anders zu helfen wußten als damit daß sie die streitenden Gatten vor Gericht brachten. Dort schien man, nachdem die

Anklage und die Vertheidigung gehört wurden, sehr geneigt nach den Worten des Gesetzes: „Zahn um Zahn, und Auge um Auge“ gegen Bichsad zu entscheiden. Er sollte eben verurtheilt werden entweder seine Nase zu verlieren oder ein sehr hohes Schmerzengeld zu erlegen, da trat der Dieb als Entlastungszeuge auf und gab an, die Frau beschuldige ihren Mann fälschlich, indem ihr die Nase von demselben jungen Manne abgebissen worden sei, den die Nachtwache in der letzten Nacht aufgeknüpft habe. Der Richter war nicht Willens auf dies Zeugnis Werth zu legen. Der Dieb aber erhitzte sich und sprach:

„Herr! Begeht keine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Wenn diese Frau die Wahrheit sagt und ihr Mann ihre Nase, nachdem er sie abbiß, nicht verschluckte, so muß sich dieselbe auf dem gemeinschaftlichen Lager der Gatten vorfinden. Sage ich aber die Wahrheit, so muß ihre Nase noch im Munde des erhenkten jungen Mannes sein.“ Der Richter ließ nun untersuchen und die Wahrheit kam aus Tageslicht. Hemenas wurde bestraft und blieb fortan, wie sie es ihrer Treulosigkeit halber verdient hatte, der Hohn ihres Geschlechtes.“

Nachita schien von der Geschichte wenig auferbaut. Sie sprach: „Nun? Und Muchtar? Was geschah mit dem?“

Der Papagei nahm wieder das Wort:

(Muchtar.)

„Vor langer Zeit lebte in Jesd ein Kaufmannssohn, Namens Muchtar, dessen Herz so böse und verderbt war, daß ihn seine Ältern nur um sich seiner zu entledigen an ein reiches Mädchen, das Mejmuna hieß, nach Schiras vermählten. Mejmuna war ein herrliches, gefühlvolles Wesen, und bekämpfte ihres Gatten rohen und wilden Sinn mit immer gleicher Sanftmut und Milde. — Er gefiel sich nicht lange in Schiras, ließ sich die Mitgift seiner Frau auszahlen

und beredete sie mit ihm nach Jesd zu reisen. Auf der Reise hielten sie einmal Nachtlager neben einem Brunnen. Als Mejmuna schlief, trug sie der Unmensch aus dem Zelte zum Brunnen und warf sie hinab. Dann setzte er die Reise nach Jesd fort, machte dort angelangt alle Kostbarkeiten und die ganze Ausstattung Mejmuna's zu Geld und gab sich einige Zeit einem wüsten Lebenswandel hin. Mejmuna's Geld hatte er bald verschwendet. Das Haus seiner Ältern war ihm längst verschlossen, Betteln wollte auch nichts eintragen, denn Jedermann kannte und verabscheute ihn in Jesd, also begab er sich nach Schiras, nahm dort seinen Stand auf einem der Friedhöfe und fristete sein Leben mit dem Almosen derer, die er anbettelte. —

Mejmuna war jedoch in jenem Brunnen nicht umgekommen, denn er war vertrocknet. Nachdem sie eine Weile bewußtlos drinnen gelegen war und von einigen Quetschungen viel Schmerz ausgestanden hatte, war es oben in der Mündung des Brunnens hell geworden. Nach einiger Zeit hatte sie den Tritt einer Karawane zu vernehmen geglaubt, so laut sie konnte um Hülfe gerufen, und war von vorbeiziehenden Kaufleuten herausgezogen und nach Schiras zu ihren Ältern gebracht worden. Diesen hatte sie aber von Muchtar's abscheulicher That, um die sie wußte, da sie in seinen Armen im Augenblicke als er sie in den Brunnen stürzte erwacht war, nichts erzählt, sondern vorgegeben: sie seien von Räubern überfallen worden und die hätten sie zum Brunnen geschleppt und hinabgeworfen. Als nun Mejmuna einmal mit ihrer Mutter jenen Friedhof besuchte, auf dem sich Muchtar indessen als Bettler angesiedelt hatte, erkannten ihn die Frauen und brachten ihn mit sich nach Hause. Der Vater gab eine neue Mitgift und eine zweite Ausstattung und Muchtar lebte einige Zeit mit Mejmuna in Schiras. Dann fieng er allmählich an über Luft und Wasser zu klagen, Jesd über Alles zu rühmen und endlich gelang es ihm durch heuchlerische Vorspieglungen: wie er jetzt ein

besserer, durch die Schule des Unglücks gegangener Mensch sei, Mejmuna abermals zur Reise nach Jesd zu bewegen. Wieder wurde bei jenem Brunnen Nachtlager gehalten. Mejmuna frug ihn, als sie sich im Zelt schlafen legte: „Muchtar, willst du mich wieder in den Brunnen werfen?“ Er beruhigte sie so gut er vermochte. Als er aber merkte daß sie eingeschlafen war und ruhig und gleich athme, hob er sie auf, eilte zum Brunnen und stürzte sie diesmal kopfüber hinab. Nach dem schweren Fall war's im Brunnen still wie in einem Grab. — Und er zog des Morgens nach Jesd hin und verpraßte und vergeudete seinen zweiten Raub und starb im Elend als ein Auswürfling der Menschheit.

Hieraus erkenne“ sprach der Papagei „den Fluch, der alle Treulosigkeit trifft. Aber nun säume nicht länger zu Mir Selim zu gehen.“

Als Rachita das Hausthor öffnete war heller Tag und sie kehrte um, sich in ihr Schlafgemach zu begeben.

Zweiundzwanzigste Nacht.

Auch der Abend des nächsten Tages kam endlich heran Rachita gieng zum Papagei und sprach: „Wie viel Tage sind's nun schon daß ich deiner Sorglosigkeit halber noch immer unbefriedigt bin?

Er erwiederte: „Ach Herrin, was kann ich dafür daß sich des Schicksals Gewalten hemmend zwischen dich und dein Ziel stellten. Ich kann nichts thun als dich getreulich auf Alles aufmerksam machen, was mir wichtig dünkt. Mit Unbedachtsamkeit und Eile wäre ja doch auch nichts geleistet. Laß doch deinem Schicksale seinen ruhigen Lauf. Was würde es fruchten, wenn du dich dagegen auflehntest so, wie jener Seidenweber gegen das seine ankämpfte. Mußte der seine nutzlosen Anstrengungen nicht am Ende selber bereuen?"

Rachita frug, wie es jenem Manne ergangen sei. Der Papagei sprach:

(Der Seidenweber.)

„In Irak lebte einst ein Weber, der die herrlichsten Stoffe kunstreich zu verfertigen verstand. Er war täglich vom frühen Morgen bis lang nach Sonnenuntergang bei seinem Webstuhl und konnte

unermüdlichem Fleiße und großer Geschicklichkeit zum Trotze doch nie mehr verdienen, als knapp ausreichte ihn und seine Frau zu nähren. Einmal mußte er einen Wollkrämpler aufsuchen und fand in dessen Hause Reichthum und Überfluß. Nachdem er sein Geschäft mit ihm in Ordnung gebracht hatte, kehrte er ganz niedergeschlagen zu seiner Frau zurück und sprach: „Fürwahr, die Leute unsrer Stadt hier wissen das Verdienst eines geschickten Handwerksmannes nicht zu würdigen. Der Wollkratzer drüben sitzt im Gold bis an den Gürtel und ich, der ich allein hier des Königs Purpur zu weben im Stande bin, muß überfroh sein, wenn ich mein Lager nicht ohne Nachtmahl suche. Ich will in die Fremde ziehen, will eine Stadt finden, in der sich Fleiß und Kunstsinn lohnen und wenn ich mir Anerkennung verschafft und ein Sümmchen Goldes verdient habe, wieder zu dir zurückkehren. Sagt man doch daß der Neumond selber nimmer Vollmond würde, wenn er immer auf einer Stelle hocken wollte."

„Ach ich bitte dich, lieber Mann," fiel hier seine Frau ein, „schlag dir derlei thörichte Gedanken aus dem Sinne. Was uns beschieden ist, werden wir erlangen, mehr aber um kein Stäubchen. Weißt du die Geschichte vom König von Balch nimmer?" — „Nein," erwiederte der Weber, „ich glaube, ich habe sie nie gewußt." — „Nun, so höre" sprach die Frau.

„Als der König von Balch einst auf der Jagd Mittagruhe hielt und sein Mahl im Freien verzehrte, kam eine Biene geflogen, nahm vor seinen Händen eine Brotkrumme und flog damit fort. Er gieng ihr nach. Sie flog zu einer Ulme und setzte sich auf einen Ast derselben, auf dem ein Sperlingsnest war, das die Alten verlassen hatten. Drei junge, blinde Sperlinge streckten, als sie die Biene summen hörten, die Schnäbel heraus. Sie theilte die Krumme auf dem Ast in drei Krümmchen und steckte einem jeden der kleinen, blinden Vögel eines in den Schnabel.

Siehst du, wer für die sorgte und ihnen Nahrung sandte, der wird auch uns werden lassen, was uns gebührt. Drum lasse deine Pläne und bleib fein hier" —

Der Weber sprach: „Vertrauen auf den Himmel ist eine schöne Sache, doch darf es niemand hindern sich für die eigne Haut zu rühren." Er nahm Abschied von ihr und reiste nach Nischabur. Da gieng freilich Alles anders von statten. Er bekam gleich viele und Gewinn bringende Beschäftigung, hatte bald einen straffen Beutel voll schöner Goldstücke beisammen und konnte sich auf die Heimreise machen, um seine Frau damit zu überraschen. Am Wege mußte er übernachten, legte sich unter einen Baum und schlief ein. Da träumte ihm, er höre mächtige Flügel rauschen und sehe in geringer Entfernung von seinem Lager einen Adler und eine Eule auf den Boden stoßen. Die beiden Vögel setzten sich nahe zusammen. Endlich schrie der Adler die Eule an: „Ich sehe nicht beim Sternenlicht. Ich bin das Streben dieses Biedermannes, führte ihn nach Nischabur und bringe ihn nun mit gefülltem Seckel heim. Doch wer bist du?" — „Ei scharfsinniger Vogel," kreischte die Eule, „die Mühe hättest du dir ersparen können. Ich bin der Unstern dieses braven Mannes. Meine Bahn ist mir von Ewigkeit her vorgezeichnet. Gar oft schon blinzte ich auf ihn herab. Nur jetzt, weil ihn mir der Baum verdeckte, huschte ich herunter, um bequemer zu sehen, wie der Dieb, der dort des Weges kömmt, ihm seinen ledernen Beutel stiehlt."

Das Traumbild verschwamm. Als der Weber erwachte, war heller Morgen. Er erinnerte sich seines Traumes, griff nach seinem Beutel, doch der war verschwunden. Das that schmerzlich weh. Mit leerer Hand nach Hause zu kommen schien ihm eine Feigheit. Er wanderte daher geraden Wegs nach Nischabur zurück, wurde dort von seinen früheren Kunden mit Freuden begrüßt, arbeitete mit rastloser Anstrengung und hatte bald die Befriedigung eine Summe Goldes, doppelt so groß als die eingebüßte, sorgsam in einer Geld-

katze verwahrt sich um den Leib binden zu können. Darüber gürtete er sich, steckte noch einen Dolch vorzüglichster Güte, nachdem er ihn selber geschliffen hatte, in den Gürtel und trat abermals die Heimreise an. Die Nacht überraschte ihn am Wege. Er lagerte sich unter einen Baum, nicht um zu schlafen, nur um seinen müden Gliedern einige Ruhe zu gönnen. Wie meine Kräfte wiederkehren, dachte er, stehe ich auf und wandre die ganze Nacht fort. Schlafen kann ich bei Tage in irgend einer Herberge. Er befühlte noch mit einer Hand seine Geldkatze, griff mit der andern nach dem Hefte seines Dolchs und war fest entschlafen.

Da träumte ihm, er höre ein bekanntes Geräusch, und wieder saßen die beiden Vögel vor ihm. Der Adler schrie die Eule an: „Ich bin das wackre Streben dieses tüchtigen Mannes. Laß ihn doch die Früchte seines Fleißes endlich genießen! Hebe dich weg, und gefährde seinen Schlummer nicht!"

Die Eule kreischte: „Ei, wenn du mich schon kennst, so laß mich gewähren. Er legt sich immer hartnäckig unter diesen Baum. Da habe ich von Oben keine Aussicht her. Ich will nur sehen, wie der Dieb, der dort kömmt, ihm sachte den Gürtel löst und mit seinem eignen Dolche die Geldkatze durchschneidet und ausleert."

Darauf zerrann das Traumbild. Als der Weber am hellen Morgen erwachte, lagen sein gelöster Gürtel, seine zerschnittene leere Geldkatze und sein Dolch neben ihm am Boden. Da faßte ihn ein Grauen. Er eilte, um nach Hause zu seiner Frau zu kommen, erzählte ihr seine Träume und wie's ihm ergangen sei und sprach dann: „Gegen sein Schicksal kämpfe, wer da will. Ich bleibe von nun an bei dir und sollten wir auch mit Brot und Wasser vorlieb nehmen müssen."

Als Rachita diese Geschichte gehört hatte, sagte sie: „Ich komme zu dir, mein Leid zu klagen und du willst mich mit irgend einem

trocknen Gleichnis abspeisen. Wem fielen hierbei nicht der Chalife Mamun und der arme Araber ein?"

Der Papagei frug: „Was gieng denn zwischen diesen beiden vor?"

Rachita klärte zimperlich hüstelnd ihre Stimme und sprach:

„Ein armer Araber trat einst vor den Chalifen Mamun und klagte, wie schmerzlich es ihm falle daß er nicht einmal die Pilgerreise nach Mekka unternehmen könne, da es ihm an den nöthigen Mitteln gebreche. Der Chalife sprach: „Sei ruhig mein Sohn. Weißt du nicht daß Allen, die Armut halber nicht nach Mekka pilgern können, diese Unterlassung nach unserem Religionsgesetze nicht als Sünde gerechnet werden darf?" — Der Araber erwiederte: „Ich danke dir, Beherrscher der Gläubigen, für diese gelehrte Auskunft, doch war mir um dieselbe jetzt eigentlich nicht zu thun. Fühltest du nicht daß meine Klage nur eine anständige Art war dich um das nöthige Reisegeld zu bitten?" Da lachte Mamun und ließ ihm das Nöthige geben, um Mekka besuchen und wieder heimkehren zu können.

So geht mir's mit dir. Ich klage dir meinen Liebesgram und du erzählst mir darauf von Lachtauben und Goldfischen, von Eulen und Adlern, von Sperlingen und Bienen. Die fördern meine Zwecke nicht."

Da stellte sich der Papagei sehr ungehalten. „So also?" sprach er, „meine Märchen gefallen dir nicht? Auch gut. So will ich dich nimmer damit langweilen. Fern sei es von mir, edle Herrin, nach einem so deutlichen Wink, dir durch meine Erzählungen weiter mißfällig zu werden. Ich dachte freilich bei jeder Geschichte die Beziehung auf deine Lage recht deutlich hervorgehoben, glaubte dir manchen nützlichen Rath gegeben zu haben. Ich sah dich, ein blühendes, unerfahrenes Wesen, im Begriffe dich ins Lustgehege der Welt zu stürzen, glaubte dich über die Menschen und ihre Weise aufklären, dich vor Manchem warnen zu sollen. Aber die Wahrheit hat selbst im Gleichnis noch einen bittern Beigeschmack und der mundet dir nicht.

Mögest du das Wenige, was du von mir hörtest, beherzigen. Mögest du, wenn du von Gefahren umringt bist, sie mit List abzuwenden im Stande sein und daraus siegreich hervorgehen, wie der Luchs, der sich in der Löwenhöhle mit den Seinen angesiedelt hatte!"

Rachita that nun leid den Papagei gekränkt zu haben, denn sie hätte gern erfahren, wie sich der Luchs in der Höhle des Löwen benahm. Sie entschuldigte sich also, behauptete, er habe ihre Worte anders genommen als sie gemeint waren und forderte ihn geradezu auf ihr von jenem Luchs zu erzählen.

Er ließ sich eine Weile nöthigen, dann sprach er:

(Der Luchs in der Höhle des Löwen.)

„Vor alter Zeit hatte ein Löwe auf einem Waldabhange Bedachschaus eine Höhle bezogen. Er hauste dort als Herr des Forstes und hatte als Haushofmeister einen Affen in seine Dienste genommen. Einmal beabsichtigte er für etliche Tage einen Streifzug in die Umgegend, befahl dem Affen die Höhle zu hüten, sagte ihm, er brauche nur hie und da in derselben Geräusch zu machen, dann werde man sie für bewohnt halten und Niemand sich in die Nähe wagen, und entfernte sich. Bald darauf kam einherschlendernd ein Luchs, blieb bei der Höhle stehen, besah sich den Eingang und dachte: „Das wäre eine vortreffliche Wohnung für mich und die Meinen, gerade wie ich sie brauche. Die Lage ist lustig und gesund, die Aussicht herrlich. Da kann bis unter den letzten Bäumen, wo der Wald ausläuft, kein junges Ghaselchen, kein Moschushirschlein vorüberschlüpfen, ohne daß ich seiner ansichtig würde, ohne daß es mir gehörte. Für den Trunk sorgt der klare Quell hierneben. Ja, da wollen wir uns niederlassen." Er gieng auf den Eingang zu, da sprang mit entrüsteter Miene der Affe, der sich drinnen schon eine Weile fruchtlos bemüht hatte einschüchternde Geräusche zu erregen, hervor. Als er den Luchs sah, rief er: „Was sollen die burschikosen Manieren, er Lümmel!

Weiß man nicht daß der Löwe, der König des Waldes, hier Lager hält? Seine Majestät sind zwar im Augenblick in Geschäften verreist, ließen mich aber zur Wahrung des Burgfriedens zurück. Man begnüge sich damit wegen allerhand abscheulichen Wildfrevels bereits im schwarzen Buche zu stehen und treibe die Unverschämtheit nicht so weit sich in den königlichen Remisen herumlungernd betreten zu lassen."

Der Luchs erwiederte: „Lieber Affe, du bist und bleibst zwar ein Laffe, aber sei wenigstens so gut, keine unnöthigen Worte zu verlieren. Wer sagt dir daß die Höhle dem Löwen gehöre? Mein Vater hat hier Jahre lang gewohnt. Ich nehme sie kraft meines Erbrechtes nun in Besitz. Dann mögen Löwen und meinetwegen Tiger, so viel da wollen, kommen, und es versuchen mir mein Recht zu schmälern. Überlasse die Sorge sie zurecht zu weisen nur ganz mir allein und geh' unverzüglich deiner Wege, sonst — du verstehst mich." Der Luchs fletschte hier so grausig sein scharfes Gebiß, daß den Affen unwillkürlich eine Gänsehaut überlief. Er erwiederte auf die tapfere Rede: „Nun, nun! Nur gemach. Ich handle im Auftrag Andrer." Hierauf flüchtete er sich schleunig und als er sich entfernt genug glaubte, rief er dem Luchs zurück: „doch protestire ich förmlich gegen diese Gewaltthätigkeit und bin neugierig, auf welche Rechtstitel hin man sich zu derlei umstürzerischem Beginnen vermaß." Der Luchs that desgleichen, als ob er ihn verfolgen wolle, worauf der Affe mit Windeseile verschwand.

Nun kam aber die Luchsin hinter einem Busch hervorgeschlichen und sprach warnend: „He Männchen! Was treibst du da? Sind die Tatzen des Löwen in deiner Rechnung nicht vergessen? Ich hielte für gerathen uns je eher je lieber davon zu machen, denn er kann jeden Augenblick zurück kommen." —

„Ei so höre du" brummte er „auf das Geschwätz dieses wichtigthuenden Affen! Wer weiß, ob ein Löwe da war und wenn er da

war, ob er wiederkehrt. Was kann dem alles begegnet sein! Und käme er selbst, nun so müßten wir ihn auf eine gute Art wieder entfernen. Mache dich nur mit den Jungen bequem, das Andre wird sich geben."

Sie wußte daß ihr Mann den Fehler hatte keinen Widerspruch zu leiden, und bezog mit ihren zwei Jungen die neue Wohnung.

Nun ließ sich fernes Gebrülle vernehmen und die übrigen Thiere des Waldes beeilten sich dem Löwen entgegen zu gehen und ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. An ihrer Spitze der Affe meldete den Vorfall, klagte den Luchs maßloser Frechheit an und drückte seine Hoffnung aus daß selbem die verdiente Züchtigung nicht entgehen werde. Der Löwe besann sich und sprach: „Freundchen, da mußt du schlecht gesehen haben. Ein Luchs würde sich niemals unterstehen so was zu thun. Meine Höhle kann sich nur ein Thier zugeeignet haben, das dem Luchs vielleicht an Gestalt ähnlich, mir aber an Stärke weit überlegen ist. Ich denke es wird wohl am Besten sein wenn ich diese Sache auf sich beruhen lasse und mir ein anderes Lager suche." Dem Affen war das nicht recht. „Ist nicht in deiner Majestät „stellte er vor" die Thierheit zum kräftigsten Ausdruck gediehen? Von wem solltest du etwas zu besorgen haben. Übrigens habe ich den Luchs mit eignen Augen gesehen, habe mit ihm mündich verkehrt." Während dieser Reden hatten sich beide der Höhle genähert.

Die Luchsin sah die Gefahr herankommen. Sie sprach zum Luchs: „Da haben wir's nun mit deiner ewigen Rechthaberei." Er versetzte: „Merke wohl auf. Wenn der Löwe so nahe ist daß er dich vernehmen kann, so gieb den Jungen ein Paar Maulschellen, damit sie heulen und wenn ich dann frage was ihnen sei, so antworte mir laut und deutlich, daß sie sich beklagen heute kein frisches Löwenfleisch erhalten zu haben." Als der Löwe nun vorsichtig näher herantrat, that die Luchsin wie ihr geheißen war. Die Jungen schrieen. Der

Luchs frug: „Warum sind die Junker so übler Laune?“ — „Ach,“ erwiederte die Luchsin, „meine Küche ist sonst immer so wohl bestellt mit frischem Löwen- und Tigerfleisch. Heute aber, weil ich ihnen keinen frischen Löwenbraten vorsetzen konnte und ihnen den gestrigen aufwärmte, thun die wähligen Jungen als ob die Welt einbreche. Ich bin wohl eine arme geplagte Frau!“

„Sei ruhig Alte,“ rief der Luchs. „Der Löwe der früher hier wohnte muß heute noch heimkehren. Tröste die Jungen, sage ihnen sie bekommen noch heute zum Abendbrot frischen Löwenbraten, vom Rückgrat oder von der Lende, was ihnen dann saftiger dünkt.“ —

Als der Löwe diese Rede hörte, schlich er sich leise davon. Der Affe war gleich wieder hinter ihm her, bat und beschwor ihn sich vor den Thieren des Waldes nicht so bloß zu geben und setzte sein Leben zum Pfand daß in der Höhle nur ein elender Luchs mit seiner verhungernden Brut sei, der durch einen Puff fremdes Eigenthum zu erschwindeln versuche. Nach langem Bitten ließ sich der Löwe bewegen noch einmal zurückzukehren. Der Luchs hatte von oben zugesehen. Er dachte: Ein Liebesdienst ist des andern werth und dem Affen wird sich doch wohl das Handwerk legen lassen. Er befahl der Luchsin sich ganz wie früher zu benehmen. Als der Löwe nahe war, kneipte sie ihre Jungen, die dabei ein Zetergeschrei erhoben. Der Luchs frug, „was ist schon wieder?“ — „Ach,“ erwiederte sie, „die armen Jungen! Sie sind wirklich schon ganz an frischen Löwenbraten gewöhnt. Die armen Dinger dauern mich so. Ich kann ihnen kein Löwenfleisch herzaubern. Sie werden mir noch krank, wenn du nicht Rath schaffst.“ — „Ei so sage ihnen,“ rief der Luchs, „sie sollen nur vernünftig sein. Lange wird's nicht mehr dauern. Ich kann mich auf meinen Freund den Affen verlassen, der hat mir heilig versprochen den Löwen ganz bestimmt hieher zu bringen.“ Wie der Löwe dies vernahm, eilte er fort. Der Affe lief ihm nach. Als sie weit weg waren, drehte sich der Löwe um, brüllte: „So? Mich also

wolltest du ausliefern, du treuloses Affenbeest!" und zerriß ihn auf der Stelle. Dann zog er aus der Gegend, um sich anderswo anzusiedeln. Die Luchsfamilie aber lebte lange Jahre in der bequemen neuen Wohnung und ließ sich's dort gut geschehen.

Du siehst somit, Rachita," „schloß der Papagei, wozu List auf der Welt dient; nun sieh aber auch zu deinen Besuch zu machen.

Sie kam bis zum Hausthor, hörte den Hahn krähen, kehrte um und gieng schlafen.

Dreiundzwanzigste Nacht.

Am Abend des nächsten Tages kam Rachita zum Papagei und sprach:

„Draußen auf der Straße ist's dunkel und menschenleer. Geschichten hast du mir schon genug erzählt, Rathschläge genug gegeben, nun sei so gut und laß mich auch zu Mir Selim gehen, mich ein Bißchen Liebesglück genießen, denn eine bessere Gelegenheit als jetzt bietet sich nimmer dar."

Der Papagei erwiederte: „Ich weiß nicht, edle Herrin, in welchen irrthümlichen Vorstellungen du noch befangen sein mußt, da du noch immer für nöthig erachtest meine Zustimmung einzuholen. Drei Dinge sind es ja die sich, sind sie einmal vorüber, nimmer zurückbringen lassen: der abgeschoßne Pfeil, das ausgesprochne Wort und das verlebte Leben. Und willst du denn deine Jugend in unbefriedigtem Liebesharme unthätig verseufzen? Gehe also gleich zu deinem Geliebten und denke wohl an Alles was ich dir rieth. Zu hüten hast du dich vor viererlei: vor Zorn, vor Lügen, vor Eile und vor Faulheit. Eile insbesondere kann gar gefährlich werden.

„Wer der Eile Samen sä't
Erntet Reue früh und spät"

ist ein uralter Spruch und noch immer wahr. Hätte sich Pelengfirib, die kluge Frau, übereilt, wie schlimm wäre es ihr ergangen.!“

Da Rachita zögernd einigen Antheil an Pelengfirib's Schicksal zu nehmen schien, erzählte der Papagei:

(Pelengfirib.)

„Vor langer Zeit hatte einmal ein abscheulicher Mann eine kluge, liebenswürdige Frau, Namens Pelengfirib. Seine Abscheulichkeit war herausfordernder Natur. Er hatte nämlich die Gewohnheit angenommen in einer Ecke seines Gemaches immer einen frischen, biegsamen Weidenstab bereit zu halten und, so oft sich zwischen ihm und seiner Frau die unbedeutendste Meinungsverschiedenheit ergab, die Arme unbarmherzig durchzubläuen. Hatte er z. B. den Wunsch geäußert spazieren zu gehen, so durfte sie nur zum Fenster treten und einen besorgten Blick auf das heranziehende Gewölke werfen, um seinen Weidenstab für eine Viertelstunde in Thätigkeit zu versetzen. Einmal war ihm bei Tische durch den Sinn gefahren eine Schüssel Puffböreke oder kleine, in mandelsüßer, aus Frische wie Moschus duftender Butter mit hoher Meisterschaft leicht und blätterig gebackene Fleischpastetchen für ungenießbar zu erklären. Puffböreke waren gerade Pelengfiribs Lieblingsgericht. Sie hatte sich eben das Mäulchen wegen des letztverzehrten gewischt und nach einem neuen gelangt. Als sie des Gatten unbillige Rede hörte, zog sie ihre Hand von der Schüssel zurück, glaubte aber noch den Deckel eines Pastetchens sachte mitnehmen zu können, um ihn dann unbemerkt zum Munde zu führen. Der Barbar sah es, stand ruhig auf, holte seinen Weidenstab aus der Ecke und gab der Unglücklichen eine Tracht ausgesuchter Schläge. Das Treulos-hämische seines Verfahrens lag dabei besonders darin daß er jene Stellen ihres zartgerundeten Leibes, an welchen der Stab Spielraum fand sich recht eindringlich anzu-

schmiegen, immer vorsätzlich am reichsten bedachte. Nach dieser Heldenthat verließ er sie, um seine Trink- und Spielgenossen aufzusuchen.

Pelengfirib versuchte fruchtlos sich niederzusetzen oder niederzulegen, es war in ihrem Zustande gar nicht daran zu denken. Da faßte sie einen verzweifelten Entschluß, nahm ihre zwei Kinder und machte sich auf und davon. Lange war sie mit ihnen vor sich hin gewandelt, als sie wahrnahm daß sie in eine Wildnis gerathen sei. Wüstes Gelände erstreckte sich zur Linken und rechts hart am Wege dehnten sich Gestrippe und Röhricht, Sumpf und Morast. Sie wollte eben eine andre Richtung einschlagen, da sprang ein Tiger aus dem Schilf hervor gerade auf sie zu, machte halt vor ihr und sah völlig aus als ob er sie zum Abendimbiß und die Kinder zum Nachtische in Erwägung ziehe. —

Gott sei mir und den Meinen gnädig, dachte die tödtlich erschreckte Frau, dagegen sind ja noch die Schläge zu Hause eine wahre Unterhaltung. Ohne eine unthunliche Flucht zu versuchen, faßte sie ein Herz und rief den Tiger, der näher schlich, an: „Halt! laß mit dir reden, dann thue was du nicht lassen kannst." Der entschlossene Ton ihres Zurufs machte den Tiger stutzen. Langsam sich nähernd knurrte er: „Mach's kurz, was hast du zu sagen?" Bedenkzeit blieb ihr keine, sie sagte demnach: „Ich wohne in einem nahen Dorfe, wo wir schrecklich unter dem Drucke eines furchtbaren Löwen leiden, der brüllend herumzuziehen und seine Opfer zu wählen pflegt. Nun haben sich die Dorfältesten mit ihm abgefunden. Es werden täglich zwei Erwachsene oder eine erwachsene Person und zwei Kinder aus dem Dorfe durch's Loos bestimmt und dem Löwen zur Nahrung ausgeliefert. Heute traf das Loos mich und meine zwei Kleinen. Ich erwarte den Löwen jeden Augenblick kommen zu sehen. Wenn du also mit ihm nichts zu thun haben willst, und ich kann dich versichern daß er viel größer und stärker als du ist, so mußt du uns im Nu verschlingen und dann sehen, wie du das Weite suchst. Billiger

aber käme es mir vor, wenn du mich nur zur Hälfte und nur eines meiner Kinder auffräßest, meine andre Hälfte und mein andres Kind aber dem Löwen übrig ließest. Vielleicht weiß er dir für diese Aufmerksamkeit Dank, jedenfalls würdest du dann bei einer etwaigen künftigen Zwischensprache mit ihm leichteren Stand haben." Der Tiger war tief gerührt vom Biedersinne dieser Frau. „Weil du selbst deinen Feinden gerecht bist," „sprach er, sollst du von mir ganz verschont bleiben." Sie erwiederte: „Es ist mir lieb dich so reden zu hören, ich kann dir nun im Vertrauen mittheilen daß meine Schwester, die eine Zauberin ist, gewiß bald, nachdem mich der Löwe gefressen haben wird, hieher kömmt mich zu rächen und die ganze Gegend in Feuer zu setzen." Als der Tiger dies erfuhr, entfernte er sich eilig. Hätte sich Pelengfirib nun auch übereilt und mit ihren Kindern die Flucht ergriffen, so wäre es ihr schlecht ergangen. Denn der Tiger begegnete im Fortlaufen einem Fuchs, der ihn anhielt und frug ob es denn hinter ihm brenne. „Was nicht ist kann werden," schnaufte der Tiger und erzählte den Vorfall mit Pelengfirib. — Da brach der Fuchs in ein unmäßiges Gelächter aus und belferte: „Aber ihr Herren, die ihr die rohe Kraft repräsentirt! Daß eure geistige Schärfe doch bei jeder Gelegenheit gar solche Blößen geben muß! Merkst du denn nicht, tapferer Tiger, daß dir das Weiblein eine Nase drehte? Ja diese Menschen! Die sind ein eignes Geschlecht. Wir Füchse gelten doch im Allgemeinen für schlau und doch weiß ich schier nimmer, wie ich mich vor ihren Schlingen und Eisen, vor ihren Gruben und Fallen in Acht nehmen soll. Daß Du aber, kräftiger Bengale, in eine so plump aufgerichtete steigen würdest, hätte ich dir nie zugemutet." Der Tiger meinte: „Du hast leicht reden, du bist ein schmächtiges, flinkes Thier. Wenn ich an der Stelle umkehre mir die Frau zu holen und es geschähe ein Unglück dabei, so wärst du gleich verkrochen und geborgen. Unser einer aber, der so viel Masse unterzubringen hat, säße in der Patsche."

„Ei," „sprach der Fuchs, wenn du so mißtrauisch bist und mich für fähig hältst dich schmählich im Stiche zu lassen, so reiße eine Ranke jener Schlingpflanze ab, binde mir ein Ende um den Hals und faße das andre mit den Zähnen, dann bist du doch sicher daß ich dir nicht abhanden komme." Wie gesagt so gethan und der Tiger den Fuchs an der Leine führend kehrte nach der Stelle zurück, wo er Pelengfirib mit den Kindern verlassen hatte. Sie war immer auf ihn aufmerksam gewesen, hatte gesehen daß ein Fuchs eine Weile mit ihm verkehrte und ihn jetzt zurückbringe. Daß der Fuchs sie verderben wolle errieth sie demnach. Da machte sie, da sie das Nöthige um Feuer zu reiben vom Hause mitgenommen hatte, schnell einen kleinen Brander aus dürrem Reisig und verdorrtem Gras zurecht und schob ihn in's Röhricht, da wo das Schilf am meisten von der Sonne verbrannt war. Als der Tiger mit dem Fuchs bei ihr ankam, schlug gerade die Flamme aus dem Schilf empor und griff mit großer Schnelligkeit um sich. Sie aber rief den Tiger an: „Armer, verblendeter Freund! Meine Schwester ist da, sie hat die Gestalt eines Fuchses eigens angenommen, um dich deinem Untergange entgegen zu führen." Der Tiger hörte diese Worte, sah die Flammen über das Schilf lodern, wurde von einem plötzlichen Entsetzen ergriffen und floh, so schnell er konnte, weit, weit landeinwärts. Weil er aber die Zähne fest übereinander gekniffen hatte, wurde der Fuchs jämmerlich geschleift und zu Stücken zerrissen. Pelengfirib dankte Gott für ihre Rettung und kehrte mit ihren Kindern nach dem Hause ihres Mannes zurück. Sie sagte ihm welche Gefahren sie überstanden habe, und er war so froh sie und die Kinder nach dem Allen lebendig vor sich zu sehen, daß er in die Ecke des Gemachs gieng, den Weidenstab hervorholte, ihn brach, zum Fenster hinauswarf und sie niemehr mißhandelte.

Siehst du nun ein, Rachita," sprach der Papagei, „wie gut es war daß sich die Frau Zeit zur Überlegung nahm und den Heimweg

nicht antrat, bis sie sich vor dem Tiger nicht ganz gesichert hatte? Darum wahre die Puncte, auf die ich dich aufmerksam machte, wohl im Gedächtnis und hüte dich bei deinem Geliebten vor jeder Übereilung."

„Du scheinst am Ende doch mein wahrer Freund zu sein," erwiederte Rachita. „Daß ich was du mir sagtest vergesse, brauchst du nicht zu besorgen. Mir ist noch Alles gegenwärtig. Nur in die gewissen Proben meines Geliebten kann ich mich nicht recht hineinfinden. Du sagtest es sei für mich sehr wünschenswerth in ihm einem anständigen Mann zu begegnen und schlugst mir als Mittel ihn zu prüfen Musik und allerhand vor, was mir nicht genügt. Weißt du nichts Besseres, nichts Einfacheres?"

„O," versetzte der Papagei, „in der Hinsicht giebt es der Mittel so viele und der Arten so manche, daß man beinahe verlegen ist zu wählen. Das Einfachste wäre wohl, wenn du bei ihm bist, ihn reden zu machen und recht lange reden zu lassen. Da mußt du ihn am Ende aushören. Wer lange spricht, giebt sein Inneres selbst dem ungeübten Forscher zu erkennen. Den Vogel kennt man am Pfiff. Und wie verrieth sich denn jener Schakal, der für ein vornehmeres Thier gelten wollte, als durch seine Stimme?"

„Wie war das mit dem Schakal, der für ein vornehmeres Thier gelten wollte?" frug Rachita.

Der Papagei erzählte:

(Der Schakal.)

„In der Nähe einer Stadt hauste vor langer Zeit ein Schakal, der Nachts hineinzukommen und nach Knochen, Abfällen und allem Freßbaren herumzuwittern pflegte. Auf einem dieser nächtlichen Streifzüge gerieth er in den Hof eines Färbers und fiel in eine ganz mit Farbe gefüllte Kufe, in der er beinahe ertrunken wäre. Ein ver-

zweifelter Sprung brachte ihn in eine zweite, zur Hälfte gefüllte, und aus dieser rettete er sich, noch in mehre kleinere Gefäße tretend, mißmutig über den Geschmack der verschluckten Jauche ins Freie. Am Morgen sah er draußen in einem Bach sein Spiegelbild. Sein Rücken war purpurroth, sein Bauch himmelblau. Seine Vorderfüße waren hellgrün, die hinteren nelkenbraun und die Schnauze und Schwanz hochgelb gefärbt. Er bemerkte bald daß die Thiere der Umgegend sich ihm nur mit ehrfürchtigem Erstaunen näherten, beschloß die Sachlage bestmöglich auszubeuten, sprach nur im tiefsten Baß, den er hervorzubringen im Stande war, nannte sich einen Pfauenleopard, der sein Reich verlassen habe, um sich hier anzusiedeln, und hatte die Befriedigung, nachdem die Umtriebe eines alten Löwen, der Erbansprüche geltend machen wollte und den man mit dem Titel ‚königliche Hoheit' abspeiste, beseitigt waren, zum König der Thiere ernannt zu werden. — Der Pfauenleopard trat die Herrschaft an und befand sich einige Tage recht wohl, wenn es auch an heimlichen Wühlereien nicht fehlte. Die Löwen erlaubten sich nämlich Sarkasmen gegen das neue Regiment. „So ist das Volk in seinem Wankelmut," murrten sie mit gedämpfter Stimme. „Wegen einer bunten Narrenjacke vergißt es im Nu auf das uralte Recht eines hochverdienten Herrschergeschlechtes." Die Tiger knurrten sanft: „Den neuen König werden wir erst kennen lernen, wenn einmal ein mondsüchtig gewordener Elephant zur Ruhe zu verweisen sein wird." Und so brummten die Bären und so grinsten die Wölfe leisen Hochverrath. Da aber die große Mehrheit den Pfauenleopard unbedingt bewunderte, glimmte der Funke des Aufruhrs noch unter der Asche. Nun begab es sich einmal daß eine zahlreiche Gesellschaft unternehmender Schakale auf einem Anger neben dem Hoflager Aas zu wittern glaubte. Da wurde denn gleich mit größtem Eifer gekratzt, gescharrt und gegraben, und endlich mit vereinten Kräften ein todter Esel zu Tage gefördert. Der Moment war so erhebend daß die Schakal-

jünglinge ob der erfolgreichen Gemeinthat unwillkührlich in ein dreimaliges Jubelgeheule ausbrachen. Ein loser Zephyr wehte die köstlichen, jeder gebildeten Nase theuren Wild- oder Verwesungsdüfte dem Pfauenleopard im selben Augenblicke zu, in welchem der biederen Stammgenossen Freudensang an sein Ohr schlug. Da packte es ihn mit einem Male wie in den tiefsten Tiefen des Herzens und er brach in ein dreimaliges, langgehaltenes Jubelgeheule aus. Damit hatte er sich seiner Umgebung auch ganz und gar verrathen, denn daß nur ein Schakal so heulen könne begriff Jeder. Der alte Löwe trat aber gelassen hinzu und winkte dem Wolf nur mit dem Augendeckel. Dieser sprang dienstfertig dem Betrüger ans Genick, fertigte ihn mit einem Biße ab, und in der Thierarchie blieb's wieder beim Alten.

Und so giebt sich auch" schloß der Papagei „das Innere eines Jeden kund, der sich auf längere Äußerungen einläßt. Du aber trachte zu Mir Selim zu kommen."

Rachita gieng, fand den Tag angebrochen und suchte eilig ihr Schlafgemach auf.

Vierundzwanzigste Nacht.

Am andern Abend kam Rachita zum Papagei und sprach: „Es ist zwar wahr daß ich nach deinen Reden meinen könnte daß du mir redlich wohlwillst, aber sage, wie soll ich das Mißverhältnis deuten, das zwischen deinen angeblichen Bemühungen mich zum Liebesglück zu leiten und ihrem weniger als geringen Erfolge besteht. Noch bin ich meinem Zweck um kein Haarbreit näher gerückt als ich ihm am ersten Abend war, an dem ich dich zum Vertrauten machte. Du hast auch ewige Bedenken und Rücksichten, welche eine wahre Liebe wie die meine gar nicht kennen darf. Bedachtsamkeit, Vorsicht, Ehre, Anstand, was sollen alle die Worte mir? Glaubst du ich scheue den Tadel der Welt? Ich will dich gar nicht mehr anhören, sondern meine Bahn selbstständig verfolgen." —

Als der Papagei diese unangenehme Rede hörte, die alle seine bisherigen Anstrengungen zu nichte zu machen drohte, ärgerte er sich insgeheim recht sehr daß Said gar zu lange von seiner Reise nicht zurückkehre, und hielt für räthlich zur Beschwichtigung der ungeduldigen Schönen in seiner sanftesten Stimmlage zu flüstern: „Edle, schöne Herrin! Du zürnst mir ohne daß ich es verdiene. Doch sei es! Dein Zorn treffe mich! Nur die Liebe thu' deinem treuesten Diener keinen Schritt zu unternehmen, so lange deine leidenschaft-

liche Aufregung währt. Ich gehe über alle selbstischen Rücksichten hinaus. Was liegt an mir? Doch jede Handlung, zu der man sich in der Aufregung des erzürnten Gemütes hinreißen läßt, hat sicher die traurigsten Folgen. Lasse die Stimme des wohlmeinenden Freundes nicht ungehört verklingen. Warte wenigstens bis sich dein Blut nur einigermaßen gekühlt hat, dann magst du ungefährdet das thun, wozu ich dir ja selber längst rieth. Und du wirst wohl dabei fahren und glücklich werden wie Mahmura in den Armen ihres Ajas wurde, und wirst schwelgen wie Selime in jenen ihres Selims schwelgte."

Die Wahl des letzten Namens war glücklich. Nachita verlangte die Geschichte dieser Liebenden augenblicklich zu hören und der Papagei begann zu erzählen:

(Ajas und Mahmura, Selim und Selime.)

„Im Lande Sistan herrschte einst ein greiser König, der drei Wesire hielt. Der erste hatte ein wunderhübsches Töchterlein, Namens Mahmura, der zweite einen lieben, schönen Jungen, Ajas geheißen. Die Kinder waren gleichen Alters, giengen zusammen zur Schule und hatten gleich vom Anbeginne nur Sinn dafür die Lection Lejla's und Medschnuns*) zu lernen. Die Väter freuten sich der heranwachsenden Neigung ihrer Kinder, denn diese waren bestimmt ein Paar zu werden. — Als Ajas sechszehn Jahre alt wurde, sprach Mahmura's Vater zum seinen: „Es ist höchste Zeit daß wir die Kinder vermählen." Der Vorschlag fand freudige Annahme, und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden thätigst in Angriff genommen. Der Zufall wollte jedoch daß, während man an Mahmura's Ausstattung arbeitete, die Frau des dritten Wesirs starb.

*) D. i. sich zu verlieben.

Er begrub sie, gieng dann zum König und sprach: „Hoher königlicher Herr! Sieh deinen Diener durch den Verlust seines Weibes tief gebeugt. Wenn mir deine Majestät nicht hilft, wird mich das Leid, das ich um die Verblichne trage, die mein Leben, mein Alles war, tödten. Bevor ich völlig hinsterbe, werde ich die mir zugewiesenen Reichsgeschäfte nothgedrungen verwahrlosen. Übe also in deiner Huld und Milde einen Gnadenact und befiehl dem ersten Wesir mir seine Tochter Mahmura zur Frau zu geben, denn wer soll sonst bei mir Ordnung halten, meine Sclavinnen bändigen, die gehörige Bereitung meiner Speisen überwachen, mir zur Erzielung meines Nachmittagsschläfchens den Kopf krauen, wie es die Hingegangene so gut verstand. Ach, ach — deine Majestät entschuldige — es bricht mir das Herz, wenn ich daran ......" Der Wesir konnte vor Schluchzen hier nicht weiter reden. Der König war so gerührt, daß er ihm seine Bitte gewährte und ihn mit einigen Worten gnädigen Trostes entließ. Dann berief er seinen ersten Wesir zu sich und befahl ihm seine Tochter mit dem dritten zu vermählen. Für den ersten Wesir war das ein harter Schlag. Er hatte das zertrümmerte Lebensglück seines Kindes vor Augen, wissend aber daß der König seine Befehle nie zurücknehme, daß das Geständnis Mahmura sei eines Andern Braut gar nichts fruchten würde, was wollte er thun? Er sprach: „Deiner Majestät Wille ist mein Gebot," bat um Erlaubnis sich zurückziehen zu dürfen und brachte die Jammerpost nach Hause. Das gab ein Geweine und ein Geschrei im Frauengemache, daß ihm Angst und bange wurde. Aber was half es? Die Ausstattung mußte vollendet werden, dann wurde der Sterndeuter geholt, um den glücklichen Tag für die Vermählung Mahmura's mit dem dritten Wesir zu bestimmen, und als dies geschehen war blieb nichts zu thun als ihn zu erwarten.

Ajas war trostlos. Am Tage vor dem, an welchem Mahmura heirathen sollte, besprach er sich mit seinem jüngern Bruder Selim,

der in Selime, die Tochter des dritten Wesirs, verliebt war, und da sich die Väter nicht wohl leiden mochten, keine Hoffnung hatte je ihre Hand zu erhalten.

„Wenn ich dableibe und zusehen soll wie sie dem Bösewicht zu Theil wird, verliere ich den Verstand," sprach Ajas. „Klüger wär's, ich gienge gleich fort in die weite Welt. Nur einmal möchte ich sie noch sehen, nur einmal noch sprechen früher!"

„Jawohl," sprach Selim. „So lange der Sünder lebt, kann ich sein Kind nicht heimführen. Auch ich habe einstweilen hier nichts zu suchen. Fort! fort mit uns Beiden!"

„Ja aber," fiel Ajas ein, „wie soll ich sie sehen, wo sprechen? denn ohne Abschied sie zu verlassen vermag ich nicht."

Selim rieb sich die Stirne eine Weile. „Halt! So geht's," rief er plötzlich. „Jetzt hab ich's. Laß mich nur machen. Du wirst sie sehen und sprechen. Du weißt daß hier von Alters her der Brauch heilig ist jede Braut, bevor man sie Abends an die Thürschwelle des Bräutigams verschleiert abliefert, bis in die Nähe des Friedhofs zu führen, auf dem ihr Großvater begraben liegt. Dort überläßt man sie sich selber. Sie aber muß dann allein des Großvaters Grabmahl aufsuchen und dort eine halbe Stunde den Himmel um Segen für den Bund, den sie eingeht, um eine fruchtbare Ehe, um häusliches Glück, um Geduld mit ihrem Manne u. s. w. bitten. Mahmura's Großvater, der wie ihr Vater erster Wesir war, hat nun ein sehr stattliches Türbe*), wo du dich sehr wohl verstecken und mit ihr ohne Zeugen sprechen kannst, so viel du nur willst. Ich werde nicht weit davon Wache halten und euch, sollte sich Jemand nähern, zu rechter Zeit Nachricht geben."

Ajas fiel Selim um den Hals und am nächsten, dem Hochzeitstage, wurde zur Ausführung des Plans geschritten. Die Feierlich-

*) Ein kapellenartiges, überirdisches Grabmahl.

keiten des Tages waren mit vielem Gepränge vollzogen. Es war Abend geworden, man hatte den Bräutigam in seine Gemächer geleitet, ihm bedeutet seine Braut hier zu erwarten, und nun holte sein Beistand die tief verhüllte Braut nebst einem Gefolge von Selavinnen und führte sie bis zu den ersten Gräbern des großen, weiten Begräbnisplatzes. Hier blieben außer Mahmura alle zurück. Sie wankte wie eine Cypresse die sich im Zephyr wiegt, schritt still weinend an vielen schönen und schlichten, hohen und niederen Grabmählern und Denksteinen vorüber, lenkte zum Türbe des Großvaters ein, warf sich auf der Marmorplatte des Eingangs auf die Knie und betete halb laut, doch so daß dem hinter einer Säule verborgenen Ajas jedes Wort vernehmlich blieb: „Du lieber, großer, guter Gott, der du Adam mit Eva bedachtest, der du Abraham, den Rechtgläubigen, im flammenden Scheiterhaufen Nimrods, des Götzendieners, durch deine Engel unversehrt auf ein Rosenpfühl betten ließest, der du des thränenerblindeten Jakobs Schmerz stilltest und ihm das Augenlicht zurückgabst, um den Sohn seiner Freude wiederzusehen, der du Josephs und Selichas Geschicke einteſt, hilf deinem armen, bedrängten Kinde! Laß mich nicht als Opfer jenes verhaßten Alten fallen. Erhalte mich meinem Ajas, oder wenn dies nicht sein soll, so gieb lieber meiner gepeinigten Seele alsogleich die Ruhe des Grabes." Ajas konnte sich nicht länger beherrschen. Er trat vor, zog Mahmura ins Türbe, entfernte ihre Kopfhülle, schloß sie in seine Arme und bedeckte ihre Stirne und Augen, Wangen und Lippen mit zahllosen Küssen. Ein leises Geräusch schreckte jetzt die Liebenden. Selim kam sachte ins Türbe geschlichen und sprach: „Kinderchen, spart eure Zärtlichkeit für gelegnere Zeit. Jetzt gilt rasches Handeln. Mahmura muß mit mir die Überkleider wechseln. Dann führst du sie durch die noch übrigen paar Gräber in gerader Richtung ins Freie*).

*) Die Friedhöfe der Mohammedaner sind immer uneingefriedigt.

Da kommt ihr nach etwa 50 Schritten zu einer halb verfallenen Mauer, hinter der mein Sejß*) zwei gesattelte Pferde für euch bereit hält. Folgt nur immer der Richtung, in der ihr gegen die Mauer kamt, sie führt euch am schnellsten an die Gränze." Selim gab noch Ajas eine mit Gold gefüllte Börse, legte Kaftan und Turban ab, war nebst seinem Bruder Mahmura bei Beseitigung ihrer Überkleider und beim Anziehen der seinigen behülflich, und einen Augenblick später war er allein im Türbe beschäftigt sich so gut es gehen wollte als Mahmura zu vermummen.

Es fieng zu dunkeln an und der Mond war noch nicht aufgegangen. In dieser Halbdämmerung entschloß er sich zu dem Beistand und zu den Sclavinnen zu gehen, die, die Verwechslung nicht inne werdend, ihn zur Thürschwelle des Gemaches des dritten Wesirs brachten. Der Vorhang zog sich weg, der harrende Bräutigam empfieng seine vermeinte Braut aus den Händen des Beistands, entließ ihn und die Sclavinnen und befand sich mit Selim allein. Dieser war noch ein sehr junges Blut. Ober seiner Lippe waren noch die Ameisenfüßchen des beginnenden Schnurrbarts nicht sichtbar. Auch der Spiegel seiner Wangen war noch vom Roste des Flaums nicht getrübt. Als ihm demnach der dritte Wesir die Kopfhülle nahm, war derselbe von der Schönheit des jugendlichen Antlizes und namentlich von den zwei Mutwillen-sprühenden Augen höchlich befriedigt. Wie er aber zärtlich werden wollte, zeigte sich die vermeintliche Braut so entschieden und rückhaltlos spröde, daß er, die Entschlossenheit des zu erwartenden Widerstandes berechnend, das Gemach verließ, zu seiner Tochter Selime gieng und ihr sagte: „Sende, wenn ich wieder fort bin, eine deiner Sclavinnen um deine neue Stiefmutter zu mir und behalte sie über Nacht bei dir. Sie ist ungefähr deines Alters, scheint aber sehr störrigen und heftigen Cha-

*) Pferdejunge.

rakters. Rede ihr recht zu. Sage ihr wie mir bei Weibern alles was nicht Milde, Sanftmut und Ergebung in meinen Willen ist, widrig und ungeziemend dünkt." Selime wunderte sich sehr über diese Rede ihres Vaters, denn sie kannte Mahmura als ein sehr liebes, seelengutes Kind. Sie sagte: „Dein Befehl wird pünctlich vollzogen werden, ich will alsogleich um sie senden." Er zog sich zurück und alsbald erschien die verschleierte Stiefmutter in Selime's Gemach. Nachdem die begleitende Sclavin sich entfernt hatte, sprach Selime: „Lache mich nicht aus, Stiefmütterchen, ich soll dir Sanftmut, Milde und weiß Gott was Alles predigen und dürfte mich glücklich schätzen, wüßte ich mich selber nur halb so herzensgut und engelmild als du immer warst und zweifelsohne noch bist." Nun warf Selim das Kopftuch weg und nach einer Secunde waren die Liebenden in der innigsten Umarmung selig. — Selim raffte sich aus dem Glückstaumel empor und flüsterte: „Liebchen, wir müssen mit unserer Zeit Haus halten, wir haben nur die heutige Nacht um zu fliehen. Kannst du dich auf keines deiner Mädchen verlassen? Ich brauche einen Kaftan und ein Tuch, mir es als Turban umzuwinden, wenn ich über eure Gartenmauer ins Freie gelangt sein werde. Du schleiche dich in einer halben Stunde in den Garten an die Mauer, da wo selbe vom Hause am weitesten absteht. Ich werde von draußen eine Leiter bringen und für alles Übrige sorgen, nur vergiß nicht von deinen Juwelengeschmeiden und leicht tragbaren Kostbarkeiten, was du nur zu dir stecken kannst, mitzunehmen." Selime war vom Gedanken einer Flucht entzückt. Daß ihr Vater sie einem Sohne des zweiten Wesirs nie zur Frau geben würde wußte sie, und ihrer Sclavinnen war sie vollkommen sicher. So gelang die Ausführung des von Selim angegebenen Planes ohne Schwierigkeit, und am nächsten Tag, wenige Stunden nach Sonnenaufgang, erreichten die zwei Liebenden, Dank den auserlesenen Kahejlan-Stuten, die Selim aus den Stallungen seines Vaters zu

Gebote waren, die Gränze Sistans und trafen ein Stündchen später in der nächsten Stadt des Nachbarlandes mit Ajas und Mahmura zusammen, die sie dort erwartet hatten. Hier, wo das Machtwort des Königs von Sistan nicht galt, liessen sich Ajas und Selim, nachdem sie sich mit ihren Geliebten vermählt hatten, häuslich nieder. Der Brautschmuck Mahmura's und die Juwelen Selime's wurden veräußert und die beiden Brüder begannen ein bescheidenes Handelsgeschäft, dem Gott seinen Segen gab, und nährten ihre Frauen redlich. Als dann der König von Sistan starb, kehrten sie wieder heim. Der erste und der zweite Wesir nahmen ihre Kinder mit offnen Armen auf, und der dritte, der inzwischen eine andre Frau geheirathet hatte, die ihm Nachmittag eben so vortrefflich wie die Selige den Kopf zu krauen verstand, ihn aber übrigens am straffangezogenen Gängelbande ihrer Laune lenkte, war froh seine Selime bei Selim lassen zu können, da seine nunmehrige Gebieterin gleich bei Selime's Rückkunft erklärte: sie werde von einer wie aus den Wolken gefallenen Stieftochter keine Kenntnis nehmen, sie nimmer. Und so waren denn Alle zufrieden und glücklich bis ans Ende ihrer Tage.

„Und so wie sie es waren," fuhr der Papagei fort, „so wünschte ich auch dich ganz glücklich zu sehen. Damit aber von Liebesglück die Rede sein könne, genügt es nicht daß das Liebchen klug und besonnen sei, wie z. B. du eine höchst verständige, scharfsinnige und geistesstarke Frau bist. Auch der Geliebte muß sich dieser geistigen Vorzüge erfreuen. Denn ist er dumm, dann ist das Unglück fertig."

Nachita erwiederte: „Ach, ich lerne jetzt erst einsehen, wie freundlich du für mich gesinnt bist und wie wohl du mir willst. Ha, wenn Mir Selim dumm wäre? Entsetzlich! Ich wage es gar nicht an die Folgen zu denken. Aber sage mir nur um des Himmels willen, wie kann ich mich denn des Grades seiner geistigen Befähigung auf eine leichte und natürliche Art vergewissern?"

Der Papagei sprach: „Ich weiß ein sehr einfaches Mittel, mit

dem ich schon vieler Leute Verstand erprobte. Ich erzählte ihnen nämlich folgende Geschichte:

(Sühre* und die drei Freier.)

In der Stadt Kjabil lebte einst ein Kaufmann seltensten Reichthums, der eine Tochter Namens Sühre hatte, die am Schönheitshimmel hell wie eine Sonne leuchtete. Viele vornehme und angesehne Freier hatten bei ihm schon um Sühre's Hand angehalten, er aber hatte bisher alle zurückgewiesen und pflegte zu sagen: „Meiner Tochter Hand erhält nur ein ganz ausgezeichneter Mann.“ Da begab es sich einmal daß drei stattliche Jünglinge aus ferner Fremde in Kjabil anlangten und um Sühre freiten. Einer derselben hieß Dilnüwas (Herzbeschmeichler), der andre Rachsch-sas (Pferdetummler) und der dritte Tirendas (Bogenschütze).

Der Kaufmann frug sie was sie für sich anzuführen wüßten.

Dilnüwas sprach: „Ich habe einen so durchdringenden Verstand, daß ich alles weiß, auch das Unsichtbare, das Abwesende und das tief im Gemüt Verborgene.“

Rachsch-sas sprach: „Ich gab mich viel mit Talismanen ab und gelangte mit ihrer Hülfe zu außerordentlichen Ergebnissen. Z. B. kann ich aus Holz ein Pferd herstellen, das seinen Reiter in einer Stunde dorthin trägt, wohin ein anders Berittner nicht in einem Monate reist.“

Tirendas sprach: „Ich übte mich viel im Bogenschießen. Meine Pfeile verfehlen ihr Ziel nie.“

Als der Kaufmann diese Reden angehört hatte, sagt er: „Laßt

*) d. i. Venus. Das h in Sühre ist kein Dehnungs-h, sondern Mitlaut und wie in allen eignen Namen dieses Buches, in welchen es sich findet, sehr aspirirt auszusprechen.

ein Paar Tage Geduld, dann wollen wir das Loos werfen. Eure Begabungen sind jede in ihrer Art höchst beachtenswerth. Wem von euch das Glück am wohlsten will, dem werde meines Kindes Hand zutheil."

In der folgenden Nacht verschwand Sühre aus dem väterlichen Hause. Man suchte sie in der Stadt Kjabil, man sandte Eilboten nach allen Richtungen ins Land, doch wurde nirgend eine Spur von ihr entdeckt. Der Kaufmann berief nun die drei Jünglinge zu sich und sprach: „Ihr rühmtet euch wunderbarer Eigenschaften. Sühre ist fort, Niemand weiß wohin. Verschafft mir sie wieder."

Dilnüwas bat: „Laßt mich etwas mit meinem inneren Auge spähen." Er senkte sein Haupt, bedeckte Stirne und Augen mit den flachen Händen und nach einer Stunde peinlicher Erwartung für die Andern richtete er sich auf und sprach: „Ich sah sie. Sie wurde von den Peri geraubt und auf eine Insel fern im Ocean gebracht. Dort wird sie in einer auf steilem Fels stehenden Burg von Diwen bewacht. Dorthin kann keines Menschen Fuß dringen."

Nachsch-sas sprach: „Ein Pferd will ich wohl herstellen, das seinen Reiter in einer Stunde ins Schloß bringt, aber wer kann's mit den Diwen aufnehmen?"

Tirendas sprach darauf: „Leihe mir dein Pferd. Mit den Diwen will ich wohl fertig werden."

Und so geschah es denn auch. Nach wenig Stunden brachte Tirendas, nachdem er ganze Reihen von Diwen mit seinen Pfeilen durchschossen hatte, Sühre auf dem magischen Pferde glücklich ins Vaterhaus zurück. Aber nun erhob sich ein heftiger Streit zwischen den drei Freiern, denn jeder glaubte gerechtere Ansprüche als seine beiden Nebenbuhler auf die Hand des Mädchens zu haben.

Wenn du, Nachita, zu Mir Selim kömmst, brauchst du ihm nur diese Geschichte zu erzählen und ihn dann zu fragen, welchem von

dreien er Sühre zusprechen würde. Aus seiner Antwort läßt sich leicht auf seinen Verstand schließen."

„Wohl," sprach Rachita, „aber welchem muß er sie denn zusprechen? Das muß ich ja früher wissen!"

Der Papagei erwiederte: „Halt! Mir fällt noch eine einfachere Geschichte ein, die die selben Dienste thut. Die Antworten, die er dir geben muß, sage ich dir dann zusammen." Und abermals fieng der Papagei zu erzählen an:

(Der Prinz und der Brahman.)

„Einst lebte ein König in einem Reiche Indiens. Der hatte einen Sohn, den er mit einem Brahman auf Reisen schickte. Sie gelangten, nachdem sie viel Merkwürdiges gesehen und erfahren hatten, einmal in einen Tempel. Da erblickte der Prinz eine Jungfrau wunderbarer Schönheit. Sie war ein Inbegriff solcher Reize, wie sie die Welt in dieser Vereinigung nur einmal aufzuweisen vermag. Der Prinz, der gerade vor einem Götzenbild kniete, betete, sobald er nur die Schöne ersehen hatte, zur Statue vor ihm: „Du liebe Gottheit! Laß mich nur dies Mädchen haben, ich will dir dann gern mein Leben weihen." Seine Augen wanderten wieder zur Jungfrau hinüber und als sie sich entfernt hatte, betete er laut weiter: „Meinen Kopf will ich dir selber bringen, liebste Gottheit, nur dies Mädchen gieb mir früher zur Frau."

Der neben ihm stehende Brahman erhob hier sein Antliz, furchte die Stirne und sah bedenklich aus.

Als sie den Tempel verlassen hatten, erfuhren sie daß der Gegenstand der Bewunderung des Prinzen die Tochter des benachbarten Königs sei. Der Prinz reiste nun geraden Weges nach Hause, gieng zu seinem Vater und sprach: „Wenn du bei deinem Nachbarn, dem König von Lahor, nicht alsogleich für mich um die Hand seiner

Tochter anhältst, so kann ich die Last dieses Lebens nicht länger tragen. Sein Vater erschrack und sah fragend den Brahman an. Da dieser sein Antliz erhob, die Stirne furchte und sehr bedenklich aussah, ließ der König Gesandte mit reichen Geschenken nach dem benachbarten Hofe ziehen und gab ihnen den Prinzen und den von ihm unzertrennlichen Brahman gleich mit. Die Bewerbung fand günstige Aufnahme. Die Hochzeit wurde gefeiert und nach einigen Wochen machte sich das junge Paar auf die Reise nach des Prinzen väterlichem Hofe. Zufällig kamen sie in jene Stadt, wo der Prinz seine jetzige Frau zu erst gesehen hatte. Er besuchte mit dem Brahman wieder jenen Tempel, kniete sich vor das Götzenbild, da fiel ihm sein Gelübde ein, und da ein Indier sein Gelübde nicht brechen darf, zog er sein Schwert, führte einen kunstgerechten Hieb nach seinem Halse und siehe da, sein Haupt lag rechts und sein Rumpf links vor dem Bilde. — Der Brahman war herzugeeilt, doch kam er zu spät den Gewaltstreich zu verhindern, denn er hatte zuvor noch sein Antliz erheben, dann die Stirne furchen und endlich höchst bedenklich aussehen müssen. Stolz und Freude seines Lebens schwammen jetzt im reichlich strömenden Blute. „Wie unangenehm," dachte er, „daß mir Niemand glauben wird daß der Prinz sich selber tödtete. Der Verdacht ihn ermordet zu haben fällt natürlich auf mich. Doch dem kann ich vorbeugen," sprach er, nahm gelassen das blutige Schwert und schnitt sich damit so gut es gehen wollte den Kopf ab. Die Prinzessin hatte indeß ungeduldig auf die Rückkehr ihres Gatten aus dem Tempel gewartet und als er längere Zeit ausblieb, gieng sie ihm nach. Als sie ihn und den Brahman enthauptet liegen sah, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, hob das Schwert auf und war im Begriffe sich in dasselbe zu stürzen, als von Oben ein Ruf ertönte: „Genug des Mordens! Setze die Köpfe auf ihre Schultern und sie werden leben." Die Prinzessin im Übermaß ihrer Freude versah sich, als sie dem Befehle der überirdischen Welt eilig

Folge leistete, und verwechselte die Köpfe. Der Rumpf des Brahman wurde mit dem Kopf des Prinzen und der Rumpf des Prinzen mit dem Kopf des Brahman lebendig und nun erhob sich zwischen diesen beiden gemischten Persönlichkeiten Streit und Fehde, denn jede behauptete Gemahl der Prinzessin zu sein.

Willst du Mir Selims Verstand prüfen, so erzähle ihm dies und frage ihn, wem von den beiden Leuten er die Prinzessin geben würde."

„Wohl, wohl," versetzte Rachita ungeduldig, „aber mir mußt du doch früher mittheilen wie die wahre Antwort lautet."

Er erwiederte: „Wenn Mir Selim Verstand hat, so spricht er rücksichtlich der früheren Geschichte befragt Sühre ihrem Freier Tirendas zu, denn wenn die beiden andern sich auch große Verdienste erwarben, so hat doch keiner als er die unmittelbare Leistung für sich Sühre mit Gefahr seines Lebens erkämpft zu haben. Die indische Prinzessin aber muß er dem Kopf des Prinzen, der auf den Gliedern des Brahman zum Leben kam, zutheilen. Denn im Kopf ist das Hirn und im Hirn der Quell aller Nervensubstanz und Lebensthätigkeit."

Rachita wollte nun zu Mir Selim eilen, doch als sie das Hausthor öffnete, scheuchte sie die Tageshelle heim ins Schlafgemach.

Fünfundzwanzigste Nacht.

Rachita durchlebte den Tag in banger Ungeduld. Als der Abend endlich da war, zog sie prächtige Gewande an, schmückte sich bestens, kam zum Bauer des Papagei und sprach: „Heute muß ich alsogleich zu Mir Selim gehen. Wie sich der Ärmste meines langen Zögerns wegen härmt und grämt, darauf kann ich aus meinem eignen Zustande schließen. Ich will ihn ganz selig machen, um dann an der Anschauung seines Glückes mich labend einen rein geistigen Genuß zu finden. Wenn ich denke daß seitdem er mich liebt, und er liebt mich gewiß eben so innig wie ich ihn, er noch nicht einmal Gelegenheit fand mir: „Wie befinden Sie sich?“ zu sagen, geschweige denn seinen Wunsch zu erreichen, so dauert er mich von ganzem Herzen. Wohlthun ist so süß und so schön. Ich will seine Wohlthäterin sein, begleite du mich mit deinen frommen Wünschen.“

Der Papagei erwiederte: „Dies ist ein höchst zweckmäßiger Plan, für dessen Vortrefflichkeit ich mich zu verbürgen bereit bin. Gehe du hin in Frieden, ich will indessen hier für dein Seelenheil beten. Dabei fällt mir gerade noch zu rechter Zeit ein dir etwas anzuempfehlen. Richte Alles möglichst so ein dir deinen Geliebten zu sichern, ohne deinen Mann, wenn er einmal zurückkehrt, aufzugeben. Es schadet nie wenn man für seinen Bogen zwei Sehnen hat. Mache es so wie

jener junge Brahman, der nicht nur die Hand der Tochter des Königs von Babel erhielt, sondern sich auch ein schönes Stück Geld zu sichern wußte."

Da Nachita erfahren wollte wie das hergegangen sei, erzählte der Papagei:

(Der Brahman und die Prinzessin von Babel.)

„In Indien lebte einst ein Brahman, er hieß Alamalanandarakamadalakamandala, stand in seinem zwanzigsten Lebensjahre und war so ausgezeichneter Schönheit, daß alle Frauen und Mädchen, die ihn sahen, sich nothgedrungen in ihn verlieben mußten. Sein Gemüt war, wie bei solcher Jugend wohl entschuldigt werden mag, noch im Irdischen befangen. Die Tiefe der Ascetik so wie die Höhe der Mystik seiner Standesgenossen waren seiner Neigung gleich entlegen. Dem ewigen Auferdenkommen und dann wieder Indenhimmelfliegen seiner heimischen Götter so wie ihren unermüdlichen Seelenwanderungen konnte er keinen Geschmack abgewinnen. So dachte er eines Tages: „Vielleicht ist's anderswo lustiger, denn hier stirbt man ja vor langer Weile," und gieng auf Reisen. Über die Gränze gelangt bemerkte er an allen Leuten, mit welchen ihn der Zufall bekannt machte, eine gewisse Unfreudigkeit bei Aussprechung seines klangreichen Namens. Selten nur entschlossen sie sich zu sagen: Alamalanandarakamadalakamandala so ist's, oder Alamalanandarakamadalakamandala wie so? Er nannte sich daher von nun an in der Fremde kurz Almalum und erreichte, ohne daß ihm besonders Aufregendes vorgekommen wäre, die Stadt Babel. Hier sah er zufällig über eine niedere Gartenmauer die Tochter des Königs. Auch sie sah ihn und die unvermeidliche Folge der Begegnung ihrer Blicke war das Aufflammen einer brennenden Liebe in den beiden jungen Herzen. Wohl brennend mag man sie nennen diese Leidenschaft.

Die Prinzessin fiel ohnmächtig zu Boden, der Rauch ihrer Seufzer hatte ihr Bewußtsein umdüstert. Die Sclavinnen mußten sie hineintragen und zu Bette legen. Almalum hatte, so elend er sich fühlte, die Geistesgegenwart nicht ohnmächtig zu werden. Er schleppte sich in sein Absteigequartier, trank durch drei Stunden durstlöschende Getränke und dachte fortwährend:

Wer wie ich hier ein Niemand ist,
Wie bekömmt der ihre Hand!
Ach, wenn dies kein Herzensbrand ist,
Ja, da giebt es keinen Brand.

Hierauf begab er sich nicht ohne Schlauheit zu einer Zauberin und trat als Laufbursche in ihre Dienste. Er war noch nicht 15 Tage bei ihr eingestanden, so hatte seine Liebenswürdigkeit sie schon so für ihn eingenommen, daß sie ihm eines Abends sagte: „Ich schäme mich ordentlich von einer so hervorragenden Persönlichkeit, wie du mir eine zu sein nicht verhehlen kannst, niedere Dienstleistungen anzunehmen. Bitte dir eine recht große Gnade von mir aus." Da fiel Almalum auf seine Knie und flehte: „Ich bin in des Königs Tochter verliebt. Verhilf mir, mächtige Gebieterin, zu ihrer Hand." Die Zauberin wurde über die Rede etwas verduzt. Sie war eine Frau in besten Jahren und recht gut erhalten, trug sich, auch zu Hause, immer sehr nett, war kleiner Hände und zierlicher Füße gewiß, die im gewöhnlichen Leben durch abgestutzte Handschuhe und kindisch kleine Pantöffelchen geschützt erschienen, und hatte demnach eine ganz andre Bitte erwartet, mindestens die daß er ihr Zaubergeschäft werde erheirathen wollen. Weil sie aber eine gute Frau war, so unterdrückte sie ihre Empfindlichkeit und sprach: „Da hast du dir etwas Sauberes ausgebeten. Hättest du nicht wenigstens Reichthum, Macht und Ansehen verlangen können? Ein Männlein und ein Weiblein zusammenbringen, wahrlich dazu brauchts nicht viel Hexerei! Das ist ja leichter als Wasser vom Brunnen zu holen. Doch sollst du

deinen Willen haben." Sie nahm aus einer Lade ein Schächtelchen, öffnete es und reichte ihm eine Pille. „Wenn du die unter die Zunge legst, bist du ein Mädchen, giebst du sie aus dem Munde, so bist du wieder ein Junge" sprach sie, verwandelte sich dann dem Aussehen nach in einen ehrwürdigen Greis und forderte Almalum auf sich zum Mädchen zu gestalten. Zögernd führte er die Pille zum Munde. „Fürchte nichts," sprach sie lächelnd, „sie zergeht nicht und hat auch gar keinen Geschmack." Wie die Pille unter seine Zunge zu liegen kam, verspürte er eine plötzliche Veränderung in seinem ganzen Wesen. Es war ihm als ob er im Hirne Herzklopfen, als ob er im Herzen Kopfweh fühle, als ob all seine Gedanken empfindsamer und all seine Gefühle bedenklicher geworden wären. Der ehrwürdige Greis führte nun dies Mädchen zum König von Babel und sprach: „Nimm sie einstweilen hin, diese Perle. Außer meinem König kann ich sie Niemand anvertrauen. Mein Sohn ist närrisch geworden und mir entlaufen. Ich muß ihm nachreisen, ihn auffinden und heimbringen. Aber dies zarte Wesen kann ich dem Ungemach der Reise nicht aussetzen. Möchtest du diese reine, unschuldige Jungfrau indeß dem Dienste der Prinzessin, deiner Tochter, weihen. Wie ich heimkehre, hole ich mir sie wieder ab.." Almalum wurde zur Prinzessin geführt und ihr als Gesellschafterin vorgestellt, gewann in kürzester Zeit ihre volle Neigung, sah auch daß sie an einem geheimen Kummer hinsieche. Mädchen theilen sich leicht mit. Als daher die Gesellschafterin einmal in die Prinzessin drang ihr zu sagen, woran sie leide und was sie täglich bleicher mache, bekannte diese in einen schönen, jungen Menschen verliebt zu sein, den sie aus ihrem Garten erblickt habe. „Würdest du ihn noch kennen, wenn er jetzt vor dir stünde?" sprach die Gesellschafterin. Die Prinzessin war nur von dem Gedanken einer solchen Möglichkeit so ergriffen, daß sie zu weinen anfieng und die Frage nur durch Zeichen bejahen konnte. Da griff die Gesellschafterin mit dem Daumen und dem Zeigefinger der

rechten Hand nach dem Munde und im nächsten Augenblicke stand der selbe junge Brahman, an den sie ihr Herz verloren hatte, vor ihr. Die Geliebten fielen einander um den Hals. Nachdem dies geschehen war, verabredeten sie ihre Flucht für die selbe Nacht und bewerkstelligten sie Dank der Pille, die Almalum sorgsam wieder anwendete, ohne Schwierigkeit. Er hatte nun keinen anderen Gedanken als mit seiner Geliebten heimzureisen, um sich mit ihr dort nach dem Landesgebrauche zu vermählen. Kraft seiner angestammten Brahmanenweisheit sah er ein daß um mit einem so vornehm gewöhnten Fräulein zu reisen seine Mittel nicht ausreichen würden. Er führte daher die Prinzessin zur Zauberin, kniete mit ihr vor sie hin und sprach: „Mache deine Gnade vollständig und gieb uns noch ein Reisegeld.“ Da rief die Zauberin lachend: „Sagt' ich dir nicht daß dein erstes Verlangen zu bescheiden war?“ Sie holte nun aus ihrer Lade einen mit Gold gefüllten Seckel und sprach: „Nimm dies. Es sind 1000 Dinare. Die kannst du ausgeben so oft du willst. Im Seckel werden immer 1000 Dinare bleiben. Damit kommt ihr leicht durch die ganze Welt.“ Sie küßten ihr beide die Hand, reisten nach Indien, vermählten sich dort und Alamalanandarakamadalakamandala*) lebte mit seiner Frau glücklich bis ans Ende seiner Tage.

Drum meine ich,“ schloß der Papagei, „daß du eben so klug wie der Brahman handeln sollst, der am Ende die Frau und den Seckel hatte, und daß du bedacht sein sollst dich des Geliebten zu versichern und deinen Mann doch zu behalten.“

Nachita erwiederte: „Nach der Geschichte kömmt Alles auf den Verstand des Geliebten an. Wenn dem so ist, mag ich die Gefahr gar nicht laufen und will mich in Geduld ergeben bis Said nach

*) Dieser ächt indogermanische Name würde ins Neuhochdeutsche abgeschwächt etwa lauten: Allemal ein Anderer, kein Mägdlein auch kein Männlein.

Hause kömmt.“ Bei diesen Worten sah sie den Papagei mit einem forschenden, lauernden Blicke an, den er nicht zum ersten Mal an ihr wahrnahm. Er versetzte schnell: „Bei dem Grade, zu dem deine Liebe zu Mir Selim gediehen ist, dürfte ein solches Beginnen deiner Gesundheit nachtheilig werden. Oder willst du dich wie der König von Sabal aus Liebe hinsterben lassen?“

Rachita verlangte gleich zu hören wie das kam und der Papagei erzählte:

(Der König von Sabal, der aus Liebe starb.)

„In der Hauptstadt des Reiches Sabal lebte einst ein Kaufmann, der das Glück hatte eine Tochter zu besitzen, die ausnehmend schön und geistreich war. Er wußte sich auch viel mit ihren Vorzügen und hatte mit ihr die ehrgeizigsten Pläne. Eines Tages gieng er auf den Markt und dictirte einem Schreiber eine Bittschrift an den König, die lautete:

Volkbeglückende durch Huld verrückende Majestät!

Da der Gefertigte, der als dein unterthänigster Sclavenhund zu gelten viel zu glücklich wäre und kaum zitternd wagt sich die im Staube zu deinen Füßen kriechende Ameise zu nennen, mit einer 13jährigen Tochter gesegnet ist, die an Schönheit des Antlizes, Ebenmaß der Glieder, Schärfe des Verstandes und Reinheit des Gemüts die Mädchen und Frauen des bekannten Erdenplans eben so weit zurückläßt als die schlanke, zierlichschreitende Gebirgsfasanhenne die dämisch-hopsenden Sperlingweibchen dieser Stadt, halte ich, nach dem Spruche: „Die Beste gehört dem Besten“ für meine Pflicht sie deiner Majestät als Gattin anzubieten. Übrigens sind Huld und Gnade, Macht und Befehl dessen, der zu befehlen hat.

Diese Bittschrift trug er in den Diwan und reichte sie da ein. Wissend daß in einem civilisirten Lande, wie Sabal, der Fall, daß eine Eingabe von den Behörden länger als 3 Monate unerledigt bliebe, gar nicht vorkommen könne, begab er sich nach Hause und erwartete geduldig den Erfolg seines Schrittes.

Als die Bittschrift in des Königs Hand gelangt und von ihm durchblickt worden war, rief er seine Wesire und sprach: „Seht, unter welchem Glücksstern ich geboren bin. Leset hier, dann geht zum Kaufmann, seht die Jungfrau an und wenn ihr sie meiner würdig findet, so laßt sie gleich mitbringen und sagt ihrem Vater daß ich sie zur Gemahlin erwähle."

Die Wesire, um ihrem Herrn zu gehorchen, giengen schleunig zum Kaufmann und verständigten ihn von dem königlichen Auftrage. Als er sie in das Gemach seiner Tochter führte und sie dieselbe hier unverschleiert sahen, blieben sie eine Weile sprachlos. Daß es so hohe und blendende Schönheit geben könne hatte keiner je geträumt. Nachdem sie sich von dem übermächtigen Eindruck etwas erholt hatten, traten sie zusammen, lispelten ein wenig untereinander, beurlaubten sich dann beim Vater des Wundermädchens und verließen sein Haus. Sie waren nämlich übereingekommen dem Könige die Kaufmannstochter als unbeachtenswerth darzustellen, denn es war ihnen, als sie die über allen Begriff reizende Jungfrau sahen, allen zugleich eingefallen daß, wenn sie ihm dieselbe vermählten, er für den Rest seines Lebens sich aller Regierungsgeschäfte entschlagen und nur ganz ihr leben müßte. So traten sie vor den König.

Der erste sprach: „Herr, ich denke kaum daß sie so ist wie du sie dir vorstellst."

Der zweite: „Gott sei Dank, hübsche Mädchen giebt's ja viele im Land."

Der dritte: „Sie hat wohl dies und jenes für sich"

Der vierte gar: „Das Wort der Väter über das ganze Geschlecht bleibt immer wahr: Lange Haare, kurzer Verstand."

Wie der König seine Wesire so urtheilen hörte, sprach er: „Nun so weiset ihres Vaters Gesuch glimpflich ab. Sagt: ich sei ihm in Gnaden gewogen, könne aber seinen Antrag nicht annehmen."

Als dem Kaufmann seine Bittschrift mit dieser abschlägigen Antwort, die in großen Buchstaben am Rande prangte, wieder zukam, hätte er sich aus Verzweiflung bald ein Leid angethan. Nach einigen Tagen gab er sein Mädchen dem Stadtvogt, der ihm längst mit Bewerbungen in den Ohren gelegen war, zur Frau. —

Ein paar Wochen vergiengen, da saß die junge Frau einmal Abends auf der Plattform ihres Daches verschleiert und vergnügte sich ins Getriebe der Straße zu schauen. Der König zog eben vorüber. „Also der muß eine Frau haben die hübscher ist als ich bin," sagte sie zu sich selber und ihre Eitelkeit veranlaßte sie sich, als ob es zufällig geschehe, zu entschleiern.

Der König sah sie, frug bei seiner Umgebung sogleich wer die Frau sei und erfuhr daß sie die Tochter des ehrgeizigen, von ihm abgewiesenen Kaufmannes und seit Kurzem mit dem Stadtvogt vermählt sei. — Zum Sterben in sie verliebt kehrte er heim, berief seine Wesire und machte ihnen die bittersten Vorwürfe ihn so elend getäuscht zu haben. Sie gaben ihm ehrfürchtig den löblichen Grund ihrer Handlungsweise an. Da brach sein Herz. Er sprach: ‚Ich verzeihe euch. Ihr meintet es redlich mit mir und dem ganzen Reiche. Doch wie konntet ihr glauben daß ich neben einer solchen Königin ein schlechter König sein würde. Laßt mich, ihr habt mich tödtlich getroffen, mein ganzes Lebensglück vernichtet!"

Den Wesiren bangte nun sehr vor den Folgen ihrer Übereilung.

Der erste bat: „Königlicher Herr! Laß mich zum Stadtvogt gehen. Ich will ihn bewegen daß er sich von seiner Frau trenne und sie dir überlasse."

Der zweite flehte: „Wenn du ihm erlaubtest ein neues Steuerchen aufzulegen, wie gerne würde er sich fügen."

Der dritte schluchzte: „Ja und wenn Bitten nichts verschlügen, könnte man ja drohen."

Und der vierte wimmerte gar: „Nur einen Wink, sein Kopf wäre ja gleich hergebracht." —

Da zürnte der König und rief: „Geht, geht, laßt mich! Dies Wesen dem, der es besitzt, zu nehmen wäre der schändlichste Raub, der je auf Erden begangen wurde. Geht und sprecht mir nie wieder von ihr."

Die Wesire zogen sich bekümmert zurück. Des Königs Lebenskraft war aber von dem Tage an gebrochen. Er siechte langsam doch fortwährend hin. Sie war zu schön und er zu unglücklich. Die Liebe hatte ihm's angethan. Nach einem Jahre trug man ihn zu Grabe und setzte auf seinen Grabstein in goldnen Schriftzeichen den Spruch:

Er hat geliebt, die Lieb' bezwungen
Und sich den Märtertod errungen.

Hieran erkenne, Rachita, die Folgen entsagender Liebe, und wenn du nicht in die Fußstapfen des Königs von Sabal treten willst, so spute dich zu Mir Selim zu kommen."

Rachita fühlte inniges Mitleid mit dem König von Sabal, eilte zum Hausthore hinab, fand wie gewöhnlich den Tag angebrochen, suchte ihr Lager auf und träumte allerhand weichherziges Zeug.

Sechsundzwanzigste Nacht.

Langsam verstrich der Tag. Er schien Rachita lang wie das Leben eines Feindes. Nachdem sie viele Liebesnöthen und Sehnsuchtsqualen ausgestanden hatte, kam sie um die bestimmte Stunde zum Bauer und sprach:

„Nun mein kluger Papagei! Was sagst du? Soll ich gehen oder nicht? Ich brenne zwar vor Ungeduld zu ihm zu kommen, doch hege ich in innerster Seele schwere Bedenken"

Er erwiederte: „Herrliches Wesen! Wo fehlt's? Was drückt dich? Um wen sorgst du dich? Um ihn oder um dich? Doch er, wie könnte er dir Anlaß gegeben haben, da ihr noch keine Zusammenkunft hattet. Diese Sorge wäre also eine verfrühte."

„Nicht so," sprach Rachita, und der Papagei fühlte wie ihr Blick sein Auge bewache und vermied ihn daher als sie fortfuhr: „Der Geliebte, was soll ich von ihm besorgen? Ach wäre ich nur schon bei ihm! Aber der Mann, der ist's der mich ängstigt. Stelle dir vor Said kömmt, findet mich nicht zu Hause, erfährt wo ich war, mißhandelt, verstößt .... o ich Unglückliche, welche Wahl. Soll mich Entsagung tödten oder Liebe verderben?"

Jetzt wurde dem Papagei wieder leichter ums Herz. Er blickte Rachita unbefangen ins Auge und sprach: „Edle Frau! Wie doch auch die Geistesstarken deines Geschlechtes sich oft unnöthig selbst quälen! Hast du schon nicht genug Vertrauen in deine geistige Überlegenheit dich der Sorge um deinen Mann zu entschlagen, so beliebe doch ein wenig auf mich zu zählen. Bin ich nicht dein treuester Diener? Würde ich Said, käme er auch zufällig gerade im Augenblicke deiner Abwesenheit zurück, nicht leicht zu beruhigen vermögen, nicht spielend einen in seiner Seele etwa aufdämmernden Argwohn zu beseitigen wissen, gerade so wie die schöne Kjesibe die Bedenken ihres Mannes zu lösen verstand.

Rachita frug: „Laß hören, wie war das?“ und der Papagei erzählte:

(Kjesibe.)

„In Nischabur lebte einst ein reicher Kaufmann. Er war dumm, sehr dumm, so dumm daß ihn Spaßvögel einmal bereden und durch fünfzehn Tage beim Glauben erhalten konnten: er sei sein eigener jüngerer Bruder. Seine Frau, die Kjesibe hieß, war jung, schön und höchst lebenslustig. Sie gönnte ihm nur ein sehr kleines Winkelchen ihres Herzens und gab den Rest an alle Männer der Reihe nach weg die ihr ins Auge stachen. So trieb sie's eine Weile. Der Zufall hatte bisher ihrem Manne nur kluge, verschwiegene Nebenbuhler gegeben. Nun fieng sie an einen jungen Mann, Rakib geheißen, zu begünstigen auf den sie — das geschah ihr manchmal bei der Wahl ihrer Geliebten — mehr seiner körperlichen als seiner geistigen Gaben halber aufmerksam geworden war. Dieser unterließ nicht sich allenthalben ihrer Gunst zu rühmen. Wie die Welt schon lieblos ist und dem Herzensumfange, der Gefühlswärme und Bluteshitze der Frauen, zumal wenn sie schön sind, nicht gehörig Rechnung trägt, so wurde dem

armen Gatten nun von allen Seiten arg zugesetzt. Lange hatte er zwar zu thun bis er zur Ahnung gelangte was denn eigentlich seine Bekannten mit ihren Neckereien und ihrem Gespötte meinten, und warum er täglich vielmal gefragt werde ob nicht Rakib der nächste Verwandte seiner Frau sei, der sie unverschleiert sehen dürfe und ob er nicht selber finde daß nichts über gutes Einvernehmen zwischen nahen Verwandten gehe. Als sich aber einmal in seiner trüben Seele der Gedanke „man hält dich für betrogen von deiner Frau" gestaltet hatte, klammerte er sich mit der Zähigkeit der Geistesarmut daran fest, streckte alle Fühlhörner seines Schneckenverstandes nach der mißliebigen Richtung und empfand im Herzen ein unsägliches Weh. So kam es daß er eines Tages, als ihm Jemand im Basar sagte: „eben sah ich Rakib in dein Haus gehen, es wird ihm sehr leid thun dich nicht zu finden" besorgt und entrüstet zur ungewöhnlichen Stunde nach Haus eilte. Weder Kjesibe noch Rakib waren da. Er trat zum Fenster. Da sah er sie gerade mitsammen ins Lusthaus seines Gartens treten. Wenn auch mein Urtheil trügt, dachte er, kann ich mich doch auf Ohr und Auge verlassen. Mit zwei Sätzen war er die Treppe hinab durch's Hinterthürlein im Garten, umschlich das Lusthaus und wollte das Pärchen belauschen und überraschen.

Kjesibe's spähende Blicke hatten, als sie mit dem Freund in den Gartensaal trat, entdeckt daß ihr Mann aus dem Fenster schaute und es dann schnell verließ. Sie sprach zu Rakib: „mein Mann wird augenblicklich in unserer Nähe sein. Sobald er mich hören kann, werde ich eine feierliche Rede an dich richten. Darauf antworte etwas Passendes und entferne dich dann gleich ehrerbietigst." Als sie merkte daß ihr Mann völlig nahe sei, sprach sie sehr vernehmlich zu Rakib:

„Herr! Ich ließ euch zu mir entbieten. Das mag billig euer Befremden erregt haben. Ihr haltet mich wahrscheinlich jetzt im Herzen für eines jener leichtsinnigen, thörichten Geschöpfe deren es heut

zu Tage leider nur zu viele giebt, für eine Frau, die in eitler Sinneslust befangen vergessen kann was sie ihrer Ehre, was sie ihrem Manne schuldet. Doch beschwöre ich euch, urtheilt nicht nach dem Scheine. Vernehmt eher was mir geschah und was mich bewog euch rufen zu lassen. Ich schlief heute Nacht anfangs sehr unruhig. Verworrene, gräßliche Traumbilder jagten und hetzten sich in meiner Seele — bald war ich von Drachen umgähnt und von Schlangen umzischt, bald wollte ich Räubern und Mördern entfliehen und meine Füsse versagten den Dienst, bald stürzte ich von einer himmelhohen Burgzinne in eine tiefe gräuliche Felskluft, zerriß mich an Dornstauden im Fall und zerschellte unten am Basalt. Da nachtete es eine Weile in meinem Bewußtsein und als die Besinnung wiederkehrte, fühlte ich mich leicht und wohl und sah mich auf eine glänzende Wolke gebettet, die ein ambraduftender Zephyr dem dunkelblauen Sternenzelt zutrieb. Als ich an die drei Töchter hinter der Bahre*) heranschwebte, hielt die Wolke in ihrem Flug inne und ich hatte eine herrliche Erscheinung vor mir. Ein überirdisches Wesen, in weiße, leichte Gewande gehüllt und einem Greise mit langem Silberbarte gleichend, stand zu meinen Füssen. Himmlische Klarheit strahlte aus seinem Antliz. Mild und gütig ja wie mir schien wehmütig blickte er ein Weilchen auf mich. Dann sprach er: „Arme Frau! Bald kömmt die Zeit der Thränen und Seufzer für dich. Den du über Alles liebst, dein Gatte hat in wenig Tagen seine Erdenlaufbahn zurückgelegt.“ Da erfaßte mich ein namenloser Schreck. Ich flehte die Erscheinung mit aufgehobenen Händen an und bat sie inständig mir zu sagen ob dem Unglücke gar nicht vorzubeugen sei. Sanft und würdevoll erwiederte der ätherische Greis: „Ein Mittel gäbe es wohl,

*) Im Siebengestirn, das wir den großen Bären oder den Wagen nennen, sieht die Phantasie der Morgenländer die Bahre eines Vaters, der seine drei weinenden Töchter folgen.

doch ist es schwer anzuwenden. Wenn du einen Jüngling leichtsinnigen Wandels bewegen kannst dich mit reinem Auge anzublicken, dir nur als Bruder gelten zu wollen, dann hätte dies auf deines Gatten Schicksal den Einfluß daß er noch lange Jahre mit dir glücklich auf Erden leben dürfte." In diesem Augenblick erwachte ich aus meinem Traume. Die edle Miene jenes Greises schwebte mir noch vor Augen, die Worte, die er gesprochen hatte, klangen mir noch im Ohr. Neben mir lag mein Mann und schlief ruhig, nichts ahnend von der ihm drohenden Gefahr. Ich theilte ihm als er wach wurde auch gar nichts davon mit. Wozu ihn beunruhigen den Theuersten meiner Lieben. Doch als er sich angekleidet hatte und seinen Geschäften nachgegangen war, sandte ich meine Sclavin zu euch, Herr, und ließ euch rufen. Was ich euch noch zu bitten habe, wißt ihr. Blickt mit reinem Auge auf mich und seid mir fortan ein Bruder. Für diesen Edelmut lohne euch dereinst das schöne Bewußtsein eines Ehrenmannes Leben um viele Jahre verlängert zu haben."

Der Jüngling erwiederte mit so viel Ernst und Würde als er schnell aufzutreiben vermochte: „Mein bisheriger Lebenswandel rechtfertigt eure Wahl, edelste aller Frauen, nur zu sehr. Doch sollt ihr euch in mir nicht getäuscht haben. Seid fortan meine Schwester hier und jenseits." Nach dieser Rede bat er um Erlaubnis sich zurückziehen zu dürfen und verließ den Gartensaal.

Der Kaufmann, der auf der Lauer stand und sich aus Rührung kaum mehr zu fassen wußte, stürzte hervor, umarmte seine Frau und schluchzte an ihrem Halse: „Und dich, meine Lebensretterin, meinen Engel wollten sie verleumden, wollten sie gemeiner Lüsternheit beschuldigen? Mögen sie von nun an reden was sie wollen, die Leute. Ich kenne deinen wahren Werth und weiß was sie nicht wissen. Kümmere dich ja nicht um ihr boshaftes Geschwatze. Laß den lieben, jungen Mann zu dir kommen so oft dir's beliebt und zeige dich ihm, als ob er dein leiblicher Bruder wäre, unverschleiert so oft du willst."

So gelang es Kjesibe ihren Mann zu beruhigen und sich zugleich den Geliebten zu erhalten."

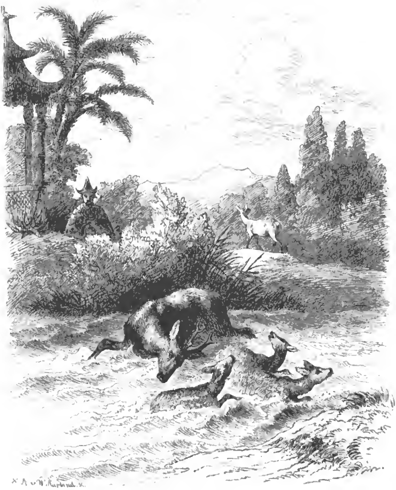
Als der Papagei schwieg, warf ihm Rachita einen verachtenden Blick zu und sprach: „Was soll mir die Geschichte? Daraus erfuhr ich nur daß jener Kaufmann bodenlos dumm war. Said ist aufgeweckten Geistes, ist sehr klug. Der ließe sich mit keiner Erscheinung beschwatzen." —

Der Papagei gab den Blick zurück und erwiederte schneidend: „Bei einer solchen Bemerkung, vortreffliche Frau, könnte man wahrhaft an deinem Verstand irre werden. Als ob nicht jeder Mann, der klügste wie der dümmste die Seite hätte bei der sich ihm zukommen läßt. Wenn du wirklich verliebt bist, so gehe zum Geliebten. Männlein und Weiblein ergänzen sich im Leben und müssen am Ende zusammenkommen, da hilft kein Sträuben. Denke nur an jene berühmteste aller Männerfeindinnen, an die Tochter des Königs von Rum."

Rachita frug: „Was geschah denn der?" Der Papagei erzählte:

(Die Prinzessin von Rum.)

„Einmal herrschte in China ein Kaiser, den das Volk vergötterte, so gut und menschenfreundlich erwies er sich bei jeder Gelegenheit. Sein erster Mandarin war ein Mann, begabt mit aristotelischer Einsicht und Verstandesschärfe. Der hatte beim Kaiser freien Zutritt und durfte zu ihm kommen so oft er wollte ohne sich melden zu lassen. Als er dies Recht eines Tages übte, fand er den Kaiser am Throne schlummernd. Ein seliges Lächeln spielte um des Schläfers Lippen. Der Mandarin sah mit Wohlgefallen seines Herrn verklärtes Antliz und trat näher. Da rauschte sein Seidentalar, der Kaiser erwachte und der Ausdruck seiner Züge wechselte plötzlich. Er schien einen Anfall von Wuth zu haben, sprang die Thronstufen herab, riß das Schwert aus der Scheide um auf den Mandarin einzuhauen



und als dieser in das Vorgemach flüchtete, lief er ihm mit gezücktem Schwerte nach. Die Sclaven stürzten jetzt herbei, fiengen den Kaiser, der noch eine Weile tobte, in ihren Armen auf, entrangen ihm das Schwert und trugen ihn auf den Thron zurück. Der Mandarin erschien erst als sich des Kaisers Zorn gelegt hatte vor ihm und sprach: „Herr! Was verbrach dein Knecht daß du ihm eben so zürntest?“ Er erwiederte: „Ach! Nichts für ungut. Ich erkannte dich nicht, sah nur den Störer der seligsten Augenblicke meines Lebens in dir. Mir träumte von einem lieben, zarten, engelschönen Weibe, das mich prüfend ansah. Auf den braunen Locken ruhte ein gezackter Goldreif. Gewande fremdartigen Schnittes flossen um die tadellosen Glieder ohne sie zu vermummen. Die Form des Lusthauses, in dem sie ruhte, so wie die Gewächse des umgebenden Gartens waren mir völlig fremd. Als ich im innigsten Genusse der Anschauung so hoher Schönheit schwelgte, wurde ich durch ein Geräusch erweckt. Nur so viel sag' ich dir, wenn sich jenes holde Weib nicht wirklich auf Erden findet und nicht mein Weib wird, so ist's mit all meiner Lebensfreude zu Ende.“ Der Mandarin, in der Kunst des Malens sehr erfahren, bat nun den Kaiser ihm sein Traumbild bis in die kleinsten Einzelnheiten genau anzugeben, verfertigte hiernach ein Gemälde, ließ es neben einer Pagode am Zusammenfluß der Heeresstraßen vor der Stadt unter einem Schutzdach aufstellen und gebot den Hütern, wenn jemand der vorübergehenden Beschauer in dem Bild etwas bereits Gesehenes zu erkennen glaube, ihn gleich nach Hofe zu führen. Ein Paar Monate vergiengen, da kam ein Pilger die Straße einher, blieb vor dem Gemälde stehen und betrachtete es mit auffallendem Vergnügen. Ein Hüter gieng auf ihn zu. Der Pilger immer das Gemälde anschauend sprach: „Arsena, wie sie leibt und lebt! Wie kommt ihr hier zu ihrem Bilde?“ Der Hüter erwiederte: „das sollst du gleich erfahren,“ und führte ihn zum ersten Mandarin. Als der Pilger ihm sein Erstaunen geäussert hatte das

wohlgetroffene Bildnis der schönen Arsena, der Tochter des Königs von Rum, die dort zu Land ihrer Männerfeindschaft wegen berühmt sei, gar hier in China zu finden, antwortete ihm der Mandarin: „Du mußt so gut sein mich sogleich für einen Lohn, den du selbst bestimmen magst, auf eine Reise nach Rum zu begleiten. Aber sage mir was hat die Männerfeindschaft der Prinzessin zu bedeuten, woher kömmt sie?“ Jener versetzte: „Vor zwei Jahren, als Arsena ein 14jähriges Mädchen war, sah sie eine Kornscheune abbrennen auf deren Giebel Pfauen genistet hatten. Die Pfauhenne blieb am Nest bei den Jungen und verbrannte. Der Pfau flog fort und ließ die Seinen im Brand. Seit jener Zeit setzt sich die Prinzessin in den Kopf daß alle Untreue und Lieblosigkeit nur unserem Geschlechte eigen sei, und weist zum Kummer des Königs alle Freier standhaft ab.“

Der Mandarin brachte dem Kaiser diese Auskünfte, erhielt den Auftrag als Brautwerber nach Rum zu ziehen und machte sich mit dem Pilger auf den Weg. Er benützte die Zeit der Reise um von seinem Gefährten griechisch zu lernen und machte so schnelle Fortschritte, daß er in Byganz eingelangt nicht nur die Landessprache geläufig inne hatte, sondern auch die Iliade vor- und rückwärts hersagen konnte. Mit Pilgerkleidern angethan gab er sich dort für einen Maler aus, bezog eine Herberge und beschäftigte sich damit ein großes Bild zu malen, das er als es fertig war dem Volke zur Schau stellte. Desgleichen hatte man dort nie gesehen. Alt und Jung lief dem Bilde zu. Alles staunte ob der Farbenpracht, ob der riesigen Kühnheit der Perspective von der, man gestand es allgemein, kein Apelles je geträumt hatte. Da gab es keine schwächlichen Verschwommenheiten, keine unklaren Mitteltöne. Hell, scharf und deutlich sprang jeder vorgestellte Gegenstand bis auf seine kleinste Faser dem staunenden Auge des Beschauers entgegen. Es war als hätte der Maler seinen Pinsel in die Sonne getaucht und auf durchsichtigen Äther gemalt. Die Sache erregte endlich auch bei Hofe Aufsehen. Prin-

zessin Arsena äußerte den Wunsch des fremden Künstlers Werk zu sehen und so ergieng an diesen die Aufforderung es im königlichen Palast aufzustellen. Es wurde ihm ein Saal zugewiesen und als die Vorbereitungen getroffen waren und Arsena, die vor Neugierde brannte das Wunder der Stadt zu besehen, erschien, rollte der noch immer als Pilger gekleidete Mandarin den Vorhang in die Höhe und beobachtete aufmerksam den Eindruck seines Gemäldes auf die Prinzessin.

Sie blieb lange in Anschauung versunken, regungslos stehen. Die mannigfaltig in ihrer Seele wechselnden Gefühle waren aus einer ihre Wangen leicht anfliegenden, bald schwindenden, bald wiederkehrenden Röthe erkennbar. Endlich sprach sie:

„Ist dies ein Phantasiestück oder die Darstellung eines wirklichen Ereignisses? Wer ist der wunderschöne Jüngling mit dem spitzen Hute vor dem Lusthaus, aus dessen Miene Herzensgüte und Seelenadel leuchten, dessen freundliche Augen so mitleidig nach jenen ertrinkenden Rehen blicken, und was soll das andre Reh, das ferne wohlgemut auf sonnigem Anger weidet, unbeachtet von des Jünglings Auge?"

Der Mandarin sprach: „Die Szene vor euch ist die Darstellung eines Ereignisses, das vor zwei Jahren wirklich statt fand. Der Jüngling bei dem Lusthause ist der jetzige Kaiser von China. Fünf Rehe zogen bei niederem Wasserstand durch den Bach. Zufällig wurde durch Öffnung einer Schleuße das Wasser geschwellt. Der Schwall riß die Kitzlein mit sich fort. Der Rehbock sprang nach, und mühte sich und rang und kämpfte, um die Kleinen aus der Strömung zu drängen und sie ans Ufer zu schieben. Das Wasser überflutete und überstürzte ihn und er gieng mit seinen Jungen unter im ehrlichen Kampfe gegen sein Schicksal, weil er treu zu seinen Lieben hielt und sie nicht verlassen wollte in der Gefahr. Daß der Kaiser jenes andern Reh's nicht achtet darf euch nicht Wunder nehmen, erlauchte Prinzessin. Das ist nur die Geiß, die als sie das Wasser kommen

sah schnell floh, ob der eignen Rettung auf ihre Kitzlein nicht denkend. Dort weidet sie und wartet ob sich ihr nicht ein andrer Rehbock zugeselle. — Die Folge dieses Vorfalls aber war daß der Kaiser von der Stunde an dem ganzen weiblichen Geschlechte, weil er es für falsch und treulos hält, abhold wurde, seine Tage einsam vertrauert und sich wahrscheinlich nie beweiben wird.

Als Arsena dies hörte, perlte ein Thränchen von ihrer Wange. Sie wandte sich rasch vom Fremden ab, verließ den Saal, suchte den König von Rum auf und sagte ihm: „Vater, wenn du dem Kaiser von China meine Hand antragen willst, dem gebe ich sie, doch keinem Andern." Der König war glücklich über die Sinnesänderung seiner Tochter, die befragt, wem er die langersehnte Milderung ihrer Ansichten über Männer verdanke, ihn an den fremden Künstler wies. Er sandte nach ihm, doch der Fremde hatte sein Bild zurückgelassen und war in seine Herberge gegangen. Man fand ihn dort beschäftigt die Galla-Uniform eines ersten Mandarins anzuziehen. Er band sich gerade die blitzblaue, erbsengrüngesprenkelte Großkreuz-Ordensschärpe des gehörnten, sahneschaumschnaubenden Drachen um, gürtete die Lende mit dem goldnen Pagodenhüterschlüssel, verwahrte das auf rosenfarbnem Seidenpapier mit ächt chinesischem Tusch gemalte Vorschreiben der dortigen Staatskanzlei im Busen, steckte, um sich ein gefälligeres Ansehen zu geben, in jedes Nasenloch eine schwunghafte Pfauenfeder und begab sich in feierlicher Haltung zum König von Rum, um für seinen Herrn, den Sohn des Himmels und Beherrscher des Reiches der Mitte, die Hand Arsena's zu verlangen. Sie wurde ohne Anstand bewilligt. Die Prinzessin erhielt eine Ehrengesandtschaft zur Begleitung nach China und wurde dem Kaiser vermählt. — So geschah es daß die größte Männerfeindin aller Zeiten, die unter den Heldensöhnen Rums die Wahl gehabt hätte, sich endlich glücklich schätzte ihr Herz viele hundert Meilen weit einem Chinesen entgegenbringen zu

dürfen. Darum" schloß der Papagei, der die Morgenhelle schon längst gewahrt hatte, „freue dich, Rachita, der günstigeren Verhältnisse in welchen du lebst und trachte schnell zu Mir Selim zu kommen."

Rachita eilte die Treppe hinab und öffnete das Hausthor um es gleich wieder unwillig zuzuschlagen und in ihr Schlafgemach zu flüchten.

Siebenundzwanzigste Nacht.

Der Tag verstrich gar langsam. Rachita dachte an ihren Geliebten, grübelte und sann hin und her. Endlich fiel ihr ein: „Wie, wenn ich mich heute Nacht zu rechter Zeit gerade zu Mir Selim begäbe ohne des Papagei's Zustimmung zu verlangen! Seine gestrige Aufforderung genügt mir." Als demnach die Stunde da war, sah der Papagei Rachita mit ihren schönsten Gewanden angethan und mit ihren kostbarsten Juwelen geschmückt an seinem Bauer vorüberkommen. Sie achtete seiner nicht, trällerte vor sich hin:

Mein Herz ist ein Taucher
Mein Meer das Gefühl
Die Lieb' meine Perle
Mein ewiges Ziel!

und war schon der Thür nahe, da ergrimmte der Papagei. „Soll ich mich Nächte hindurch stumpfsinnig geschwazt, haben damit die Dirne doch am Ende zu ihrem Buhlen gelange?" dachte er und rief ihr mit verzweifelter Anstrengung nach: „Wenn du schon liebst, so trachte wenigstens treu zu lieben, sonst könnte dir's wie der abscheulichen Gaddara ergehen!"

Nachita kehrte um, setzte sich auf eine Ottomane, maß den Papagei mit einem unzufriednen Blick und sprach trocken: „Wer war die und was geschah ihr?"

Der Papagei erzählte:

(Die abscheuliche Gaddara.)

„In Indien lebte vor langer Zeit ein König der viele Sclavinnen hatte. Eine derselben gebar ihm einmal ein Mädchen. Man stellte das Horoskop des Kindes und es erwies sich daß es unter einer sehr ungünstigen Constellation geboren sei. Die Sterndeuter ließen sich nicht nehmen daß das arme, kleine Geschöpf bestimmt sei zwar sehr schön, aber zugleich das boshafteste, falscheste und treuloseste Wesen zu werden, das je unter der Sonne gelebt habe.

Das Mädchen wuchs heran und schien die aufgestellten Behauptungen der astrologischen Wissenschaft allmählich immer wahrer zu machen. Gaddara, so hieß sie, war zwar reizend schön, aber sehr verderbten Gemütes. Sie konnte an keinem Kinde vorübergehen ohne es zu kneipen daß es laut aufschrie, an keinem Manne ohne ihn zu fragen ob seine Frau nicht schon wieder ihren letzten Liebhaber betrogen habe, an keinem Greis ohne ihn zu erinnern daß er mit einem Fuße im Grabe stehe, und that fortwährend was Gott verdroß und die Leute ärgerte. Als der König merkte daß die Astrologen recht hatten, bestimmte er ihr eine sehr reiche Aussteuer, ließ jedoch bekannt geben daß wer sie heirathe aus seinem Lande auswandern müsse. Er hoffte sich so eine Menge Unannehmlichkeiten zu ersparen. Lange wollte Niemand um die Königstochter freien, denn jedermann im Lande wußte um ihr böses Herz. Endlich entschloß sich ein armer, blinder Mann, den die bittersten Nahrungssorgen drückten, in seiner Verzweiflung um ihre Hand anzuhalten. Die Vermählung fand statt und unmittelbar darauf mußte er mit seiner jungen Frau und ihren

Reichthümern in die Fremde ziehen. In der ersten besten Stadt über der Gränze siedelten sie sich an. Gaddara richtete ihren Haushalt ein und benützte die Blindheit ihres Mannes gleich dazu sich einen tüchtigen, jungen Mann zum Geliebten zu wählen, der den größten Theil des Tages, selbst in Gegenwart aber ohne Wissen ihres Mannes ihr Gesellschaft leistete. Eine Weile unterhielt es die Beiden sich über des Blinden Gebrechen lustig zu machen und ihn zu betrügen, doch war die Sache gar zu leicht. Gaddara wurde überdrüßig und dachte daran ihren Mann ganz aus dem Wege zu räumen. Einst sah sie im Garten eine schwarze Viper der giftigsten Art. Sie erschlug dieselbe mit einem Spaten, trug sie in die Küche, schnitt sie in Stücke, legte dieselben in einen Topf, goß Wasser zu, stellte ihn zum Feuer und gab den Deckel darauf. Ihr Geliebter kam eben leise in die Küche geschlichen. Sie legte den Zeigefinger an den Mund und winkte ihm mit den Augen wie Jemand der einen köstlichen Scherz vorhat. Darauf gieng sie ins Gemach, führte ihren Mann heraus, rückte einen Schemmel zum Heerd und sprach: „Da, schüre mit deinem Stock das Feuer, blindes Ungeheuer! Ich habe Fische zugesetzt. Wenn du das Wasser brodeln hörst, so schiebe nur den Deckel des Topfes weg und rufe mich, dann sind sie gar. Ich habe jetzt drinnen zu thun.“ Das Geräusch ihres Gewandes deckte den leisen Fußtritt ihres Geliebten, der seine Sandalen abgelegt hatte, vollkommen und das Pärchen gieng ins Gemach sich zu erlustigen. Der arme Blinde schürte sitzend mit der eisernen Spitze seines Stabes das Feuer. Als der Topf zu singen anfieng, schob er den Deckel weg, doch wollte er sich, bevor er seine Frau rief, am Geruche seines Lieblingsgerichtes laben. Er stand behutsam auf und beugte sich über den wallenden Topf. Giftige Dämpfe stiegen von der gesottenen Viper ihm gerade ins Antliz. Seine Augen fiengen an ihn zu brennen und zu jucken, er mußte ein paarmal heftig niesen und es war ihm als ob von der Erschütterung etwas wie Häutlein oder Krusten vor seinen

Augensternen geborsten wäre. Er fuhr, den Stab fallen lassend, mit beiden Händen die Augen zu bedecken, so einen stechenden Schmerz fühlte er, auch flossen ihm die Thränen lange reichlich durch die Finger. Als er die Hände weg und die Augendeckel auf that, hatte er mit einem Mal sein Gesicht wieder erlangt. Das erste was ihm in die Augen fiel war die zerstückte, im Topf siedende Viper. Er wandte sich voll Abscheu von der entsetzlichen Speise, zu deren Bereitung man ihn verwendet hatte, da trafen seine Blicke durch die Thür ins Gemach seiner Frau. Er sah sie einen jungen Mann, der in ihren Armen lag, küssen und herzen. Flugs hob er seinen Stock auf, stürzte in die Kammer und ließ einen Hagel von Schlägen über die Ertappten hereinbrechen, der nicht aufhörte bis sich nicht beide heulend aus dem Hause geflüchtet hatten. Um Gaddara kümmerte er sich nie mehr. Er verkaufte das Haus, nahm die Aussteuer, die sie ihm mitgebracht hatte, zog nach Indien zurück und lebte dort bis ins hohe Alter glücklich und zufrieden. Sie aber kam schnell von einer Hand in die andre und starb noch jung in Schmach und Verzweiflung."

Der Papagei schwieg.

Rachita sprach in gereiztem Ton: „Es scheint in der That daß du mich zum Besten haben willst. Was soll ich aus der eben so ungereimten als erlogenen Geschichte lernen? Daß Viperngift Blinde heile? Da müßte es längst entweder keine Blinden oder keine Vipern geben."

Der Papagei hüllte sich wie in einen Mantel von Würde und erwiederte: „Edle Herrin! Zeihst du meine anspruchlosen Mittheilungen der Ungereimtheit, der Lüge, so erleichterst du mir ja wesentlich mein schwieriges Amt. Dann brauche ich wohl nichts mehr zu sagen als: Folge in Allem schön nur deinem Köpfchen, höre auf Niemands Rath, halte alle wohlmeinenden Warnungen deiner wahren Freunde für Kabalen, habe aber zugleich die Güte deinen ergeb-

nen Diener für die unausbleiblichen Folgen eines solchen Benehmens nicht verantwortlich zu machen, denn es wird sicher einmal geschehen daß du wie der Jüngling von Balch zur Einsicht kömmst daß man nicht immer am besten fährt wenn man nur seinem Kopfe folgt."

„Ei wirklich?" höhnte Rachita, „und ist's vielleicht erlaubt zu fragen wie sich der Jüngling von Balch zur Höhe dieser Einsicht emporschwang?"

Der Papagei erzählte:

(Der Jüngling von Balch.)

„In Balch lebte einst ein frommer Mann, der einen Knaben Namens Salih hatte. Er hielt ihn fortwährend zur Andacht an und wollte ihn zu einem Heiligen machen. Dieser Plan wäre beinahe gelungen, da starb der fromme Mann und hinterließ seine Frau als trauernde Wittwe, seinen Sohn als unfertigen Heiligen.

Salih setzte noch eine Weile die gewohnten Andachtsübungen fort. Einmal kam ihm der weltliche Gedanke: Glauben ist schön und bequem, aber Wissen ist schöner und verdienstlicher. Er verlegte sich von nun an ausschließend auf das Studium gelehrter Fächer und leistete in kurzer Zeit in aller Wissenschaft Außerordentliches. Seine Fortschritte währten so lange bis er eines Tages auf einer alten, durch Mottenfraß zum Sieb gewordenen Schriftrolle den in Keilschrift geschriebenen Spruch entzifferte:

Gleicht die Weisheit ohne That
Nicht dem Felde ohne Saat?
Gleicht des Wissens eitle Sucht
Nicht dem Baume ohne Frucht?

Der Sinn dieser Worte fiel in seine Seele wie ein Funke auf Zunder fällt. Er gieng zur Mutter und sprach: „Laß mich in die Welt ziehen. Was nützt mein Wissen mir und Andern, wenn ich es

in mich und mich in meine Kammer einschließe?" Die Mutter sah ihn eine Weile besorgt an, dann lächelte sie und sprach: „Fürchtest du daß es dunkle in der Welt da wo du deine Leuchte nicht hinstellst? Bleib fein in der Höhle, mein junger Leu. Mit meinem Willen ziehst du nicht aus." Salih zog sich zurück und dachte: Meine Mutter meint mir's gut, doch ich meine mir's besser. Er gürtete die Lende, nahm des Vaters Stab und wanderte fort. Als die Sonne hoch stand, lagerte er sich im Schatten eines Baumes. Horch! Was war das? Was sang so klangvoll, so schmelzend und weich, so liebeathmend und seelenreich? Ein Sprosser war's, der von der Rose Lieder ohne Worte sang, aber sehr verständliche Lieder.

Salih hörte ihn klagen: wie sie als Knospe früher zwar mit ihrem Dufte geizte, doch gar sittsam und eingezogen, glühend in jungfräulicher Schaam dichtes Grün um sich hüllte, und wie dann mit einem Schlage Alles anders kam, als sie den grünen Schleier zerriß und aufsprang und in nackter Begehrlichkeit sich brüstend bald mit dem Sonnenstrahl buhlte, bald in des Zephyrs Armen sich wiegte, ein sündenbleiches Weib. Und noch immer liebe er seine Rose eben so treu und sie weise ihm doch nur höhnisch die Dornen! —

Salih wollte gerade Mitleid mit dem kleinen Sänger empfinden, dem durch eine gefallsüchtige Schöne ein so herbes Loos bereitet war, als das Vögelchen oben in seinen Nöthen eine Unart begieng, die sich zu einem Fleck auf Salih's Gewand gestaltete. Da warf er wild einen stechenden Blick hinauf und der arme Sprosser, vom üblen Auge tödtlich getroffen, fiel vom Aste herab, flötete noch leise:

„Sag der Rose die ich meine
Daß ich jenseits um sie weine" —

zuckte und verschied.

Salih's Unmut war hiermit besänftigt. Er machte sich auf und setzte seine Wanderung fort. Abends als ihn der Hunger quälte,

erreichte er ein einsames Haus. Unter der Thüre stand eine junge hübsche Frau. Er bat um Speise. Sie wies ihn ins Gemach und sprach: „Nehmt Platz, ich will euch ein Gericht bereiten.“ Salih müde und hungrig ließ sich nieder. Sie gieng in die Küche und er hörte sie Feuer reiben und Geschirre handhaben. Jetzt und jetzt, dachte er, muß sie das Essen bringen. Da er aber sehr hungrig war, wurde er auch sehr ungeduldig, und als die Frau um etwas aus ihrem Schrank zu holen nun im Gemach erschien und die gewünschte Schüssel noch nicht mitbrachte, warf er ihr einen bitterbösen, stechenden Blick zu. Sie aber blickte ihm klar ins Auge und sprach unbefangen: „Pfui Junker! Glaubt ihr mich auch wie jenes arme Vögelchen mit eurem giftigen Blicke tödten zu können? Da irrt ihr! Ich bin gegen das üble Auge Dank meiner Mutter fest. Schämt euch! So jung noch und schon zerstören und einreißen zu wollen! Baut erst was Rechtes auf!“ Salih frug sie beschämt und staunend nun wie sie vor dem üblen Auge sicher sei? Sie erwiederte ernst: „Weil ich meiner Mutter Wort ehrte, und ihr wißt ja:

Ein Kind von Muttertreu umgeben
Hat schon sein Paradies im Leben!

Drum geht heim zur Mutter, Junker, und folgt ihr schön.“ Sie gieng nun hinaus, brachte ihm zu essen, und als er gestärkt war griff er zum Stabe, wanderte heim, hielt fortan treu zu seiner Mutter und wurde einer der berühmtesten Heiligen und Wunderthäter seiner Zeit.“

„Ach hätte ich auch noch eine Mutter,“ seufzte Rachita. „Mir wird mein Paradies auf Erden nicht, auch werd' ich es schwerlich zur Heiligkeit bringen.“

Der Papagei sprach milder gestimmt:

„In der weiblichen Natur liegt eine gewisse Haltlosigkeit, eine Hingebung an die Aussenwelt, die diesen Vorgang sehr erschweren. Unenthaltsamkeit und Eigensinn können nimmer zu gutem Ende

führen, wie dies aus dem Abenteuer des Königs von Hormus mit dem lüsternen Schlangenweibchen deutlich erhellt."

„Was gieng denn zwischen diesen vor?" frug Rachita.

Der Papagei erzählte:

(Der König von Hormus.)

„Der König von Hormus gewahrte einst, als er von der Jagd ermüdet neben einer Quelle auf ein mit Moos weich überbettetes Felsstück hingestreckt lag, ein buntes, gleißendes Schlangenweibchen, das sich einem Schlangenmännchen anderer Gattung und Farbe durchaus aufdringen wollte, es buhlend umstrickte, umgaukelte und umkoste, sich durch gar keine Zurückweisung beirren ließ und unausgesetzt die unglaublichsten Verführungskünste anwandte. Dem Männchen blieb am Ende nichts übrig als die Flucht zu ergreifen. Das fremde Weibchen wollte es verfolgen. „Das ist Weibernatur" dachte der König entrüstet, riß das Schwert heraus und hieb nach der frechen Zudringlichen. Sie hatte das Schwert blitzen sehen und sich schnell aus der Hieblinie geworfen. Doch gelang ihr's nicht vollkommen. Ihr Schwanzendchen verfiel noch dem scharfen Stahl der königlichen Waffe. Der hierauf folgende Blutverlust kühlte ihre Leidenschaft ein wenig. Sie zog sich in ihre Höhle zum eignen Männchen zurück. Als dies sie dergestalt verstümmelt heimkehren sah, frug es gleich wie sie in einen solchen Zustand gerathen sei. Sie versetzte: „Denke nur! Wie ich mich draußen eben sonne und mir's recht behaglich wird, da sitzt auf einem Felsenbett der König. Er sieht mein schönes Gewand und meine schlanke Gestalt. Ich gefalle seinem lüsternen Auge, er will mich küssen. Erschrocken flüchte ich, um der Schmach der Befleckung durch unreine Menschenlippen zu entgehen. Da haut der Bösewicht in seiner Wut mit dem Schwerte nach mir und verwundet mich so gräßlich!"

Das Schlangenmännchen schwor dem König Rache. Es begab sich Abends unbemerkt in seinen Palast, schlich sich in sein Schlafgemach, da stand neben seinem Lager ein großes Silberbecken, in dem ein Kranz von Rosen und Basilikon buschig gewunden eingewässert war. Unter diesem ringelte es sich zusammen und wollte hier im Hinterhalte lauern bis der König käme und schliefe, um ihn mit giftigem Biß zu tödten.

Nach einer Weile erschien der König, entkleidete sich und legte sich nieder. Nun kam aber auch eine seiner Frauen im Schlafgewande, sie wollte sein Lager theilen. Der König wies sie ab. Da setzte sie sich zu ihm nieder und that ihm schön und wollte wissen warum er heute so ungefällig sei, da er sie sonst doch so lieb habe. Der König sprach: „Laß mich, ich bin heute übler Laune wenn ich eine deines Geschlechtes sehe," und als sie weiter in ihn drang, erzählte er ihr sein Jagdabenteuer mit dem begehrlichen Schlangenweibchen und wie ihm leid thue daß er es nicht habe in zwei Hälften theilen können, zur Strafe seiner frechen Buhlgier.

Die junge Frau entfernte sich niedergeschlagener Miene. Das Schlangenmännchen hatte unter dem Rosenkranze jedes Wort des Königs erlauscht. „Ei sieh doch," dachte es, „meine treulose Schlange hat mich schändlich betrogen und hätte mich bald zum Morde dieses Unschuldigen veranlaßt. Das soll ihr nicht hingehen, doch eher muß ich diesen Mann für die gerechte Züchtigung, die er ihr werden ließ, belohnen." Das Schlangenmännchen verließ nun sein Versteck, hob sich neben dem Lager des Königs in zierlicher Schraubenlinie bis an den halben Leib empor und flüsterte zum König: „Bitte dir von mir eine Gabe aus, ich bin dir dankverpflichtet." Dem König kam vor als ob er träume, wie er das prächtige, mit einem Krönlein am Haupt geschmückte Thier vor sich in die Höhe geringelt sah und dessen Worte vernahm. Er rieb sich die Augen und sprach aufs gerathe wohl: „Ich wünschte die Sprache aller Thiere zu verstehen."

„Gut, dies sei dir gewährt, doch bleibe es dein Geheimnis. Wie du Jemand mittheilst daß du der Thiere Sprache verstehst, ist dein Leben verwirkt!" zischelte der Schlangenkönig und husch war er aus dem Gemache. Der König schlief hierauf ein paar Stunden recht sanft. Vor dem Morgenroth erwachte er und vernahm sehr nahe ein leises Geräusch. Dies war durch seine junge Frau verursacht. Sie hatte der schwülen Nacht halber nicht schlafen können, war mit zwei Fläschchen in sein Gemach gekommen, hatte sich zu seinen Füßen gesetzt, dieselben mit Sandelöl gesalbt, dann mit Rosenwasser besprengt und rieb jetzt eben seine Fußsohlen mit ihren Wangen. Als er sich dieses Umstands deutlich bewußt ward, hörte er seine Turteltauben im goldnen Bauer an der Wand girren. Die Taube sprach zum Tauber: „Ach wenn ich nur Sandelöl und Rosenwasser hätte, wie gerne wollte ich deine lieben Füßchen salben, besprengen und küssen. Doch mir armen Taube wird's nimmer so gut." Als der König es hörte, lachte er laut auf. Die junge Frau nahm ihm aber dies sehr übel. „Abends, wenn ich zärtlich sein will, jagst du mich fort. Morgens, wenn ich dir einen Liebesdienst erweise, verlachst und verspottest du mich," klagte sie und weinte bitterlich. Der König, dem leid that seine Frau unabsichtlich gekränkt zu haben, sagte: „Ich habe nicht dich verlacht!" Sie aber ließ das nicht gelten, sondern erhitzte sich und rief: „Ich schwöre daß ich mir mein Leben nehme, wenn du mir nicht sagst worüber du eben lachtest." Da gerieth der König in Verlegenheit. Daß ihn die Rede seiner Turteltaube zum Lachen gebracht habe, durfte er ihr nicht mittheilen, und die erzürnte Frau nahm die Sache immer ernster und betheuerte und schwor ihrem Leben ein Ende zu machen, wenn ihr der König die schuldige Genugthuung verweigere. Erhitzt kam sie zu ihren Sclavinnen, klagte ihnen den Vorfall, wurde von ihnen in ihrem Entschlusse bestärkt und das ganze Harem heulte im Chor über Tyrannei, Tigerherzen, Basiliskenblicke, Krokodilgelächter u. s. w.

Der König war den ganzen Tag in einer peinlichen Lage. Wie immer wieder fallende Regentropfen selbst den Marmor aushöhlen, so war er durch die Thränen seiner weiblichen Umgebung bis es Abend wurde beinahe dazu gebracht auf Gefahr seines eignen Lebens die Sache durch ein Geständnis zu beenden. Da gieng er noch ins Freie und fand bei der Cisterne Bock und Ziege in lebhafter Unterhandlung. Die Ziege hatte nämlich hineingeblickt und im Wasserspiegel das prächtige Laub der umstehenden Bäume gesehen. Sie meckerte den Bock an: „Bring' mir gleich das Laub aus der Cisterne herauf. Ich brauche jetzt reichliche Nahrung. Wo soll ich sonst Milch hernehmen meine Zicklein zu säugen."

Der Bock schnitt ein sarkastisches Gesicht.

Die Ziege eiferte nun: „Wenn du mir das Laub nicht bringst, so stürze ich mich hinab. Ihr Männer seid ein empörendes Gesindel, das nur Kinder in die Welt setzen will und sonst sich um nichts kümmern."

„Mais!" erwiederte der Bock. „Bist du bei Troste, Alte? Oder hat dich der selbe Schwindel ergriffen wie alle weiblichen Köpfe in des Königs Palast? Ich aber bin nicht so schwach wie er. Ich verliere mein Leben gewiß nicht für eine Weiberlaune. Willst du dich in die Cisterne stürzen? Hier ist sie, und schneller als jetzt giebts nichts. Nur hurtig! Niemand hindert dich."

„Memme!" meckerte die Ziege vor sich hin und gieng beleidigt ihre Zicklein aufsuchen.

Der König konnte nicht umhin der Taktik des Bocks Beifall zu spenden. Er begab sich in seinen Palast zurück, setzte den weiteren Versuchen und Drohungen seiner Frau fortan eine unerschütterliche Ruhe entgegen und hatte bald die Freude zu bemerken daß sie sich eines Besseren besonnen habe und gar nicht daran denke sich das Leben zu nehmen.

Du siehst also, Rachita," schloß der Papagei, „daß für die Frauen im Allgemeinen Lüsternheit und Eigensinn zwei gefährliche Klippen sind, die sie um Alles vermeiden sollten, wenn ihnen darum zu thun ist sich nicht verächtlich oder lächerlich zu machen. Doch nun gehe so schnell du kannst zu Mir Selim."

Rachita kam bis zum Hausthor, gewahrte die Tageshelle und gieng schlafen.

Achtundzwanzigste Nacht.

Beim Erwachen dachte Rachita: „Ich bin doch neugierig ob ich heute endlich zu Mir Selim gelange. Wäre ich nur sicher daß Said nicht gerade zurückkehrt wenn ich beim Liebsten bin. Klüger schiene es freilich den Besuch überhaupt zu verschieben bis Said kömmt. Es würde sich bald zeigen zu welchen Stunden er verläßlich nicht zu Hause ist und dann könnte ich ja recht leicht mit dem Überwurf einer meiner Sclavinnen vermummt Mir Selim bei Tage besuchen.“ So dachte Rachita vor Mittag, doch bis die Mitternacht kam hatte die Ungeduld Mir Selim endlich wiederzusehen und sich seiner Liebe zu erfreuen alle Bedenken verdrängt. Sie kam zum Bauer und sprach: „Bald wäre ich heute an mir selber irre geworden. Was meinst du, was ist vernünftiger, gleich zu Mir Selim zu gehen oder ihn erst nach Zurückkunft meines Mannes gelegentlich aufzusuchen?“

Der Papagei erwiederte: „Ohne Zweifel das erstere. Wer sich mit dem nicht begnügt was er hat und immer mehr haben will, der verliert gewöhnlich Alles. Weißt du nicht wie's Ghadib ergieng als er mit seinen drei Freunden sein Glück suchte?“

Rachita verneinte und der Papagei fieng zu erzählen an:

(Die vier Freunde.)

„In Balch lebten einst vier Freunde, die sich recht lieb hatten und deren jeder sein ansehnliches Vermögen in Handelsgeschäften gelten machte, doch war ihre Gemütsart völlig verschieden. Eine und dieselbe Sache brachte gewöhnlich Ghafil zum Gähnen, Ghadhib zum Fluchen, Dhahik zum Lachen und Hasin zum Weinen. Ungünstige Ereignisse und auch zum Theil eigne Schuld führten in den Vermögensverhältnissen der vier jungen Männer einen unvermutheten und sehr raschen Umschlag herbei. Sie kamen eines Morgens zusammen und bekannten sich den Bettelstab in nächster Aussicht zu haben.

Ghadib sprudelte nun einen Strom von Verwünschungen hervor über den Idiotismus der Kaufleute am Platz: „Meine Berechnung" schrie er „war einfach, klar und sicher. Wenn die Froschlaichseelen im Basar nur halbwegs Vernunft angenommen hätten, so machte mich das selbe Geschäft, das mich nun vor die Thür meines Hauses wirft, zum reichsten Mann in Balch! Möge der Donner die Eselsköpfe breitschlagen und mit ihnen die Hölle tapezieren!"

Dhahik stellte sich gleich diese neue Art von Tapeten lebhaft vor, lachte darüber unmäßig und bemerkte dann: „Die Briefe aus Schiras fehlen uns ja Allen noch. Wenn dort das Rosenöl aufschlägt, duftet uns wieder die ganze Welt!"

Hasin verwies ihm ernst diese rosige Anschauung ihrer Lage und fuhr seufzend fort: „So mußte es kommen, denn es ist kein Bestand in diesem pfützenumkränzten Staubhügel und es giebt keine menschliche Vernunft, die nicht von den Mühlsteinen des Schicksals wie ein Gerstenkörnlein zerrieben würde!"

Ghafil wollte auch was sagen, mußte aber so unausgesetzt gähnen, daß er sich lange nicht verständlich machen konnte. Endlich

brachte er heraus: „Betteln ist, wenn man es genau betrachtet, ein Beruf wie ein andrer.“

Nun kamen die schiraser Briefe und da das Rosenöl nicht aufgeschlagen hatte, einigten sich die vier Freunde ihren unbeträchtlichen Zehrpfennig zu einer Reise zum Philosophen ins Gebirge zu verwenden und sich bei ihm Rathes zu erholen.

Der Philosoph im Gebirge war eine mystische Persönlichkeit, die in Balch viel von sich reden machte. Während die wenigen in der Stadt angesiedelten Indier fest und steif behaupteten er sei ein Pantheist und zwar einer der sogenannten edlen Sorte*), wollten die Schejche und Sofu der Stadt dies nicht Wort haben und verbürgten sich dafür daß er seinen höchstpersönlichen Allah so nett und rein wie der nächste beste Mufti glaube. Thatsache war daß er im Besitze außerordentlicher Mittel sein mußte, weil er Allen, die von irgend einer Noth gedrückt zu ihm kamen, half. Vor ihn traten nach kurzer Wanderung die Opfer der Rosenöl-Contremine. Sie fanden ihn beim zweiten Frühstück. Er lag auf einem der zahlreichen Moosbetten, die in seiner geräumigen Grotte, alle genau in der Richtung von Nord nach Süd, aber unter den verschiedensten Senkungswinkeln angebracht waren. Mit der Linken führte er aus einem nebenstehenden Körbchen aus Baumrinde große, würzige Walderdbeeren gediegenster Reife und Süße zum Munde, mit der Rechten griff er hie und da nach einem mit Silber gefütterten, in der Felsspalte haftenden Büffelhorn, um einen Schluck frischgemolkner Ghaselenmilch zu sippen. Während dieser, wie es schien dem Philosophen zusagenden, Beschäftigung, denn er traf keine Anstalt sie zu unterbrechen, hatten

*) Ungefähr von Jenen, die der gebildete Polizei-Beamte der Gegenwart, weil sie sich nur aus Bosheit ruhig verhalten, in seine Tagebuchsrubrik u. sch. b. n. sp. N.W (ungehegelte, schiefgekantete, beinahe noch spinozzige Naturwühler) einträgt.

die Fremdlinge Zeit und betrachteten ihn genau. Er mochte in den Vierzigen sein. Seine Stirnhaare waren schon grau gemischt. Seine Züge hatten den Ausdruck der sich selber gleichgültig gewordenen Indifferenz, auch sein Auge barg die Funken der ihm vom ganzen Lande zugestandenen Weltweisheit hinter einem nichtssagenden Blick. Sein Gliederbau war mehr sehnig als gedrungen, bei kaum mittlerer Größe. Endlich wischte er mit dem Hermelinumschlag des Ärmels seinen Schnurrbart und winkte mit dem linken Augendeckel den Besuchern sich niederzulassen. Sie erzählten ihm hierauf wie sie eigentlich, weil Herrschel Schabatai in Balch seit 48 Stunden wahnsinnig verkaufe, ihre Zahlungen einstellen mußten und auf der Welt keine Stütze mehr hätten als seine Weisheit und Großmut. Er betrachtete sie eine Weile vom Kopf bis zu den Füßen, nahm dann ohne sich vom Lager zu heben aus der Felsnische neben ihm ein Onyx-Büchschen, öffnete es und stürzte den Inhalt desselben auf seine Hand. Als er sie aufthat, sahen die Freunde in seiner Handgrube vier Glasperlen liegen, eine rothe, eine weiße, eine gelbe und eine blaue. Er bot sie ihnen nun dar und sprach: „Nehmt diese Kügelchen. Jeder von euch lege eines derselben auf seinen Turban. Dann zieht in die Welt hinaus und Jeder habe wohl acht wo ihm sein Kügelchen vom Kopf zur Erde fällt. Dort grabe er nach, denn dort findet er was ihm das Schicksal bescheert. Doch dürft ihr euch verständigen und wer will kann seinen Fund mit den Gefährten theilen." Ein Zucken des philosophischen Augenlieds verrieth den Freunden daß die Audienz beendet sei. Sie langten nach den Glasperlen, Hasin erwischte die rothe, Dhahik die weiße, Ghafil die gelbe, Ghadhib die blaue, dankten vielmal, empfahlen sich und giengen ihrer Wege. Daß sie den Gang nach den Glücksantheilen gemeinschaftlich antreten würden verstand sich von selbst. Sie holten aus dem nächsten Dorf Grabscheite und giengen eine Weile bergauf, thalab.

Die rothe Perle, die Hasins, der den Kopf immer hängen ließ,

mußte der Natur der Dinge nach zuerst zur Erde fallen. Sie gruben an der Stelle nach und siehe da, ihren vereinten Bemühungen erschloß sich alsbald eine reiche Kupfergrube. „Brüder!“ sprach Hasin, „bleibt bei mir. Wir wollen redlich theilen, denkt nur daß auf der Jammerwelt das Glück die Schritte nicht werth ist, die man thut ihm nachzulaufen.“ Die Andern aber waren andrer Meinung, sie überließen ihm die Ausbeutung seines Fundes und zogen weiter.

Ein paar Tage waren sie über Hügel und Felder, durch Gebüsche und Wälder gegangen und sprachen gerade vom Philosophen. Ghadhib erhitzte sich im Reden. „Der ausgerauchte Genius von einem weltsatten Wohlleber“ rief er zornig „hätte uns mit zwei Zeilen an seinen Wechsler in Balch, die er uns offenbar eben so leicht geben konnte, viel anständiger wieder auf die Füße geholfen, als mit seinem abenteuerlichen Glasperlenspuck. Möge ihm das Moos zur Nase herauswachsen, dem hermelinverbrämten Knauser!“

Ghafil meinte: „'s ist am Ende alles eins, ob man sich hier ärgert oder in Ba—a—a—alch.“ Er mußte dreimal gähnen um das Wort heraus zu kriegen.

Da fieng Dhahik zu lachen an, lachte bis er sich die Seiten halten mußte, und dabei fiel ihm die weiße Perle vom Turban und rollte lustig den abschüßigen Hohlweg hinab, in dem sich die Freunde gerade befanden. Auf einmal war der Weg abgerissen. Sie standen auf einer senkrecht abfallenden Felswand. Die Perle war in die Schlucht zu ihren Füßen gesprungen. Sie stiegen auf Umwegen nach und fanden drunten die schönsten Silbererze zu Tage liegen. Dhahik war hierüber sehr erfreut: „Brüder,“ sprach er, „nun bleibt aber hier bei mir und gebt den langweiligen Spaziergang auf. Hier ist genug für uns alle drei. Mit guten Silberbarren, die wir hier leicht ausschmelzen und den später daraus gemünzten lieben kleinen Drachmen kann man sich auf der Welt verschaffen was nur das Herz will.“ Ghafil sagte schon: „Meinetwegen,“ aber Ghadhib rief

zürnend: „Und was uns selber beschieden ist, sollen wir gar nicht erfahren?“ Er warf Dhahik einen wütenden Blick zu, packte Ghafil unter dem Arm und riß ihn eilig durch Sträucher und Gebüsche mit sich fort.

Ghafil ließ sich eine Weile bergan zerren. Als sie die Höhe wieder erreicht hatten, benützte er den Augenblick als Ghadhib stehen blieb und nach Athem rang zur Bemerkung: Es sei vielleicht unklug von ihnen Dhahik zu verlassen. Da schmähte ihn Ghadhib und sprach: „Es lohnt wahrlich die Mühe einen Menschen wie dich zu seinem Glücke zu zwingen!“

Sie setzten ihre Wandrung noch ein paar Tage mit einander fort, doch herrschte wenig Einigkeit unter ihnen. Ghadhib verwünschte schon beinahe die ganze Welt und Ghafil antwortete auf die Anfälle übler Laune regelmäßig nur mit Gähnen. So kamen sie endlich zu einem Flüßchen. Zwei unbehaute Baumstämme waren als Brücke darüber gelegt. Sie waren von der Waldseite gekommen und standen am hohen Ufer, das jenseitige lag sehr tief. Ghafil gerieth hier zum ersten Mal in etwas einer Aufregung halb und halb Ähnliches und behauptete: er könne da über die bloßen Baumstämme nicht hinübergehen, er sei schwindlig. „Narr, du mußt wohl, unser Weg geht da,“ rief Ghadhib und schritt voran. Als er drüben war sah er sich um. Ghafil überlegte auf der andern Seite was unangenehmer sein werde, sein Schwindel oder die zu gewärtigende Heftigkeit seines Freundes. Wie er aber an diese letztere dachte, mußte er augenblicklich gähnen, sprach „in Gottes Namen“ und machte sich Schritt für Schritt, beide Arme weit von sich streckend um das Gleichgewicht zu halten, an den gefährlichen Gang. Er war schon über das Wasser gelangt, aber noch auf den Baumstämmen, da strauchelte er und fiel die Nase voran der Länge nach in den Sand des flachen Ufers. Er blieb zuerst regungslos liegen, dann griff er mit einer Hand nach seiner Nase und hatte die Befriedigung zu

bemerken daß sie unversehrt sei, mit der anderen nach seiner gelben Perle, die vor ihm im Sande lag.

Ghadhib polterte: „Was machst du? hebe dich, wer weiß welch' weiten Weg wir noch vor uns haben!" Ghafil blieb ruhig am Bauche liegen. Er schien im Sande Untersuchungen anzustellen. Ghadhibs Geduld war zu Ende. Er fieng zu schelten an: „So möge dich gleich . . . . ." Da fiel ihm Ghafil ganz gegen seine Gewohnheit in die Rede: „Bruder, sieh' mal her. Ich glaub' ich brauche nicht weiter zu gehen." Mit diesen Worten streckte er ihm eine Hand voll Sand entgegen.

Ghadhib sprang gierig hin, kniete sich neben ihn, rührte mit der Spitze seines Zeigfingers ein Weilchen in Ghafils hohler Hand und rief: „Ei, das sind zum guten Viertel gediegne Goldkörner." Er griff nun rasch mit beiden Händen vor sich in den Flußsand, besah dann was er aufgegriffen hatte, und nun unterlag es keinem Zweifel mehr daß das Flüßchen Gold schwemme und zwar in solchem Maße, daß eine hier angelegte Goldwäscherei ergiebiger als die beste Goldgrube sein müsse.

Ghafil sagte: „Ich hoffe du bleibst bei mir und theilst mit mir. Was soll ich allein mit all dem Golde anfangen, und was willst du anderwärts Besseres als Gold finden?"

Ghadhib erwiederte: „Die rothe Perle warf Kupfer ab, die weiße Silber, die gelbe Gold. Warum soll die blaue nicht zu einem Sapphirbruch führen? Gehab dich wohl, ich habe keine Zeit zu verlieren," und eilte fort.

Ghafil rief ihm nach: „Bruder, du wirst's bereuen."

Das hörte er nimmer. Er war schon halb auf der nächsten Berglehne und drang, von Eigensinn und Habsucht gehetzt, gerade vorwärts. Die Gegend wurde immer unwegsamer und wilder. Immer tiefer gähnten die Abgründe zu seinen Füßen, immer schroffer und zackiger hoben sich rechts und links die Felsen. Drei Tage waren

verflossen seit er Ghafil verlassen hatte und sein Mundvorrath reichte nur mehr auf vier, fünf Tage. Enlich fiel auch die blaue Perle. Er setzte sein Grabscheit an, arbeitete und mühte sich lange vergeblich. Er war in fieberhafter Aufregung. Seine Pulse klopften, seine Hände zitterten. Nachdem er sich eine kleine Ruhe gegönnt hatte, grub und schürfte er wieder aus Leibeskräften. Er hatte bisher in weicher Erde gegraben, nun stieß er auf einen Gang harten Gesteins. Da mußten sie sein, die Sapphire. Er schlug ein Stück ab und eilte, da er in einem tiefen Riß zu arbeiten angefangen hatte, damit hinauf an die Sonne. Es war ein Stück Eisenspath. Nun kannte seine Wut keine Gränzen. „Mit Eisen soll ich abgespeist werden, mit dem werthlosesten, gemeinsten aller Metalle. O, so haben wir nicht gewettet!“ Fluchend und scheltend wollte er nun zu Ghafil zurückkehren und mit ihm theilen. Er suchte ihn Tage lang, konnte ihn aber nimmer finden. Nun wollte er zum Philosophen gehen, sich einen andern Glücksantheil zu erbitten. Als er nach vielen Mühsalen Balch wieder erreicht hatte, erfuhr er daß derselbe inzwischen in Folge unverdauter Salangaschwalbennester an einem gastrischen Fieber gestorben sei. Das war zu viel für Ghadhib und ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende.

„Daraus wird doch genügend ersichtlich,“ meinte der Papagei, „wie gefährlich e's ist zu viel zu verlangen, weil man dann wie Ghadhib gar nichts bekömmt. Gehe daher zu Mir Selim, so lange er dir zu Gebote steht und überlasse die Sorge über deinen Mann und deinen Geliebten zugleich zu verfügen der Zukunft.“

Nachita eilte hinab. Sie sah den Morgen grauen, und da graute ihr selber im Herzen vor ihr, vor ihrem Mann, vor dem Papagei und vor Mir Selim. Unglücklich gieng sie zurück und legte sich schlafen.

Neunundzwanzigste Nacht.

Als Nachita um die nächste Mitternacht beim Papagei erschien, erschrack er über ihre böse und gereizte Miene, über ihr entschlossenes, unternehmendes Aussehen. „Gott, hilf mir durch die Nacht," dachte er, als sie herantrat und zu ihm sprach: „Es brennt und lodert in mir wie wirkliches Feuer."

Er sammelte alle seine Kaltblütigkeit, um im doctrinären Tone zu erwiedern: „Sagten nicht schon die Weisen:

Vier Feuer erkennt man
Verschiedner Natur.
Das beste, im Ofen,
Erwärmet uns nur.

Das zweite, das sengt und
Nicht leuchtet ringsum,
Das giftige Feuer,
Es weilt im Samum

Das dritte erhellt und
Hat nie was verbrannt,
Das artige Feuer,
Es sprüht im Demant.

Das vierte das brennt und
 Hat nie was erhellt,
Das Feuer im Magen,
 Das plagt wohl die Welt.

Da rümpfte Nachita verachtend das Näschen. „Wenn deine Weisen“ höhnte sie „von dem Feuer aller Feuer, von der Liebe nichts wissen, so sind sie mir nicht mehr als faselnde Jungen! Wüßte ich lieber ganz gewiß daß Mir Selim meine Liebe theilt.“

Der Papagei, der die Herabsetzung seiner Weisheitssprüche nicht gerne sah, erwiederte, um sich zu rächen: „Es scheint am Ende doch beinahe als ob dein Geliebter nicht gar so lichterloh für dich entbrannt wäre, als du es für ihn zu sein gestehst. Wenn eine Leidenschaft zwischen zwei jungen Herzen gleich getheilt ist, so pflegen diese trotz aller widrigen Verhältnisse, trotz aller Mühsale und Beschwerden doch immer zum Ziele der Vereinigung zu gelangen. Wie auffallend zeigten dies nicht die Schicksale jenes Jünglings von Bagdad und seiner geliebten Lautenschlägerin!“

Nachita frug wie's denen ergangen sei.

Der Papagei erzählte:

(Der Jüngling von Bagdad und die Lautenschlägerin.)

„In Bagdad lebte einst ein Jüngling, reich an Geld und Gemüt, Namens Abdi, der bei einem circassischen Sclavenhändler eine Sclavin sah, die sich durch tadellose, hohe Schönheit so wie durch eine alle Gränzen des Glaublichen übersteigende Virtuosität im Gesang und Lautenspiel auszeichnete. Tajjibe, so hieß sie, war schöner als der Vollmond und sang lieblicher als die Sphären. Von der Manier aller großen und größten Sängerinnen gieng sie dabei wohl unendlich ab. Denn wenn Tajjibe sang verstand man leicht und ohne alle besondere Aufmerksamkeit, genau und deutlich jede Sylbe

ihres Liedtextes. Meisterin im Schwellen wie im Verhauchen der Töne, hatte sie genug natürlichen Geschmack damit keinen Mißbrauch zu treiben. Ihr Vortrag war verständig und einfach, ihre Stimme jenes klare, flüssige Silber, von dem jede nach Wohlklang dürstende Seele so gerne alle ihre Poren durchdringen läßt. Ihre Tonleiter glich einer vierundzwanzigkörnigen Solitärperlenschnur. Tajjibe vermied übrigens auch, obwohl bei vollkommenem Bewußtsein ihrer wunderhübschen Händchen, sich mitten in affectvollen Gesangstellen die Scheitel zu glätten, oder die üppig wuchernden kastanienbraunen Locken aus dem Gesichte zu streichen. Abdi hatte sie gesehen und zwei Töne singen gehört, als er begriff daß sein Loos nun an dies reizende Wesen gekettet sei. Er kaufte Tajjibe vom Circassier um 40,000 Goldstücke und lebte mit ihr ein Jahr in Liebesseligkeit und Wonne, nebenbei in allen edleren Genüssen schwelgend, mit welchen Geist und Gold das Leben zu verschönen im Stande sind. Mit dem Jahr aber war auch Abdi's Vermögen zur Neige. Nahrungssorgen drängten sich unabweislich vor und Abdi berieth eines Morgens mit einem guten Freunde die wichtige Frage: „Was nun?" Der gute Freund war ein Alletagsmensch der besseren Schichte, ein Mittelding zwischen dem „practischen Mann" und der „ehrlichen Haut". Er sprach: „Wenn ich wie du Tajjibe besäße und selber leidlich die Laute schlüge, wäre mir nicht bang um mein Fortkommen. Ich würde sie in die Häuser der Großen, Reichen und Angesehenen führen, sie dort spielen und singen lassen, da müßte ja, zumal jetzt wo die Laute die Wut von ganz Bagdad, den Abbasiden-Hof nicht ausgenommen, ist, das Gold nur regnen."

Abdi rief wie von einem Skorpion gestochen: „Mensch! Was sprichst du? Ich soll Tajjibe, mein Heiligthum, zur bezahlten Kurzweil des flachsinnigen Geld- und Rangpöbels machen, soll zugegen sein bei all dem jämmerlichen Kennermienenziehen, soll etwa zuhören wie dickthuende Säue den Klangperlen Tajjibe's gnädig-idiotisch

Beifall grunzen? Sprich mir nimmer davon, wenn du mir nicht den Dolch der Vorsätzlichkeit ins Herz der Entrüstung stoßen willst!"

Der gute Freund senkte ein wenig erstaunt, ein wenig gekränkt — denn er hatte es wirklich gut gemeint — den Kopf, stand auf, schützte ein Geschäft vor und gieng.

Abdi begab sich nun zu Tajjibe, welcher der Grund der Sorge, die des Freundes früher immer heitere Stirn umwölkte, wohl einleuchtete. Sie war eben aus einem heftigen inneren Kampfe siegreich hervorgegangen und sprach: „Herr! Du hast dein Vermögen der Liebe geweiht, hast es mir geopfert. Ich würde nun Dürftigkeit und Armut freudig mit dir theilen, doch will ich dir in Erwerbung deines Brotes nicht hinderlich sein, will nicht auf deinen, nun zu rüstigem Schaffen berufnen Armen lasten so lange noch Käufer am Markte sind die dir für mich eine Summe geben mit der du dein Glück schneller vom Neuen zu gründen vermagst. Der Himmel wird deine Thätigkeit segnen und will's Gott so bindest du dann wieder mein Loos ans deine."

Als Abdi diesen Vorschlag vernahm blutete sein Herz, aber sie wußte ihren Plan mit so überzeugender Anmut zu unterstützen und andrerseits war ihm so sehr daran gelegen ein liebes, zartes Wesen nicht an seiner Seite den Entbehrungen des Elends preis zu geben, daß er sie nach tausend Scheideküssen auf den Markt hinführte, wo ein reicher Kaufmann haschemitischen Stammes sie um viertausend Dinare erstand. Abdi verwahrte den Beutel mit Tajjibe's Erlös in der Brust und gieng nach Hause. Wie er allein war faßten ihn Reue und Verzweiflung. Er suchte den Haschemiten auf um den Handel rückgängig zu machen, fand ihn nicht und irrte in den Straßen Bagdads herum, alle die ihn anzuhören Geduldigen genau befragend ob ihnen nicht ein so und so gekleideter Mann begegnet sei. Die Meisten wollten einen Menschen wie ihn Abdi beschrieb gar nicht gesehen haben. Einige sagten: eben sei er an ihnen vorübergegan-

gen. Andre erkannten in seinen Angaben den fremden Kaufmann, doch versicherten sie: er sei gestern abgereist oder habe es wenigstens bestimmt thun wollen. Abdi war während der Tageshitze fünf, sechs Stunden herumgelaufen und müde wie ein gehetztes Wild. „Geh' ich nach Hause," dachte er, „so mahnt mich die Leere der vier Wände an die Fülle des Glücks das mir untergieng." Er trat in eine Moschee, legte den Beutel mit Gold unter sein Haupt um zu ruhen und schlief ein. Ein Gewandsticker, der mit dem Rücken an eine Säule gelehnt in einer Ecke am Boden hockte und von Abdi nicht bemerkt worden war, näherte sich nun, zog dem Schlafenden den Beutel langsam unter dem Kopfe weg und entfernte sich. Abdi erwachte nach einer halben Stunde. Sein Gold war weg und mit ihm der letzte Hoffnungsschimmer Tajjibe wieder zu erlangen. Da übermannte ihn die Verzweiflung, „Wie gut daß ich nicht schwimmen kann!" lallte er halbwahnsinnig, schritt dem Tigris zu und warf sich hinab in die Strömung. Die faßte, drehte und überwarf ihn, einmal kam er noch mit dem Haupt empor und rief: „Tajjibe!" Dann sank er.

Zwei Männer, die in ihrem Kahn gerade den Strom herabfuhren, hörten den Ruf, sahen den Ertrinkenden, beschleunigten ihre Ruderschläge und kamen zurecht ihn herauszufischen und ans Land zu bringen. Einige Leute sammelten sich und standen herum. Seine Retter hatten ihn auf den Boden gelegt und waren wieder fortgefahren. Das Wasser lief von seinen Gewanden ab und die Abendsonne begann sie zu trocknen. Er schlug die Augen auf, blickte stier herum und ein würdiger Weißbart nahm ihn unter dem Arm, richtete ihn auf und führte ihn aus dem Kreise der Gaffer. Dann sprach er zu ihm: „Dank' deinem Gott, mein Sohn, der dich nicht verlassen hat als du dich selbst verließest. Ich sah dir zu wie du dich in den Strom stürztest." Abdi bekannte mit wenig Worten sein Mißgeschick. Da begütigte und tröstete ihn der Alte: „Sein Gold," sprach er „hat Mancher verloren der sich dann wieder eines erwarb, und von

seiner Liebsten war schon Mancher getrennt der sich dann wieder mit ihr zusammenfand. Nur mit dem Tigris versuch's nimmer, der führt dich zum siedenden Trunk der Dschehennem" *).

Abdi fühlte wieder neuen Lebensmut. Er beurlaubte sich und gieng längs des Ufers stromabwärts. Die Sonne gieng gerade unter, als er einen schönen Landungsplatz der Flußschiffe erreichte und eines vor Anker liegen sah, auf das eben eine Menge kostbarer Geräthe, dann seidene Kissen und Teppiche geschafft wurden. Er frug die Bootsleute wessen dies Schiff sei. Sie erwiederten: es sei von einem haschemitischen Kaufmann bestellt, der die Reise nach Baßra antrete. Abdi, glücklich in Tajjibe's Nähe gerathen zu sein und von der Hoffnung sie zu sehen oder sprechen zu hören entzückt, bat den Schiffer flehentlich ihn nach Baßra mitzunehmen. Der sagte: „Als Miethsmann oder so gekleidet wie du da stehst kannst du nicht mitkommen, denn mein Schiff gehört für diese Reise dem Haschemiten. Willst du aber von einem meiner Leute ein Matrosengewand anziehen und hie und da Hand anlegen, so magst du mitfahren." Abdi segnete den Mann für die ertheilte Erlaubnis, gab seine Oberkleider ab, bekam von einem der Matrosen einen alten Kittel, ruderte bis in die Nacht emsig Waaren nach dem Schiffe, theilte das Mahl seiner neuen Kameraden, träumte dann ein paar Stunden von Tajjibe und mit dem Frühesten half er die Anker lichten und war nach Baßra eingeschifft.

Der Haschemite hatte inzwischen in der Kajüte alles Mögliche versucht um Tajjibe zu einiger Fassung zu bringen, doch erhielt er immer nur Thränen und Seufzer zur Antwort. Als dies so den ganzen nächsten Tag gewährt hatte, führte er sie auf's Deck und sprach: „Liebe! Ich kaufte dich um mein Leben zu verschönen und zu erheitern, du aber bereitest mir nur Kummer und Sorge. Laß das Weinen

*) der Hölle

und Klagen und sing mir ein Lied.“ Er ließ Tajjibe's Laute bringen und legte sie in ihre Hand.

Abdi stand hinter dem Mastbaum und lauschte selig. Tajjibe entlockte der Laute einige schwermütige Klänge und sang mit bewegter Stimme:

Laß mich weinen
Um den Einen
Der mich lehrte
Lieb' und Glück.

Laß mich klagen,
Ewig sagen:
Ach! o kehrte
Er zurück!

All mein Sehnen
Meine Thränen
Soll ich stillen?
Nimmermehr!

Weil die Seele
Sie mir füllen
Wird das Auge
Nimmer leer.

Da zu einen
Mich dem Meinen
Mir verwehrte
Das Geschick.

Laß mich weinen
Um den Einen
Der mich lehrte
Lieb' und Glück.

Tajjibe war von ihren Gefühlen so überwältigt, daß die Laute ihren Händen entsank. Sie verbarg mit denselben schluchzend ihre Augen. Die Matrosen und der Schiffer, die ihr Gesang herbeige-

lockt hatte, waren zu Thränen gerührt und schritten, die schöne Klagende innig bemitleidend, wieder zum Tagewerk. Der Haschemite, ein menschenfreundlicher, großmütiger Mann den jeder Ton und jedes Wort ihres Liedes von der Wahrheit und Tiefe ihrer Leidenschaft für den Jüngling von dem er sie erkauft hatte überzeugten, flüsterte ihr zu: „Ach wenn er nur hier wäre dein Trauter, wie gerne wollte ich eure Hände in einander legen.“ Er führte sie in die Kajüte zurück und suchte sie durch liebreichen Zuspruch zu beruhigen.

Abdi kam hinter dem Mastbaume hervor. Ihn hatte Tajjibe's Klage hoch beglückt. Er sah ihre Laute am Boden liegen, hob sie auf, dachte: so kann ihr ein Zeichen meiner Anwesenheit werden und gab ihr die eigenthümliche Stimmung eines Liedes, dessen Melodie er in glühender Liebeslust schönerer Tage selbst erfunden hatte. Nach einer Weile erschien Tajjibe mit dem Kaufmann. Sie holte ihre Laute und als sie dieselbe am Deck liegen fand, zur Hand nahm und mit dem Stäbchen leicht über die Saiten strich, schrie sie freudig auf: „Er ist hier! Abdi muß hier sein. Niemand als er kann meine Laute so gestimmt haben.“ Der Kaufmann erkundigte sich gleich beim Schiffer ob er einen bagdader Jüngling am Bord habe. Dieser erwiederte ausweichend: gegenwärtig seien außer ihm selbst nur Matrosen am Schiffe. Aber Abdi nahm sich ein Herz, trat vor und sprach: „Herr, verzeiht daß ich euch folgte. Anfangs that ich's in der Absicht Tajjibe von euch zurückzukaufen. Seit mir ein Dieb euer Geld stahl, habe ich freilich keine andere Entschuldigung mehr als die, daß mir fern von ihr zu leben unmöglich ist.“ Der Haschemite führte Abdi nun zu Tajjibe und sprach: „Kinder, ihr seid geschaffen beisammen zu bleiben! Die Sorge für euren Unterhalt überlaßt mir.“

Die Reise nach Baßra war schon halb zurückgelegt und den Liebenden, die dem edelmütigen Haschemiten nicht genug danken konnten, stand das höchste Glück in nächster Aussicht. Da drängte sich

das neidische Schicksal noch einmal zwischen sie und die Erfüllung ihrer Wünsche. Das Schiff landete nämlich an einer Insel um seinen Vorrath an Trinkwasser zu erneuen. Mit den Schiffleuten war auch Abdi ans Land gegangen. Er lustwandelte eine Weile im Wald und als er ans Ufer zurückkam war das Schiff fort und hatte ihn zurückgelassen. Die Matrosen sagten dem Haschemiten, Abdi müsse in eine Felsschlucht gestürzt oder wie immer verunglückt sein, da all ihr Rufen ihn nicht zum Strande zurückgebracht habe. Tajjibe war in Verzweiflung. Der Kaufmann wankte zwischen dem Schmerz eine beschlossene edle That nicht durchführen zu können und der leisen Hoffnung daß sich Tajjibe's Sinn nun doch allmählich ändern werde. In Baßra angelangt stellte er ihrer Wahl anheim ob sie seine Frau sein oder als Schwester in seinem Hause leben und den verlorenen Freund fort und fort betrauern wolle. Sie entschied sich für das letztere und diese ihre Treue wurde herrlich belohnt. Nach einem Monat kam Abdi, der mit den mannigfaltigsten Beschwerden und Mühsalen zu ringen gehabt hatte, endlich in Baßra an und als er das Haus des Haschemiten auffand und sich ihm zeigte, hielt der wackre Mann sein Versprechen und die beiden Liebenden wurden so glücklich als Liebenden hienieden glücklich zu sein gegeben ist.

Fühlst du nun," schloß der Papagei, „wie schön es ist treu zu lieben, und merkst du wohl, welche Hindernisse eine treue Liebe zu überwinden vermag? Doch eile nun," setzte er, als er die Morgenröthe durch's Fenstergitter wahrnahm, spöttisch hinzu, „eile zu Mir Selim, du treue Liebende, du könntest dich sonst verspäten."

Mit widerstreitenden Gefühlen im Herzen begab sich Rachita, welcher der Ton der aus des Papagei's letzten Worten klang sehr mißfiel, zum Hausthor, fand den Tag angebrochen, kehrte um und legte sich schlafen.

Dreißigste Nacht.

(Schluß des Märchens vom Papagei.)

Rachita machte sich den Tag über bittere Vorwürfe: „Wie konnte ich," dachte sie, „dem verrätherischen Vogel abermals zuhören. Daß er mich nur hinhalten, mich nur hindern will zum Geliebten zu kommen unterliegt keinem Zweifel. Ich glaube er erfrechte sich gestern gar schon mich ohne Rückhalt zu verspotten. Mag's drum sein. Ich fühle wohl daß ich seinen Spott verdiene. Doch heute ist auch noch eine Nacht und die will ich benützen nicht um mit ihm zu streiten oder mich über ihn zu ärgern. Möge er schwatzen was ihm beliebt. Ich lasse ihn seine Geschichten den vier Wänden erzählen und thue was ich, wäre ich vernünftig gewesen, längst gethan hätte." In diesem Entschlusse suchte sie sich den Rest des Tages so gut als möglich zu bekräftigen und nachdem Abends viel Sorgfalt auf Putz und Schmuck verwendet worden und die Mitternacht herangeschlichen war, sprach sie am Bauer des Papagei's vorübergehend: „Gehab dich wohl, ich gehe zu Mir Selim," erreichte schnell die Thüre des Gemachs, verhielt sich, als er „Höre, edelste Frau! Rachita, höre!" nachrief, die Ohren, hüpfte die Treppe hinab, griff an die Klinke des Hausthors, öffnete es und stand in ihren glänzen-

den Gewanden, das Tuch das zur Hülle bestimmt war noch am Arme, im Vollmondschein vor ihrem Mann Said der gerade an den anderen Flügel des Hausthors pochte. Er war eben angekommen, hatte seine Diener und Lastthiere zurückgelassen und war ihnen zu Fuße heimwärts vorangeeilt. Als ihn Rachita sah wich das Blut aus ihren Wangen, ihre Knie schlotterten, sie warf sich schnell ihm an den Hals um ihren Schreck zu verbergen, doch entgieng seinem Auge troß der unsicheren Mondbeleuchtung nicht daß ihre Überraschung keiner freudigen glich. Er führte sie die Treppe hinan, hörte ihr ruhig zu als sie ihm im Hinaufsteigen erzählte, wie sie vom Papagei von seiner heutigen Ankunft in Kenntnis gesetzt worden sei und sich deßhalb zu seinem Empfange geschmückt habe. Er erwiederte hierauf nichts, trat mit ihr in das noch erleuchtete Gemach wo das Bauer des Papagei's stand und frug ihn: „Wie steht's um Rachita? Wo wollte sie hingehen?" Als Rachita den kalten, strengen Ton ihres Mannes hörte, fiel sie in Ohnmacht und sank rücklings auf den Diwan. Der Papagei berichtete kurz und wahr das Geschehene. Said riß den Damaszener aus der Scheide und zückte die Tabanklinge zum tödtlichen Stoße der Rachita's Bewußtlosigkeit für diese Welt dauern machen sollte. „Halt ein, Herr!" schrie der Papagei. „Mach' mich nicht zum Mitschuldigen einer blutigen That. Ich selber mußte ihr allnächtlich rathen zum Geliebten zu gehen, weil ich wußte daß es mir nur so gelingen werde sie dir rein zu erhalten. Hätte ich ahnen können daß du bloße Gedankensünden so furchtbar strafen willst, so hätte ich sie nicht abgehalten ihre Strafe wenigstens zu verdienen. Denk' an den Richter oben und geh' nicht so streng ins Gericht!"

Saids Augen, die im Beginn dieser Vorstellungen starr auf der Stelle unter Rachita's linkem Busen hafteten in die er den Stoß zu führen beabsichtigte, glitten jetzt allmählich über den Hals auf die blaßen, schönen Züge des einst angebeteten Weibes. Die alte

Liebe erwachte. Er öffnete das Bauer und das Gitterfenster des Gemaches und sprach zum Papagei: „Du hast meine Ehre gerettet, nimm deine Freiheit dafür! Hier würdest du uns Beiden eine lebendige Erinnerung dessen sein was wir in Vergessenheit begraben wollen.“

Der Papagei schwang sich vom Thürlein des Bauers durchs Fenster in die Mondnacht. Said hörte ihn noch jauchzen:

Ich ziehe fort und juble sehr,
Hier ist mir hart geschehen!
Und legte man die Welt mir her:
Auf Nimmerwiedersehen!

Nun holte Said aus dem Schlafgemach eine Kanne mit Wasser, besprengte Rachita's Antliz und brachte sie zur Besinnung. Sie umschlang seine Knie und bekannte ihre Schuld. Er verzieh ihr und hatte an ihr fortan durch's Leben eine gute. treue Gefährtin. *)

*) Nach den persischen Versionen schließt das Papageimärchen mit der Ermordung Rachita's durch ihren Gemahl der ihr bei seiner Heimkehr unter dem Hausthor, wie sie eben geschmückt zum Geliebten gehen will, begegnet. Der türkische Erzähler schenkt ihr das Leben und da ich diesem im Wesentlichen folgte, behielt ich auch seinen minder tragischen Schluß bei.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.